Das deutsche Führergesicht



200 Bildnisse deutscher Kämpfer und Wegsucher aus zwei Jahrtausenden-

Mit einer Einführung in den Geist ihrer Zeit

von K·R· Ganzer

J.F. Lehmanns Verlag München

K·R·Ganzer

Das deutsche Führergesicht

Das Gesicht der großen Menschen, die unserem Volk auf den verschiedenen Stufen seiner Lebensbahn als Führer voranschritten, ist gewiß nicht einheitlich. Leiblich und seelisch bietet es alle Möglichkeiten deutscher Art dar, ihrer Rassen und Stämme, Anlagen und Fähigkeiten. Und doch entsteht, wenn man die Bildnisse dieser Großen mit dem geistigen Auge in sich aufnimmt, ein einheitliches, das Gesicht des deutschen Führers. Sinnendes Forschen, grübelndes Denken, Ringen um ewige Wahrheit, schöpferische Gestaltung des Edlen und Schönen, Aufbau der staatlichen und völkischen Gemeinschaft, Kampf gegen Feinde draußen und drinnen und über all dem die stürmische, oft revolutionäre Sehnsucht nach den fernen Zielen, und vielerlei anderes gehören zu diesem Bildnis des deutschen Wesens.

Es wird von der Art des Lesers abhängen, ob ihm die 200 Bildnisse mehr zu sagen haben oder die scharf geprägten und sorgsam gefeilten Sätze, die das geistige Bild sicher und gerecht abwägend umreißen.

ıbe für den

ler Hitlerjugend

ıuflich).

Sonderausgabe für den
Dienstgebrauch der Hitlerjugend
(unverkäuflich).

Das deutsche Führergesicht

200 Bildnisse deutscher Kämpfer und Wegsucher aus zwei Jahrtausenden

Mit einer Einführung in den Geist ihrer Zeit

von

Karl Richard Ganzer



J. F. Lehmanns Verlag / München

Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP. keine Bedenken erhoben.

Der Vorsitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums

München, 10. 11. 1934

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen
Papier von Scheufelen, Oberlenningen
Printed in Germany

Vorwort

Geschichte ist Führergeschichte.

Wer die führenden Köpfe unseres Volkes mit wachen Augen betrachtet, sieht in ihnen die Geschicke der Nation gespiegelt, die deutschen Gestaltungen und die deutschen Träume, die deutschen Möglichkeiten und die deutschen Aufgaben. Im Handeln seiner Führer erscheint das Handeln eines Volkes.

Diese Tatsache bestimmt das vorliegende Buch in seiner Absicht und seinem Aufbau. Es verzichtet weitgehend darauf, biographische Kleinigkeiten zu geben, sondern möchte an der einzelnen Persönlichkeit zeigen, in welcher Weise sie in die Geschichte hineingriff. Nicht Lebensdaten sind wichtig, sondern die Gestalt. Nicht Einzelereignisse, sondern das umspannende Werk formen das geschichtliche Bild eines Menschen.

Die Gliederung folgt dem dynamischen Gang unserer Geschichte, nicht aber starren Einteilungen wie etwa in Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Innerhalb eines geschlossenen Zeitraums sind die innerlich zusammengehörigen Menschen zusammengenommen, selbst wenn damit die strenge zeitliche Ordnung einmal gebrochen worden ist. Auch hier ging es darum, statt eines äußerlichen Schemas die innere Spannung, die innere Verwandtschaft, die wesentliche geschichtliche Bedeutung im Rahmen der Zeitgenossen herauszustellen.

Bei der Bilderauswahl herrschte das Bemühen, nur das Sprechendste zu geben. Eines besonderen Hinweises bedarf die Bilderauswahl bei den Führergestalten der älteren Jahrhunderte. Hier zwang die Tatsache, daß nur in den seltensten Fällen Bilder vorhanden sind, wie sie unseren heutigen Anforderungen entsprechen, dazu, sich manchmal mit Siegeln oder Miniaturen zu begnügen. Aber auch wenn diese Bilder keinen unbedingten Anspruch auf Lebensechtheit machen können, werden sie doch weitesten Kreisen eine Vorstellung von der Art der damaligen Bildniswiedergabe vermitteln. Ein zeitgenössisches Bild selbst auf einem nur unklar geschnittenen Siegel ist echter und in der Regel wesentlicher als ein noch so schönes Phantasieerzeugnis eines späteren Künstlers. In einigen Fällen war von einer unentbehrlichen Persönlichkeit überhaupt kein Bild aufzufinden; da war es ratsamer, Nachbildung einer Handschrift ersatzweise heranzuziehen, als auf diese Persönlichkeit überhaupt zu verzichten.

Die Bilder hat Herr Werner Lehmann beschafft; ohne diese mühselige, überaus erfahrungsreiche Arbeit, für die nicht genug Dank gesagt werden kann, wäre dieses Buch kaum zustande gekommen.

Besonderer Dank gebührt dem Verleger, Herrn J. F. Lehmann, dessen Lieblingswunsch nach vielen Jahren der Vorbereitung in diesem Ehrenmal für die großen Führer unsres Volkes Erfüllung findet. Mit jugendlicher Begeisterungsfähigkeit hat er, seinen 70 Jahren zum Trotz, Werden und Wachsen dieses Buches begleitet und kräftig gefördert.

Verzeichnis der Bildnisse

Die Ziffern hinter den Namen verweisen auf die Seiten des Buches

Das deutsche Führergesicht

Kein Geschlecht darf sich vermessen, ohne die Bindung an die Vergangenheit bestehen zu wollen. Jede Lebensfrage des vergänglichen Tages, jedes Einzelschicksal wie jede Lebensstunde des Volkes werden von den Siegen und den Leidenschaften, den Erfüllungen und den Enttäuschungen vergangener Zeiten mitbestimmt. Geschichte ist eine lebendige Macht, und wie zu allen lebendigen Kräften muß ein waches Geschlecht auch zu ihr seine Stellung finden. Immer ist die Entscheidung notwendig, welche geschichtlichen Werte den Forderungen der Zukunft dienen, welche den Marsch in die Zukunft hemmen. Keine Zeit darf ihr geschichtliches Erbe unbesehen übernehmen. Vor jede tritt die Aufgabe hin, neu zu deuten und auszuwählen, was den Lebenden als Beispiel und Anruf gelten kann.

Jedes Zeitalter steht unter seinem eigenen Gesetz, dessen einmalige Aufgaben es erfüllen muß. Wann immer darum ein Geschlecht fragend vor seine Geschichte tritt, sucht es nichts anderes in ihr als die Bestätigung des eigenen Wollens. Aus der Einsamkeit seines Daseins in der vergänglichen Gegenwart flieht es hinein in die Gemeinschaft mit gleichgearteten Geschlechtern der Vergangenheit: das mutige zum mutigen, das erschöpfte zum müden. Je brennender aber die Forderungen des Schicksals vor einem Volke lodern, je unausweichlicher die Befehle klingen, die es zu neuer großer Schöpfung reißen, je zuversichtlicher es die Gewißheit beherrscht, daß ihm ein Schicksalsauftrag zur Lösung gestellt sei: desto leidenschaftlicher wird es in seiner Vergangenheit die Schicksalsbrüder, die gleichen gesegneten Schicksalsträger, die gleichen Kämpfer und die gleichgearteten, nie zufriedenen Schöpfermenschen suchen. Jede Epoche wählt aus und deutet. Zufriedene und beruhigte Generationen, die in ihren eigenen Tagen den Kampf nicht kennen, drücken sich auch an den schweren Kämpfen der Vergangenheit vorbei und finden ihr tiefes Gefallen an stillen Zeiten, die ihnen die eigene Ruhe bestätigen. Geschlechter aber, denen der mutige Sinn in die Zukunft steht und die den Kampf um neue Erfüllungen nicht scheuen, rühmen auch an der Vorzeit die schweren Auseinandersetzungen am höchsten und wählen die großen Kämpfergestalten ihres Volkes als Waffengefährten in die eigene Front. Und wenn das Urteil zufriedener Zeiten in einer geschichtlichen Gestalt einzig die abgeglichenen Züge der sicheren Reife und spannungslosen Ruhe finden wollte: die stürmische Seele eines Kämpfergeschlechts wird in der gleichen schöpferischen Persönlichkeit die harten, unruhigen und dämonischen Kräfte suchen, in deren klirrenden Schlägen eine neue Welt erst mühsam entstand. Keine Generation kann sich aus ihren geschichtlichen Bindungen lösen; gerade die schöpferische holt sich aus den Reichen der Herkunft immer neue Kraft. Die großen Männer ihres Volkes schreiten ihr als heimliche Führerschaft voran.

Unser Geschlecht lebt unter dem Anruf revolutionärer Entscheidungen. Bis in die Tiefen seiner Seele hinein ist es von dem fordernden Wissen erschüttert, an der Schwelle einer künftigen Welt zu stehen, deren Dunkel

noch ungelichtet ist und nach Fackelträgern und ihrem wagenden Mute schreit. Tiefer als viele früheren deutschen Geschlechter spüren die Deutschen der Gegenwart in sich das schwere Glück, neue Wege suchen zu müssen – und plötzlich erkennen sie aus dem Erlebnis des eigenen einmaligen Auftrags, daß auch die großen Ahnen nichts anderes als Wegsucher gewesen sind. Jeder unserer wahrhaft Großen führte seiner dumpf beharrenden Zeit einen neuen Gedanken entgegen; jeder schlug sich sein Leben lang mit Wirrnis und leerer Gewohnheit herum; keiner, der nicht im sprühenden Kampf für seinen Glauben sich selber in die gefährlichsten Breschen geworfen hätte; keiner, der seiner Gefolgschaft nicht wie ein streitbarer, fortreißender Führer vorausgeschritten wäre. Um all unsere Großen zittert die Unruhe erster und einmaliger Entscheidungen, die immer wieder Bekenntnis und Einsatz forderten. Fern aller Gemächlichkeit sind sie immer wieder in unerhelltes Land hineingestoßen. Immer wieder begehrten sie auf gegen den lähmenden Zwang verderbter Gewohnheiten und mutlosen Unverständnisses, immer wieder mußten sie sich über die Niederungen des trägen, dumpfen Beharrens hinauskämpfen, ehe sie den Griff zu ihrem Werke tun konnten. Den einen trieb ein hoher politischer Gedanke in die Leidenschaften des Kampfes hinein – und er erhob sich damit gegen die Mächte des alten Beharrens, die dem starren Herkommen dienten. Der andere ließ seinen unersättlichen Geist bis an die fernsten Grenzen des Seins jagen, in schwindelnde Einsamkeiten, in Sternenräume und in die Tiefen der Welt – auch er bestritt als schöpferischer Rebell den alten einengenden Ordnungen jegliches Recht auf alleinige Geltung. Der dritte suchte für sich und sein Volk neue und unbetretene Wege zu Gott, daß er Auge in Auge vor ihm stehe, gewärtig des seligsten Glücks oder des dunklen Worts der Vernichtung, brennend in der Begierde, alle Verantwortung selber zu tragen – und niemals stürzten vor einem deutschen Anspruch die alten Welten dröhnender zusammen als in dieser Stunde des schöpferischen Trotzes. Unruhe, Auflehnung, Protest heißen die Mächte, denen seit alters die deutschen Führermenschen verfallen sind und aus denen sie immer neue ewige Schöpfung läutern. In allem deutschen Führertum lebt eine zutiefst revolutionäre Seele als gestaltende Kraft. Breschenschläger für den Sieg neuer Welten, brechen sie alle in revolutionären Entschlüssen die breiten Bahnen der Zukunft auf.

So ist die Geschichte unseres deutschen Führertums umwittert von den revolutionären Gewalten des Mutes, des Willens und der Sehnsucht. Das deutsche Volk hat sich eine Reihe mythischer Bilder seiner Führermenschen geschaffen: den König, den Feldherrn, den Weisen, den Künstler, den Gottsucher. Jede dieser ewigen deutschen Gestalten trägt in sich ihre eigene, abgeschlossene Welt, und selten schwingt zwischen ihnen der Wellenschlag des Verstehens. Doch in einem tiefen, beherrschenden Zuge tragen sie alle das gleiche Gesicht: niemals zufrieden mit den kleinen Erfüllungen des vergänglichen Tages, gehen sie alle durch unsere deutschen Jahrhunderte als ewige Sucher, rastlose Dränger, Menschen des Wagnisses und der Gefahren hin. Wo ist die bange Sorge, die den Sturmlauf ihres Mutes hemmen könnte? Wo läuft die Grenze, die ihrem Wollen und ihrem Sinnen Halt gebiete? Das tiefste Gesetz des deutschen Führermenschen, die schöpferische Unruhe, reißt

hinter jedem ihrer Siege neue Kämpfe und hinter jeder Erfüllung neue, schwerere, lockendere Ziele auf.

Damit aber werden unsere großen deutschen Gestalten zu tiefen Sinndeutern unserer Geschichte. Auch unser Volk hat in seinen reichen Geschicken, trotz seiner opferharten Mühen und seiner selbstverschwenderischen Kämpfe noch niemals die letzte, endgültige Erfüllung seines geschichtlichen Auftrags gefunden. Riesenwerk reiht sich an Riesenwerk, aber keines ist ein Ende und keines bringt die letzte Lösung, die die beschauliche Ruhe erlaube. Faust steht alt und blind nach einem durchkämpften Leben der steten Suche vor seinem Werk, das ihm nun selber als eine Erfüllung gilt: und doch ist auch dieser Abschluß mancher durchstürmter und sehnsüchtiger Jahrzehnte wieder nur ein erster Beginn, Lockung zu neuer Tat, Verheißung künftiger Siege, die noch gestaltlos in weiter Ferne dämmern. Wie keine andere Schau leuchtet dies Sinnbild in die Abgründe der deutschen Seele hinein.

Unsere Geschichte ist eine unendliche Folge immer neuer Anfänge gewesen. Fordernd standen die schweren Aufgaben, die das Schicksal immer nur den starken Völkern zuweist, vor vielen deutschen Geschlechtern. Unermeßlich der Mut, mit denen sich diese ans Werk stürzten; hinreißend die Leidenschaft, die Zug um Zug, Schlag um Schlag, Atemstoß um Atemstoß sich dem Ziele näherarbeitet; flammend der germanische Trotz, der sich den Hindernissen entgegenbäumt, bis dann in königlicher Höhe das Werk vollendet steht – und grauenhaft und immer gleich zerstörend der Absturz, der noch jede deutsche Schöpfung ins Nichts zurückgerissen hat. Überschwere Tragik lastet auf unserer ganzen Geschichte, übermächtige Verhängnisse zucken durch ihre Läufte hin: und dennoch sind auch aus solchen Schlägen immer wieder ein neuer Glaube und ein neuer Wille emporgeschossen. In alle Verzweiflungen und alle Bitterkeiten hat das Geschick unser Volk hineingewirbelt. Doch ehe seine Kraft in trostlosem Verzicht verfiel, zündete ein Führerglaube ihm neue Fackeln an, zwang eine Führerfaust es wieder auf die schweren Wege zur Höhe und zu neuem Kampf.

Manches andere Volk wäre an Spannungen, wie sie die deutsche Geschichte durchziehen, zugrunde gegangen. Das deutsche Volk aber hat sie in herrscherlichen Leistungen gemeistert. Es wäre eine schale Beschönigung, wenn wir uns zur deutschen Geschichte nur darum bekennen würden, weil sie durch manche Jahrhunderte hindurch auf Höhenwegen ging. Unserem Geschlechte sind heroische Pflichten gesetzt: heroischer Gesinnung aber geziemt nur darum das stolze Ja zu unserem völkischen Schicksal, weil es fordernd und schwer war und weil das deutsche Volk selbst der tiefsten Bedrängnisse immer wieder Herr geworden ist. Es klirrt in unserer Geschichte von Kämpfen, manche erbitterte Feindschaft zerwühlte selbst die verheißungsvollsten Möglichkeiten, strömend rann das Blut unermeßlicher Opfer in die deutsche Erde – aber all dieser hingeschwendeten Kraft blühte am Ende der Sinn entgegen. Das deutsche Volk hat zu hunderten Malen in aller Nacktheit den Tod vor sich gesehen: und vor dieser grausigen Schau in das Ende ist es tief und hart geworden. Es hat Prüfungen zu bestehen gelernt. Es hat Spannungen auszutragen gelernt. Unter dem steten Anruf schwerster Forderungen hat es gelernt, aus dem Schoß seiner Kraft Energien herauszuholen, die ihm an

allen Orten den Weg zur Führerschaft sicherten. Niemals hat es sich mit einem einzigen Amt begnügt. Es ließ seine Kräfte hinströmen, wo immer sich Aufgaben darboten, weglos scheinbar und vielleicht in allzu unbesorgter Hingabe kostbaren Willens. Aber wo immer es zugriff, hat es Meisterliches geschaffen, ob nun das Werk bis auf den heutigen Tag davon zeuge oder ob sich die strömende Fülle der deutschen Kraft nur in der vergangenen Leistung als solcher verrate. Viele verschwendete Güter, unermeßliche Opfer aus nutzlosen Kämpfen und würgendem Haß liegen am Rand des deutschen Schicksalswegs: aber selbst sie sprechen mit Zungen von dem inneren Reichtum des Volkes, das solche Schläge überwand. Und wenn auch durch alle Jahrhunderte hindurch die höchsten deutschen Aufstiege nur Teilvollendungen blieben; wenn zwischen den leuchtenden Höhen Klüfte gähnen, aus denen immer wieder die lauernden Gefahren sprangen; wenn der Weg der deutschen Geschichte zwischen Höhe und Niedergang schwankt: dennoch ist die Gewißheit, daß unser Volk das Höchste zu leisten vermag, unerschüttert wie ein breiter Berg. Und gleich einem stolzen Turm ragt die Zuversicht auf, daß diese Fülle reichster Kräfte sich einmal unverloren und unverschwendet, splitterlos und unzerrissen an einer geschlossenen deutschen Leistung beweisen werde.

Der Sinn der deutschen Geschichte liegt darin verborgen, daß sie immer neue Bemühung verlangt. Wenn der Deutsche nicht mehr gefordert wird, verliert sein Dasein den Inhalt; denn ohne Ziel und ohne Kampf, ohne Sehnsucht und ohne Unruhe kann er nicht leben. Die deutsche Geschichte ist unerfüllt, ihre höchsten Aufgaben hängen noch unberührt vor ihr im Dunkel der Zeit. Jeder Deutsche fühlt sich nur der Zukunft verpflichtet und schlingt um sie seine mächtigsten Träume. Als Träger eines hohen Traumes und einer drängenden Sehnsucht, besessen von ihrem Glauben, den Blick an ferne Horizonte gekettet, sind unsere deutschen Führer durch die Zeit gegangen. Sie alle sind Zukünftige gewesen, sie alle schlugen sich für ihren Glauben mit jedem Widersacher bis zur Entscheidung, und selbst die Stillsten unter ihnen wußten sich dem ewigen Kriegergesetz des Opfers und der Selbstvergessenheit vor dem fordernden Werk unterstellt. Sie gingen einsame, umdrohte, verlassene Wege: aber auf breiten Straßen werden die großen Entscheidungen nicht gefällt. In ihrem Schicksal ist das Schicksal des ganzen Volkes eingefangen. Ihr Antlitz wurde von den edlen Leidenschaften geprägt, aus denen die schweren und leuchtenden, tragischen und schicksalsgroßen Erlebnisse unseres Volkes aufwuchsen. Bis in die leisesten Klänge ihrer Seele hinein sind sie die heimlichen Wortführer Deutschlands. Und was sich in ihren Zügen verrät, ist das deutsche Gesicht in seinen unausschöpfbaren Tiefen.

Das Reich der Macht

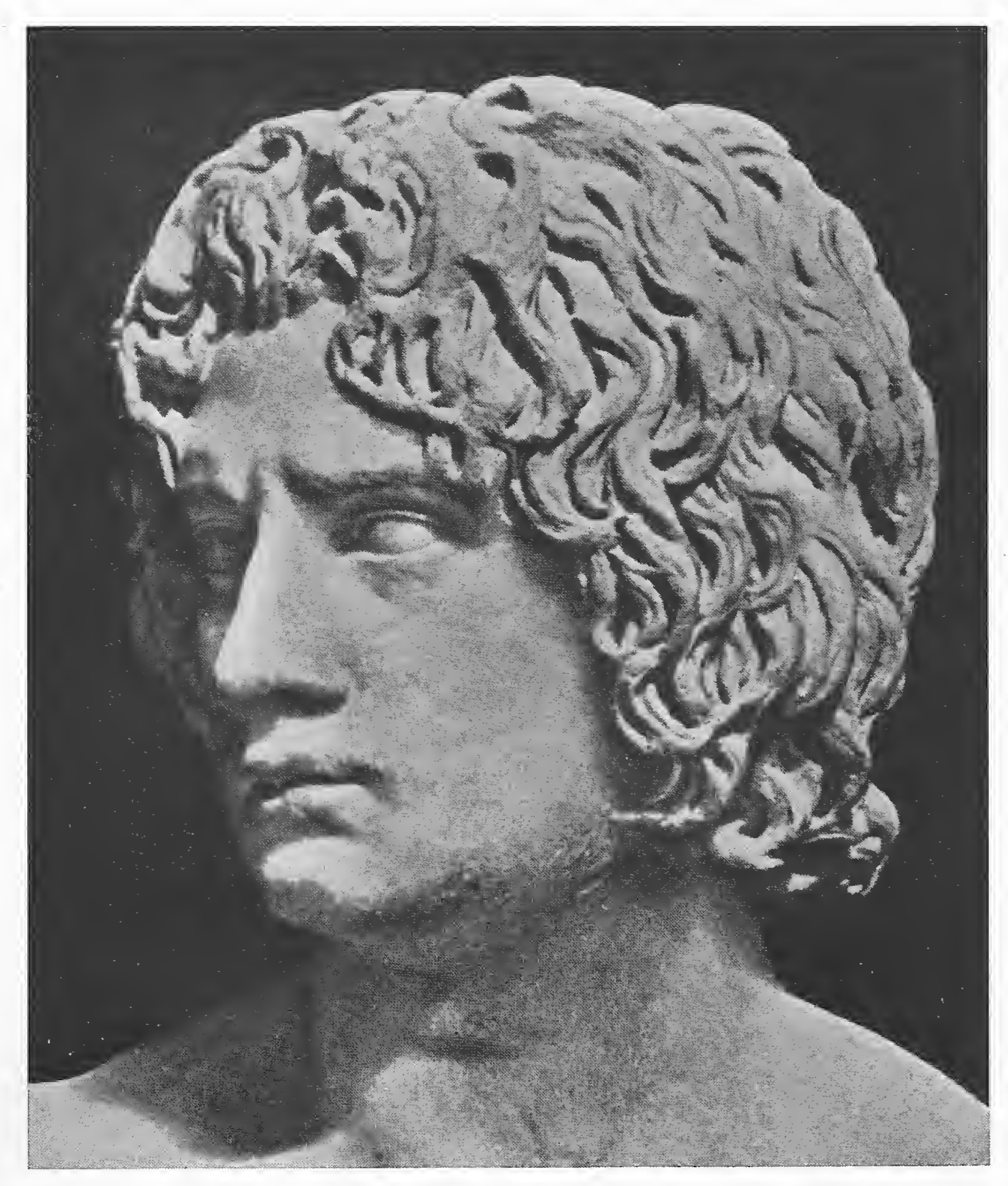
Eine lässige Denkgewohnheit hält auch noch heute das alte Vorurteil wach, als ob sich der Deutsche nur widerwillig und entgegen seiner tiefsten Veranlagung mit politischen Dingen befasse: viel eher neige er zu schweifenden Träumen, und sein echtes Wesen sei im Dichten und Denken, in den Werken der Zurückgezogenheit und der besinnlichen Stille beschlossen.

Gewiß kann der Deutsche stille sein und der Dinge des Geistes warten wie wenig andere Völker der Erde. Aber wie schon sein Trachten und Denken immer mit einem tapferen, kampffrohen Griff in die unzugänglichsten Gipfelräume des Seins sich verbindet, so sind die tätigsten Kräfte seines Charakters erst recht in den harten, fordernden Reichen der Macht und des irdischen Ringens zu Hause gewesen. Am hellsten lodert die deutsche Seele auf, wenn sie sich an einem großen Kampfe entzünden kann. In ihren innersten Gründen ist sie den hohen Werten politischer Haltung – dem Einsatz, der Lust an der Entscheidung, dem Opfer, dem stürmenden Mute – vertraut.

So ist auch die erste reife Epoche der deutschen Geschichte eine hohe Zeit des politischen Kampfes und der politischen Geltung gewesen. Wie oft hat man das deutsche Mittelalter nicht bitter verkannt! Die einen wollten in ihm nur das Dunkel barbarischer Frühzeit, Dumpfheit und tödlichen Seelenzwang finden; die spielende Phantasie der anderen übergoldete es und ließ blaue Träume darüber rinnen, bis es im Schimmer der Legende erstrahlte. Und doch ist seine Wirklichkeit hell und hart wie nur je eine kampfdurchflammte, siegfrohe Wirklichkeit unserer ganzen Geschichte. Da war kein dumpfer Traum und keine Versponnenheit in müde Phantasien. Da schritt über vereinzelte Träumer und vereinzelte Müde klirrend und tapfer das höchste Gesetz der Zeit hinweg, das helle deutsche Gesetz von der Macht und der Führung, dem Mut und dem Herrschergriff an die Enden der Welt. Dort wo die großen Entscheidungen unseres Mittelalters fallen, dämmert niemals Ruhe hin: ob nun ein Kaiser den Süden unter sein Schwert zwingt, ob ein Markgraf seine Grenzen nach Osten vorschiebt, ob die Sänger von den Wegen des suchenden Deutschen oder von dem Recht der herrscherlichen deutschen Macht singen – überall brodelt die Unrast der Schöpfung, die in den hellen Tag vorstoßen will und sich zu kämpferischen Ansprüchen bekennt. Nicht in den Mönchszellen, nicht in der Abgeschiedenheit hat sich das Schicksal des Mittelalters entschieden: hier wachten einzig die Mächte des lebensfremden Beharrens über ihr altes Erbe. Das deutsche Schicksal aber stand dort, wo der Wille zum Herrschertum, zum Kampf und zur Macht sich in einer einzigen deutschen Auflehnung gegen den Anspruch fremder Gewalten erhob.

Die deutschen Kaiser sind gegen Rom gezogen: nicht um sich in Demut vor fremder Huld zu beugen, sondern um ihrer Krone den höheren Rang, die größere Würde und den unbedingten Befehl über alle anderen Kronen zu erkämpfen. Sie waren nicht Hörige der römischen Kirche, sondern Träger der deutschen Macht. Träger der deutschen Macht waren auch die Fürsten

an den östlichen Marken des Reichs. Suchten die kämpfenden Kaiser im Süden römische Herrschaftsgelüste abzuschlagen, weil sie die Führung und Ordnung der Erde nach deutscher Gerechtigkeit forderten, so gewannen die kämpfenden Grenzfürsten im Osten dem deutschen Blut neues Land. Und wie die edlen Kaiser unserem Volke den hohen Mythus der deutschen Macht und der deutschen Herrlichkeit schenkten, so schenkten die östlichen Slawenkämpfer dem deutschen Volke den Raum, der einst die deutsche Zukunft tragen sollte. Keine der beiden Leistungen kann unser Volk entbehren. Keine ist vergeblich gewesen. Die eine errang nutzbaren Boden und damit den Wurzelgrund für neue deutsche Geschlechter, die andere aber erwarb dem Volke zeitüberdauernden, sagengroßen Ruhm. Und erst wenn man sie beide zusammen sieht, den Machtgriff nach dem Süden und den Machtgriff nach dem Osten, leuchtet die Kraft unseres Volkes in ihrem tiefsten Glanz.



Germane

Hermann der Cherusker 17 v. Chr.–21 n. Chr.

Am Anfang der deutschen Geschichte steht eine Führergestalt, deren Auflehnung gegen eine unterdrückende fremde Gewalt sich mit einem echt germanischen Kampf um die Macht verbindet. Als sich Hermann der Cheruskerfürst gegen die römischen Legionen erhob und sie in einem blutigen Aufstand vernichtete, hat er nicht nur die deutschen Stämme von einem unerträglichen Joch befreit. Wahrhaft weltgeschichtlich ist seine Tat deshalb geworden, weil er Deutschland vor der Romanisierung bewahrte, die bereits das ehedem gallische Frankreich vollständig den Einflüssen römischer Sprache, Sitte und Kultur unterstellt hatte. Hermann hat das Herz des Erdteils für das germanische Blut gerettet. Es leuchtet tief in das Wesen der schicksalwendenden deutschen Kämpfe hinein, daß diese Leistung aus einem stürmischen Aufstand, einer wahrhaft revolutionären Erhebung unter einem revolutionären jungen Führer herausgewachsen ist.

Germane (Hermann d. Cherusker?). Kapitolinisches Museum Rom



Karl der Franke 742–814

Es ist ein tragisches Geschick gewesen, daß Karls schöpferisches Werk am Ende auch dem Machtstreben und den Herrschaftsansprüchen der römischen Kirche zugute gekommen ist. Von einer sehr kleinen Ausgangsstellung her hatte der Frankenkönig in einer Folge gewaltiger Kämpfe, die ihn jahrzehntelang durch ganz Europa jagten, sein Reich errichtet und darin zum erstenmal die deutschen Stämme unter seiner Führung geeint. Niemals läßt sich diese unerhörte staatsschöpferische Leistung abstreiten und für immer reiht sie Karl unter die großen staatlichen Baumeister unseres Volkes ein. Er hat blutige Opfer an dieses Ziel geschwendet; die deutschen Stämme hat er mit der Schärfe des Schwertes und oft mit grausamer Härte zusammengezwungen und keine Eigenwilligkeit geachtet. Freilich lastete solche Unerbittlichkeit über allen großen politischen Kämpfen, und die Einigung der deutschen Stämme hätte auch das schwerste Opfer gelohnt. Aber hinter den kämpfenden Heeren mit ihren politischen Zielen kamen die Sendboten einer fremden Gewalt. Karl hat den politischen Ansprüchen der Kirche nicht dienen wollen. Aber die Tatsache, daß er mit seinem Kampf für politische Ziele unbewußt der Einengung des freien germanischen Gewissens Hilfe leistete, wird sein Werk immer tragisch umdüstern.

Reiterstatuette im Carnavalet-Museum. Nach dem Abguß im Germ. Museum Nürnberg



Widukind der Sachse **Gest. um 807**

Karl trug auf der Spitze des Schwertes den herrischen Anspruch der Macht; aber in Widukinds Aufstand trat ihm die alte germanische Freiheit entgegen. Wo solche Gewalten gegeneinanderbrechen, geht der Kampf erbarmungslos um Sieg oder Untergang. Immer wieder hat sich der Sachsenherzog, ein flammender Führer einer echten Revolution aus dem Willen und dem Glauben des Volkes, gegen die fränkische Macht erhoben, und nur blutige Härte konnte den rebellischen Willen der Sachsen brechen. Seit jenem Kampf steht das Bild eines echten Führers vor dem deutschen Volk. Und auch das ewig gleiche Geheimnis des sinnvollen Opfers ist damals sichtbar geworden: keiner der deutschen Stämme hat ähnlich schwer geblutet wie die Sachsen; aber ihr Opfer fand seinen hohen Sinn in der Stunde, da sie unter König Heinrich I., dem Enkel Widukinds, als der Führerstamm des deutschen Volkes die Krone des Reichs in ihre Obhut nahmen.

Grabplatte in der Kirche zu Engern. Aufn. Baumann, Bielefeld



Otto der Große 912–973

Otto der Große kam aus sächsischem Geschlecht; der Sproß des Stammes, der sich am leidenschaftlichsten gegen die Einigung durch Karl aufgelehnt hatte, wird der erste deutsche König, der sämtliche deutschen Stämme in seinem Heerbann geeint einem auswärtigen Feind entgegenführt. Hermann der Cherusker hatte schier ein Jahrtausend zuvor das germanische Herz des Erdteils vor der Verwelschung gerettet. Nunmehr zerstampft Otto in der dröhnenden Schlacht auf dem Lechfeld die schlimme Bedrohung von Osten, die mit den sengenden Ungarn jahraus jahrein über Deutschland hinweggebraust war. Dann ging er an den Aufbau des Reiches, an die Sicherung und die Ausbreitung seiner Macht. Nachdem er in Deutschland die Kirche unter die Botmäßigkeit des Reiches gestellt hatte, griff er nach dem durchwirrten italienischen Süden hinab, schlichtend, kämpfend und richtend und immer den Blick auf die Herrschaft des deutschen Willens geheftet. Jahrelang zogen sich die Kämpfe hin; aber am Ende stand Otto der Große als unbestrittener Herr hoch über den italienischen Staaten und hoch über dem Papst. Der Wille des deutschen Kaisers war es, der dem römischen Stuhl das Gesetz gab.

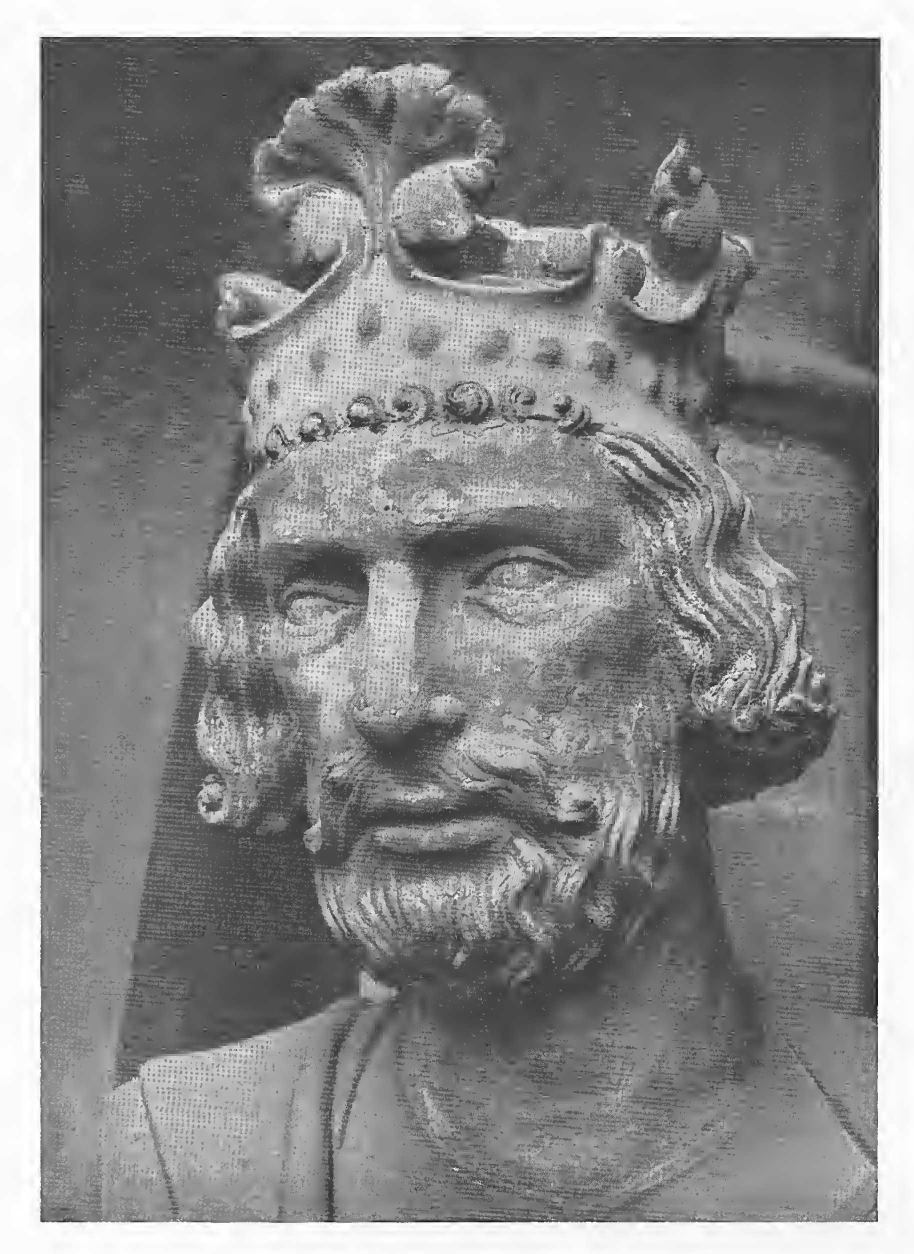
Reiterstandbild Magdeburg. Aufn. Dtsch. Kunstverlag



Markgraf Gero Gest. 965

Während Otto der Große im Süden der deutschen Geltung den hohen Rang erstritt, schob sein fähigster Krieger Gero die Grenzen des Reichs weit gegen die Wenden östlich der Elbe vor. 937 war er Markgraf in den Elbländern geworden. Seither fand er das große Amt seines Lebens darin, nach Osten zu stoßen, gegen Slawen und Urwald und Bruch, gegen händelsüchtiges Volk, das ständig zu jedem Streit bereit war. Manche Jahrzehnte zogen darüber hin, bis er sein Werk als erfüllt betrachten konnte. Schwere Rückschläge stellten mitunter wieder alles in Frage. Doch als der Markgraf 965 in seiner Stadt Gernrode starb, war das Land zwischen Elbe und Oder dem Reich gewonnen, Polen hatte die deutsche Oberhoheit anerkannt, Burgwarte saßen als Vögte über den fremden Völkern, die ersten deutschen Bauern pflügten in ihrem Schutz, die Mönche der neugegründeten Bistümer Havelberg und Brandenburg dienten als Sendboten der deutschen Kultur, die sich nun friedlich des Landes bemächtigen konnte, nachdem das Schwert des „großen Markgrafen", wie man schon damals Gero nannte, die Gewinnung des Ostens für Deutschland eingeleitet hatte.

Siegel aus dem Staatsarchiv Zerbst



Heinrich II. 973–1024

Heinrichs II. lange Lebensarbeit hatte dem mühseligen Wiederaufbau des Reiches zu dienen, dessen mächtigen Bau unter Ottos des Großen schwächeren Nachfolgern schwere Erschütterungen betroffen hatten. Heinrich hatte die Risse zu schließen, in kluger Weitsicht und sorgsamem Planen den alten Bestand zu festigen und die Größe von ehedem wieder neu zu erringen. Und er vollbrachte das Werk des friedlichen Aufbaus mit seinen nicht übermächtigen Kräften so sicher und klar wie nur je ein König, der über unbegrenzte Mittel verfügte. Den verlorengegangenen Rückhalt gegen die Slawen gewinnt er wieder zurück. Im Westen sichert er das erschütterte Ansehen des Reichs gegen Aufstandsversuche ehrgeiziger Fürsten. Die Kirche aber, der sich der müde Schwärmer Otto III. willenlos verschrieben hatte und die seither von ihrer kommenden Macht über die Krone träumte, baut er wieder wie Otto der Große als dienendes Glied in das Gefüge des Reiches ein, klar darauf bedacht, jeden fremden Anspruch auf die alleinige Herrschaft schon im Keim zu ersticken.

Adamspforte, Dom zu Bamberg. Aufn. Kunsthist. Seminar Marburg



Konrad II. 990–1039

Seit Ottos des Großen Tagen war die Kirche derart der Krone unterstellt, daß das Reich auf ihre Mittel an Ansehen und Macht immer zurückgreifen konnte: Krone und deutsche Kirche gingen im selben Geleise zum gleichen Ziel, aber das Reich befahl. Konrad II. jedoch löst sich selbst noch aus dieser schwachen Bindung weitgehend heraus. Neben die Kirche, die das Reich bisher allein zu stützen hatte, setzt er als neuen stützenden Pfeiler die Treue und Dienstbereitschaft der breiten unteren Stände des Volkes, die er gegen die Übergriffe der Großen schützt und damit auf sich verpflichtet. Konrad, der klare politische Denker, der so das Gewicht seiner Macht verlagert und sie ganz nüchtern auf das weltliche Schwert und den Beistand der weltlichen kleinen Vasallen gründet, greift damit weit in die Zukunft hinein, als ob er den kommenden Kampf zwischen Reich und Kirche ahne. Noch fügt sich die Kirche, wenn er ihr seine Gebote spricht, und auch sein Sohn Heinrich III. besetzt einzig nach seinem Willen den päpstlichen Stuhl. Schon aber wetterleuchtet es von nahen Zusammenstößen zwischen dem Kaiser und Rom.

Kaiserselekt Nr. 344. Hauptstaatsarchiv München



Heinrich IV. 1050–1106

Heinrich IV. war ein hilfloses Kind, als ihm das Schicksal die Königsmacht übertrug. Während aber das Reich in die Verhängnisse führerloser Jahre hineinsank, rüstete sich die Kirche unter dem wahrhaft führergroßen Papst Gregor VII. für ihren Anspruch zur Herrschaft. Der Zusammenstoß entzündet den entscheidenden Schicksalskampf des deutschen Mittelalters. Heinrich IV. hatte sein Königsrecht erst in schweren Bürgerkriegen durchsetzen müssen. Nunmehr bäumt er sich gegen den römischen Führungsanspruch verzweifelt, rastlos und in tragischem Ringen auf. Bannfluch um Bannfluch zuckt über die Alpen, Haß und Neid schlagen an ihm empor, der sich in einsamem Trotz allen Stürmen und Schlägen entgegenwirft und die bittersten persönlichen Opfer auf sich nimmt, um das Schicksal zu zwingen. Der Fürstenverrat von Tribur, der graue Tag von Canossa, zuletzt der gellende Treubruch des meuternden Sohnes — keine Enttäuschung hat den König verschont. Aber königlich ging er den einsamen Weg seines Kampfes bis zum ruhlosen Ende. Gebannt, geächtet, vom Haß verflucht und von der Feigheit gemieden, lebte er doch in den Wundersagen des Volkes noch lange weiter. Als einer der ewigen deutschen Führer aber schreitet er jedem deutschen Kämpfergeschlecht voran.



Adalbert von Bremen etwa 1000–1072

Adalbert, der Erzbischof von Hamburg und Bremen, ist einer der deutschen Kirchenfürsten, denen die Treue zum Reich höher steht als die eigennützigen Zwecke kirchlicher Sonderpolitik. Er hatte sein Erzbistum an Weser und Elbe zu einem starken Grenzbollwerk gegen den slawischen Osten ausgebaut. Doch war sein Blick nicht allein über die Elbe gerichtet: Adalbert gab als nächster Ratgeber Heinrichs IV. auch der großen Reichspolitik das Gesicht. Keine Gestalt zeigt klarer als er, wie eng die Machtkämpfe im Süden und die Kolonisationskämpfe im Osten zusammenhingen: kraftvolle Arbeit im Osten konnte nur ein Reich leisten, das auch im Süden, an der Front der stärksten Bedrohung, unangefochten war. Als durch den neidischen Zwang partikularistischer Fürsten 1066 der Grenzbischof die Gunst Heinrichs verlor und damit das nordöstliche Bollwerk nicht mehr die Kraft des Reichs im Rücken wußte, brach die ganze Front gegen die Slawen zusammen: das Reich hatte sich schwach gezeigt — da wurde Hamburg von den Slawen verwüstet, das Land zwischen Oder und Elbe dem deutschen Einfluß entrissen, die alten Marken bedroht.

Aus der Chronik von Rynesberg-Schene. Staatsarchiv Bremen



Albrecht der Bär 1100–1170

Sollte die Politik im Osten dauernde Früchte für das deutsche Volk zeitigen, so durfte man sich nicht damit begnügen, von Grenzmarken aus für Ruhe und Frieden im slawischen Land zu sorgen. Man mußte vielmehr den ostelbischen Boden für ewige Zeiten dem deutschen Blute gewinnen. Nicht Herrschaft allein, aber Herrschaft und Siedlung, Markgraf und pflügender Bauer, Gesetzesspruch und das heilige Band von Sprache und Blut schufen die engste Verbindung. Lange war das erkannt; doch Albrecht der Bär setzte dies Wissen am kraftvollsten in die Wirklichkeit um. Von seiner Grenzmark aus stieß er wie die anderen Grafen nach Osten vor. Aber auf die Spur seines Schwertes setzte er siedelnde Bauern vornehmlich aus niederdeutschem Stamm, daß sie das sumpfige Land urbar machten und den wilden Wald rodeten. Langsam wächst so ein neuer Bauernstand aus deutschem Blut in den eroberten Ödländern auf. Städtegründungen geben den menschenarmen Gebieten da und dort schon wirtschaftliche und geistige Mittelpunkte. Daneben zieht Albrecht Adelsfamilien nach, und nach kurzen Jahrzehnten ist das eroberte Land in seinem völkischen Gefüge der alten Heimat völlig angeglichen.

Siegel aus dem Staatsarchiv Zerbst



Abt aus dem bayerischen Kolonisationsgebiet

Andere Wege als die nordostdeutsche Kolonisation schlug die Kolonisation des deutschen Südostens ein; und doch war sie nicht weniger wichtig als der Vorstoß über die Elbe. Dort führten einige Herrscherpersönlichkeiten, scharfumrissene Gestalten, den Ritt nach dem Ostland an. Die Siedlungstätigkeit aber, die der bayerische Stamm geübt hat, war nicht nur das Werk vieler Jahrhunderte, sondern im letzten Grund Wanderbewegung der Stammesgemeinschaft selber. Schon in frühesten Zeiten, im 9. und 10. Jahrhundert, hatte sie eingesetzt, als nach den Siegen über Avaren und Ungarn Erobererzüge über die Inngrenze stießen: das neu besiedelte Land hat der bayerische Stamm nie wieder hergegeben. Auch hier hielten Grenzmarken Wacht. Sie waren zugleich das Feld, von dem aus die siedelnden Bauern sich immer weiter nach Osten schoben. Ohne Befehl und ohne Organisation, ganz aus dem Wanderdrange allein, errang sich der Stamm das mittlere Donauland bis hin zur Leitha. Namentlich Klöster müssen als Förderer der Besiedlung angesprochen werden. Doch man kann keinen der beteiligten Äbte rühmend vor dem anderen nennen. Sie teilen sich alle in das Verdienst, zusammen mit siedelnden Bauern dem deutschen Blut den Raum des späteren Österreichs gewonnen zu haben.

Grabmal des Abts Erminold. Kloster Prüfening bei Regensburg. Aufn. Landesamt für Denkmalspflege München



Friedrich Rotbart 1122–90

Wie Heinrich IV. füllte auch Friedrich Rotbart, der schwäbische Staufer, sein Leben mit Abwehr und Angriff gegen den römischen Anspruch auf Vormundschaft aus. Doch hing an seinen Fahnen kein vollkommener Sieg. Dem kaiserfeindlichen Papst hatten sich bald mit ihrer aufblühenden Bürgermacht die lombardischen Städte gesellt. Nach Not und Opfer, Niederlage und Kampf kam der Rotbart im Venediger Frieden endlich mit ihnen und dem Papst zu einer Einigung. Und wenn er auch die beiden mächtigen Gegner nicht vor seine Füße zu zwingen vermochte: den aufbegehrenden eigenen Willen hat er so kühn verfochten wie jeder andere deutsche König, der sich gegen die fremde Weltmacht empörte. Das südliche Reich hat seine Wurzeln nicht tief genug in die Erde geschlagen, um auch dauern zu können. Aber der Mythus vom stolzen Kampf um die Herrschaft strahlt als der tiefe Gewinn der südlichen Kämpfe seither durch die deutschen Jahrhunderte hin.

Codex Vat. lat. 2001. Vatikan Rom



Heinrich der Löwe 1129–1195

Als Friedrich Rotbart während des Kriegs gegen den lombardischen Städteaufruhr in schwerer Bedrängnis bei seinen Getreuen nach Waffenhilfe rief, hat sie der mächtigste der Vasallen, Heinrich der Löwe, ihm kühl verweigert. Das war Treubruch gegenüber dem Herrn – doch höchste Treue vor dem eigenen Werk, das den Einsatz der vollen Kraft verlangte und keine Verzettelung duldete. Tiefer noch als Albrecht der Bär riß der welfische Löwe in das slawische Land die Furchen seiner Macht. Mit Schwert und Pflug, mit dem Saatkorn des Bauern und dem Werkzeug des Städters eroberte er den östlichen Raum bis hinauf an die Küste und hin an die Ufer der Oder. Vom alten Niedersachsenland zog er aus, ein gewaltiger Führer im Schwertkampf und in der Bauernarbeit, der größte Wegbahner für die Ostlandfahrer, die der sumpfige Wald nicht schreckte, weil sie in ihrem Geist gerodetes Freiland mit Ackerbreiten und goldener Erntepracht sahen. Keine der großen deutschen Schöpfungen wurde so zäh und beharrlich erdient wie die Besiedlung des Ostens. Geschlechterlang rann der Schweiß deutscher Bauern in diese Erde ein, ehe sie trug. Dann aber war dem Volk eine neue Wurzelstätte für seine Kraft gewonnen.

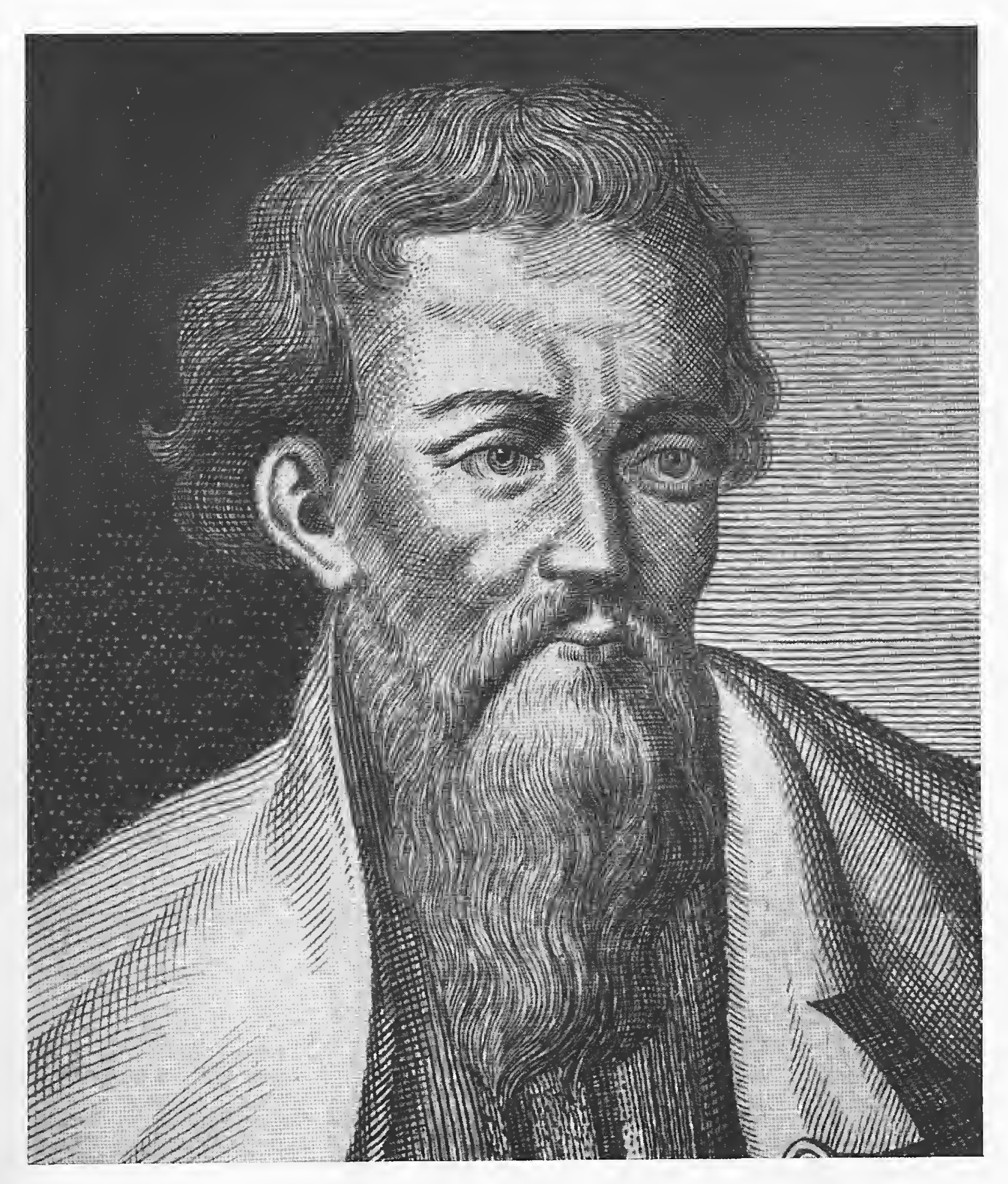
Kopf von der Grabplatte im Dom zu Braunschweig. Aufn. Kunsthistorisches Seminar Marburg



Friedrich II. 1194–1250

Barbarossa hatte die staufische Herrschaft im Süden stolz und starr verfochten. Friedrich II. aber hob den deutschen Anspruch auf Führung und Ordnung der Welt in schwindelnde Höhen hinauf. Als das Erbe des Reichs an ihn fiel, nagte und wühlte Mißgunst an dem schutzlosen Bau. Doch als er im Scheitelpunkt seiner Jahre stand, beugte sich ihm die Erde wie einem Herrn aus einer anderen Welt. Denn unbegriffen und zeitenfremd schritt er seinen Weg, der aus den alten Bindungen des Herkommens hinaus in eine kaum geahnte Zukunft neuer Ordnungen führte. Man hat diesen Staufer den ersten modernen Fürsten genannt, Überwinder des Mittelalters, Vorahner einer neuen geistigen Welt. Ganz nüchtern und streng schuf er in seinem Staat ein klares Gefüge: von Heer und Beamtenschaft geregelte Ordnung in neuer Art, wie die Zeit sie nicht kannte. Und wichtiger noch: wenn seine Ahnen dem römischen Stuhl allein die irdische Macht bestritten hatten, so wuchs er selber auch über den Glauben hinaus, daß ihm zumindest in göttlichen Dingen ein irdischer Herr vorgesetzt sei. Neben den römischen Anspruch stellte er stolz sein deutsches Wissen, daß jeder Gedanke für Krone und Königsamt einzig vor dem Schicksal und nicht vor einem irdischen Mittler müßte verantwortet werden.

Aus einem Werk „Tractatus de arte venandi“ Cod. Vaticanus Palatinus lat. 1071. Vatikan Rom



Hermann von Salza Gest. 1239

Hermann von Salza war Friedrichs treuester Freund: Gefährte und Berater in einem. Doch lag sein höchstes Verdienst nicht darin, daß er dem Kaiser als weiser Beauftragter diente: in geschichtlichen Rang hob ihn erst sein kühner Entschluß, das Preußenland dem Reich zu erobern. Am Heiligen Grab im Morgenland tat der Orden der Deutschen Herrenritter einen Dienst, der der Heimat völlig verloren war. Hermann, der Ordensmeister, führte die Brüder zurück und wies ihnen im Kampf gegen die Pruzzen ein Werk, wie es strenger und größer nirgend bestand. Bis über die Oder hinaus war das eroberte Land allmählich besiedelt worden. Ostwärts aber dehnte sich noch in unendliche Fernen fremdes Gebiet, dünnbesiedelte, jungfräuliche Erde, die des Gewinners harrte. Und der Orden stieß vor, weit in die Wälder hinein und nach Norden hinauf in die baltischen Breiten. Burgen wuchsen an seinen Straßen auf, Städte dehnten sich bald über die Lichtungen hin, in kulturarmes Land fluteten Sprache, Sitte und Blut der deutschen Heimat bereichernd ein. Was Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe begonnen, im Werke des Ordens fand es seine erste große Vollendung.

Nach einem alten Stich



Wolfram von Eschenbach Gest. etwa 1220

Während in allen Winkeln des Erdteils das Schwert der Kaiser sich deutschen Ruhm und der Pflug der siedelnden Bauern sich neues Land erwarb, war in der Heimat auch die Stimme der Dichter nicht müßig. Mancher Zank gellte in jenen Jahren durch Deutschland hin. Hoch über dem Mißton aber schwebte das Lied der Sänger. Wolfram von Eschenbach, ein Ritter aus Franken, war es, der zum erstenmal das Bild des ewigen Deutschen beschwor. Ein unersättlicher Sucher, ging sein Parzival durch die Wirren der Welt, seinem leuchtenden Traum verhaftet und dennoch ein klarer, nüchterner Herr der Notwendigkeit, wie sie der Kampf und der Alltag geboten, rein und voll stiller Frommheit in seiner Knabenseele, bei aller geheimen Demut von stolzem und tapferem Jünglingssinn. Wolframs Lied hat uns eine Verkündung und zugleich ein ewiges deutsches Vorbild geschenkt. Es hat im Deutschen den reinen und treuen Sucher gezeigt und damit das tiefste deutsche Gesetz entdeckt.

Manessische Liederhandschrift Heidelberg



Walther von der Vogelweide etwa 1165–1230

Walther wuchs aus tirolischem Stammesboden ins Reich hinein. Keinem Sängermund war eine reichere Fülle der Töne zu eigen. Er fiedelte unter den Linden der Bauernjugend zum Tanze auf und neckte sie dann mit einem Schelmenlied; er sang seiner Liebsten süße Erinnerungen an Heide und Blumen ins Ohr und stand dann wieder in einem Saal vor hohen Frauen, um ihren Ruhm zu verkünden. Mächtiger aber strich er den Bogen, wenn er von Deutschland sang, dem einzigen, dem lockenden, dem bindenden Land, das alle Werte der Welt geläutert in sich trägt. Und wenn er gar mit seinem werbenden und grollenden Lied in den Weltkampf zwischen Kaiser und Papst eingriff, war seine Stimme wie ein lauter Befehl, der Gefolgschaft herbeizwang. Keinen gewaltigeren Rufer konnte der Kaiser sich wünschen als diesen schweifenden Dichter, der dem römischen Stuhl den politischen Übermut zürnend verwies.

Manessische Liederhandschrift Heidelberg



Roswith von Gandersheim etwa 935–1000

Klirrten durch unser Mittelalter immerwährend die Schwerter männlicher Kämpfe, so gab es doch auch verschwiegene Stätten, in denen man stilleren Dingen nachsann. So wurden die Klöster vielfach zu Zufluchtsorten der Ruhigen, freilich auch der Schwachen und Müden. Sehr oft ist starkes Leben in ihren Mauern langsam verdumpft, doch haben sie wiederum auch der Kolonisation höchste Dienste geleistet; vieles wertvolle Blut ging in den Zellen zugrunde, doch hat sich auch hier die deutsche Seele nicht willenlos fremden Geboten gefügt, sondern in ihre Weite einbezogen, was stark und lebendig war und neue Schöpfung zeugen konnte. Roswith war eine Nonne aus deutschem Fürstengeblüt. Doch hat der Schleier sie nicht gehindert, eigene freie Wege zu ihrem ungewöhnlichen Werk zu gehen. Sie schrieb die ersten Dramen, die auf deutschem Boden entstanden, und wagte so einen Wurf, der im 10. Jahrhundert von einzigartiger Kühnheit war.

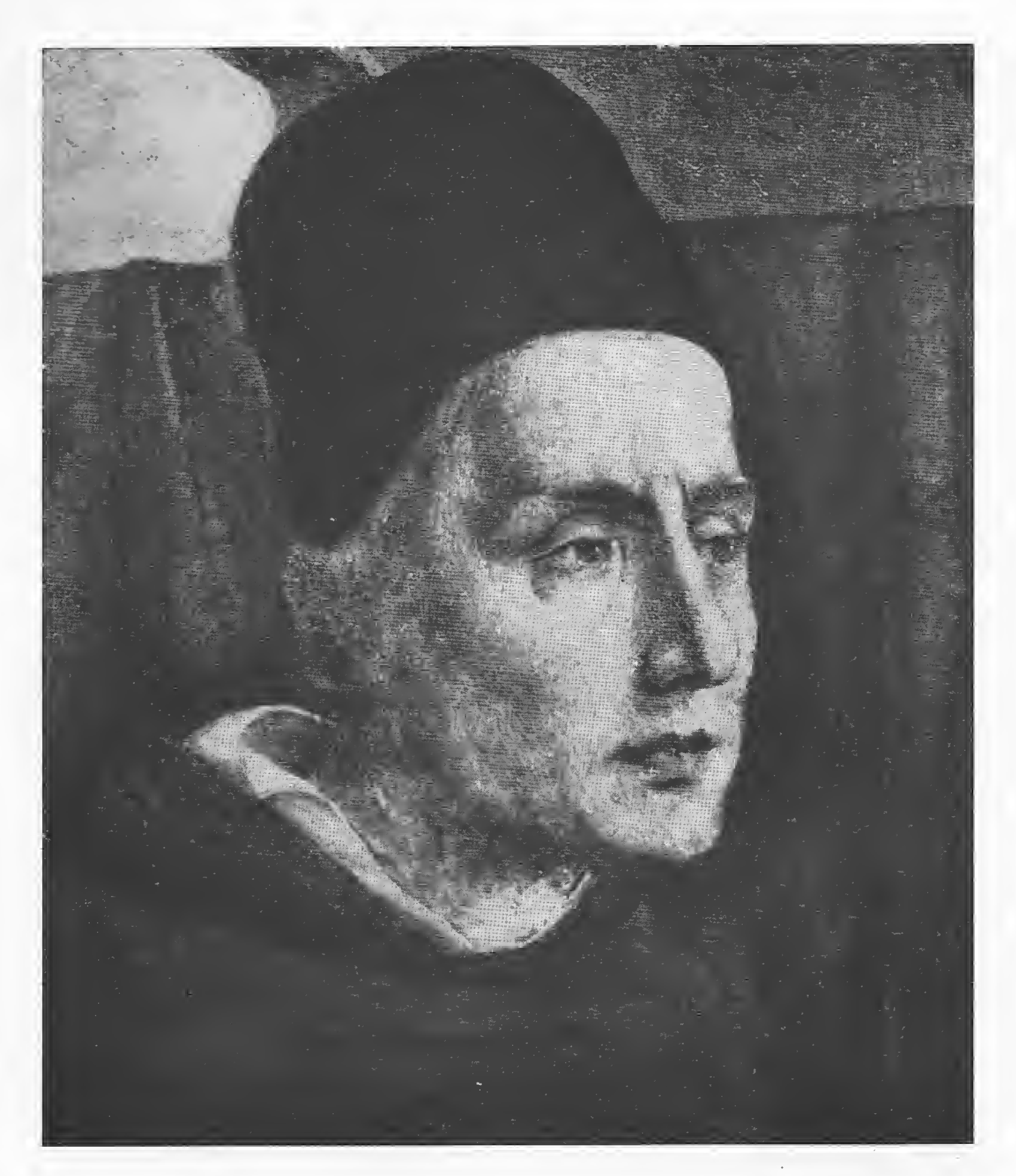
Holzschnitt von Albrecht Dürer



Elisabeth von Thüringen 1207–1231

Von Elisabeth erzählen die alten Legenden Wunderdinge an frommer Güte. Doch tiefer als der Schimmer des Wunders leuchtet ihr Frauentum durch die Zeiten. Wie all die anderen Fürstinnen und Ritterfrauen der Kreuzzugszeit hielt sie dem fernen Gemahl das Haus in guter sorglicher Hut, Wohltäterin und redlich um ihr Gesinde bemüht, dabei den Künsten und allen geistigen Dingen mit offener Seele zugetan. Was die Überlieferung von ihr meldet, läßt sie als wache, seelisch reiche, sorgende Frau erscheinen. So sehr hat sie sich die Bewunderung der Zeit errungen, daß die Sage den großen Sängerkrieg an ihren Hof auf der Wartburg verlegt: da kämpften die Sängerfürsten um Ehre und Ruhm, aber jedes ihrer Lieder war eine heimliche Huldigung vor der Herrin, die alle Leidenschaft und selbst den wildesten Mut in ihren fraulichen Bann zwingt.

Plastik von Tilman Riemenschneider. Germ. Museum Nürnberg



Albertus Magnus 1193–1280

Auch um Albertus Magnus schlingen uralte Sagen ihr wirres Gerank. Viele Gesichter hat man ihm angedichtet, das stille des demütigen Mönchs, das entrückte des Greises, das seltsam unheimliche eines dämonischen Zauberers, der allen Geisterwesen und Elementen gebietet. Und doch war auch er nichts anderes als ein rastlos suchender deutscher Mensch, der sein Sinnen in alle Abgründe jagt, um hinter den Schleier zu schauen, darunter das Wesen der Dinge schläft. Graue Grübelei spinnt ihre Nebel um seine Gestalt, stumme Versunkenheit hält ihn gefangen, er baut sich in karger Zelle einsam und weltenfern ein geistiges Reich der hohen Gedanken. Hier ist er groß; doch wenn ihn die Lockung zu luftiger Spekulation ergreift, verliert er sich in die Leere starrer Scholastik. Dann wird er, den sein germanischer Suchergeist zu ruhlosem Forschen und Planen getrieben hatte, ein Handlanger der Kirche, die die Macht seines Wissens benützt, um ihre Dogmen mit ihr zu stützen.

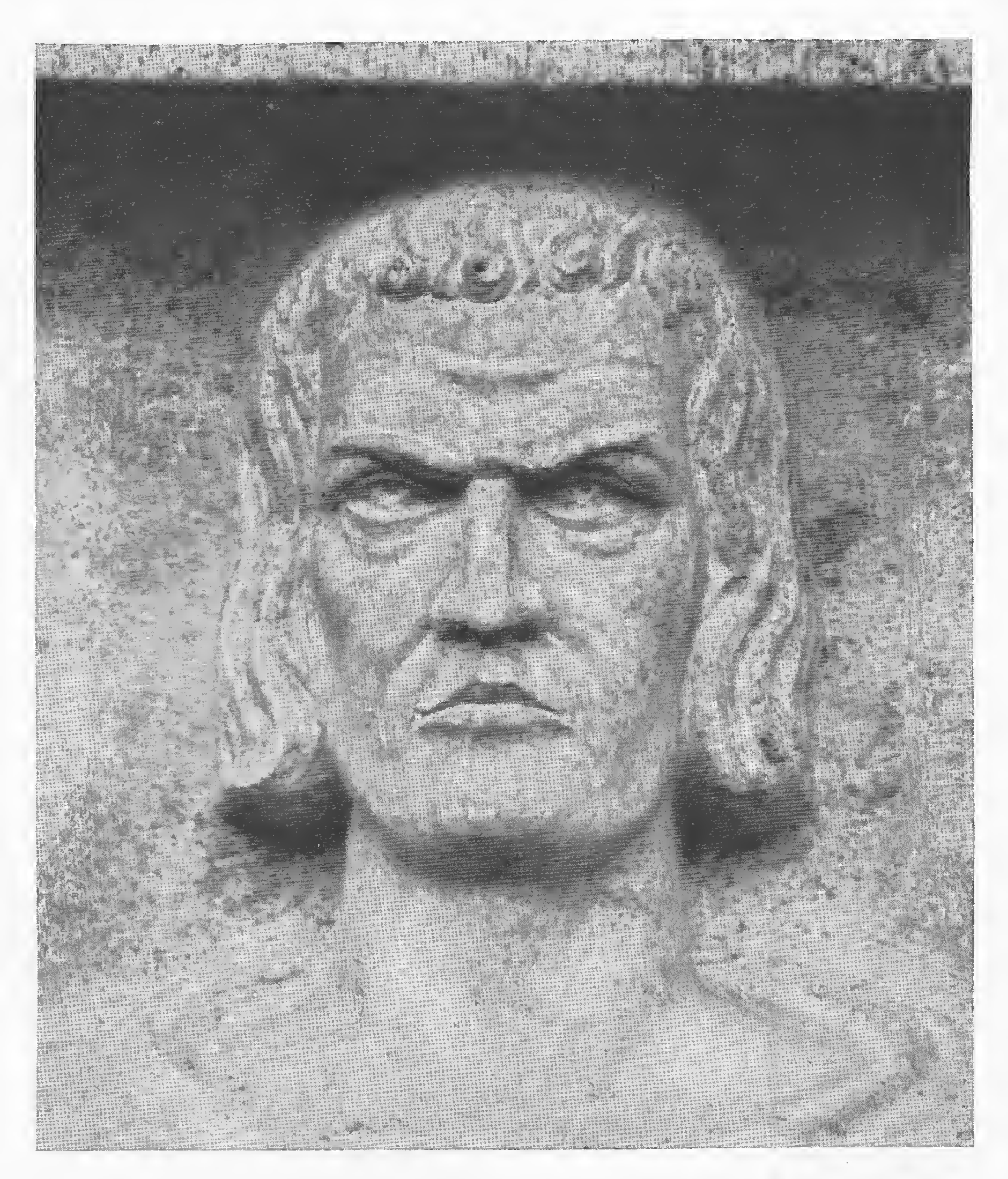
Gemälde von Justus van Ghent. Palazzo Barberini Rom

Daz ist swest' katrei maist' Ekhartes tocht' von
Gelobt vn̄ geeret si d' nā vns' h'rē ihu strazburc
xpi daz er vns daz bilde d' warhait
hat vor getragē daz er selb' ist dar an
vns niemā geirrē mach. Man liset in dē
heiligē ew. Daz vns' h're spiste mit
funf broten vn̄ mit zwain gebratnē
vischē vil volkes. Daz erste brot sullē
wir also v'stan daz wir prüuen sullen
waz wir ewiclich in got sin gewesen
vn̄ waz wir nu in got sin. Daz and' brot
ist daz wir prüuē sullē vns' lebē ind' zit
wie wir alle wart zit han v'tan. er zu
bedurfen wir [illegible] helfe daz ist ein erb
biht. De biht' sullē wir prüuē er an
im er an im daz zu d' warhait gehoret
so mugē wir im d' warhait getruwē
Daz sullē wir prüuē an drein stukken
Daz erste ist daz er si ein gut pfaffe
Daz and' daz er si bewert an eim volkomē
lebenne. vn̄ daz er habe den gewalt dē
ein gut bihter zu rehte habē sol. De
solt du suchen an welch' stat du in.

Meister Eckehart 1260–1327

Albertus Magnus saß als grübelnder Mönch in der Zelle, Meister Eckehart stand als Lehrer und gütiger Führer mitten unter dem lauschenden Volk. Und was er sprach, war eine neue, von Lebensfreude und Gottesminne durchflammte Weisheit. Da thronte Gott nicht mehr in unerreichbaren Fernen, zu denen nur mancher Begnadete sich einen schmalen Zugang ergrübeln könne, indes ein einfältiges Herz sich auf den Stufenwegen über Gnaden und Dogmen und Mittler sich abmühen müsse. Da wartete Gott in Pflanze und Stein, im Atem des Windes und in der Seele jegliches Menschen, bis dieser seiner gewahr werde und in stillem, handelndem Dienen sich als sein Kind bekenne. Hell und bejahend kam so eine neue Freudigkeit in die Welt, über die der Meister seine gütigen Worte aussäte. Alle Schöpfung war einem großen Strom einverwoben, aus jedem Wunder der Erde, aus Blatt und Tier und Wolke und Mensch blickten die Augen des Schöpfers in seine leuchtende Welt. Aber den strengen Dogmen der Kirchenlehre kam die neue, tiefe Frömmigkeit nicht zupaß. Da wanderten Eckeharts Schriften in die Flammen der Scheiterhaufen, ihn selber aber entzog der Tod dem drohenden Schicksal, als Ketzer gerichtet zu werden.

Aus einer Handschrift. Staatsbibliothek München



Eike von Repgow Ende d. 12. Jh., Anfang d. 13. Jh.

Während des ganzen Mittelalters ringen die Mächte des deutschen Blutes und der deutschen Seele gegen die vielen Versuche der Überfremdung. Wie die großen Kaiser ihren Kampf um die deutsche Macht, die Grenzgrafen ihren Kampf um neuen Raum, die Mystiker ihren Kampf um die deutsche Seelenfreiheit schlugen, so lebte der Niedersachse Eike von Repgow dem Kampf für ein volksgebundenes deutsches Recht. Langsam drang damals nach Deutschland das römische Recht ein und drängte die alten Stammesrechte immer tiefer in die Vergessenheit. Da prägte Eike das uralte Rechtsgut der Sachsen in neue lebendige Formen um und schuf so ein Rechtsbuch aus deutschem Empfinden, das sich den fremden Einflüssen wie ein Bollwerk entgegenhob. Dieser „Sachsenspiegel" eroberte sich schnell ganz Niederdeutschland und, gewandelt, auch oberdeutsche Gebiete; selbst slawische Staaten sprachen nach diesen uralten deutschen Gesetzen Recht. Wenige Jahrzehnte später begann das mächtige Reich seinen tragischen Todeskampf; aber da hatte das Volk aus der Kraft seines alten Erbes sich schon die Waffen für den Weg in die Zukunft gerüstet.

Kopf vom Gedenkstein in Reppichau bei Dessau. Plastik von Bildhauer W. Müller-Bernburg. 1934



Rudolf von Habsburg 1218–1291

Mit dem Ende des staufischen Hauses waren lange Jahre des Verfalls über Deutschland hereingebrochen, in denen die Zügel des Reiches führerlos schleiften. Erst Rudolf von Habsburg machte der kaiserlosen Zeit ein Ende. Aber er trug auch den hohen, stolzen Sinn des alten Kaisertums zu Grabe. Nicht mehr stand fortan auf seinem Schwert der Wille zur ordnenden Herrschaft, zum Richtertum und zur Leitung der Welt; nicht mehr maßen sich künftig Kaiser und Papst um den hohen Anspruch auf die Führung des Erdkreises: der Kaiser der neuen Zeit dachte nur noch an die Größe des eigenen Hauses, an Ländergewinn, an Mehrung der Güter, an den Besitz von irdischer Macht. Ehedem schimmerten um die Krone Gedanken von mythischer Kraft. Nun aber begann die Zeit, da der Thron nicht zuerst ein göttliches Amt, sondern ein Mittel der Hauspolitik war. Darum auch sprangen fortan die großen, drängenden Entscheidungen unserer Geschichte aus anderen Quellen hinein in die Zeit.

Grabplatte Dom zu Speyer. Aufn. W. Hege



Winrich von Kniprode Hochmeister seit 1351, † 1382

Nach wie vor behielt der Kampf um den Osten seine alte Bindung an die lebendigen Kräfte des Volkstums. Je größeren Raum der Orden eroberte, desto mehr Siedler setzte er an. Die kämpfende und führende Schicht der Ritter schuf sich in den siedelnden Hintersassen den gesunden politischen Rückhalt. So wuchs der Orden, nachdem die Eroberung beendet und das Land endgültig befriedet war, langsam und sicher zu einem festgefügten Staatswesen empor. Zu seiner höchsten Bedeutung hat ihn Winrich von Kniprode, ein Rheinländer, geführt. Unter seiner Regierung wurde der Orden zur bestimmenden politischen und wirtschaftlichen Gewalt im baltischen Raum. Er hatte sich bald mit der aufstrebenden Hanse verbunden. So gewichtig war damals die Stärke des Ordens, daß im hansischen Krieg gegen den Dänenkönig Waldemar nicht zuletzt seine Macht den Hansestädten den Sieg über das Königreich erringen half. Fern vom Thron, von der Krone verlassen, wurden so die entscheidenden deutschen Schlachten gekämpft.

Kupferstich von Johann Salver 1695—1724. Kunstsammlung Veste Koburg



Brun Warendorp † 1369

Als der deutsche Orden unter der Hochmeisterschaft Winrichs von Kniprode im Gipfelpunkt seiner Macht stand, hatte sich auch die Hanse zu herrscherlicher Bedeutung erhoben. Aus einer anfänglich sehr losen Vereinigung handeltreibender Städte war sie hervorgegangen; einige Führergestalten hoben sie dann stetig hinein in die Höhen der Macht. Während die Städtebünde im Süden des Reichs sich in Streitigkeiten mit kleinen Landesfürsten verloren, trat die Hanse stolz gegen Großmächte wie England und Dänemark an, die ihr die Herrschaft über die Meere bestritten. So hat Brun Warendorp, der große Lübecker Bürgermeister, die Hanse in den Krieg gegen Waldemar Atterdag, König von Dänemark, geführt. Waldemar träumte von einem dänischen Großreich, das die Ostsee beherrschen und die Hanse gewalttätig beugen sollte. Doch Warendorp schlug ihm den vermessenen Traum in Trümmer und zwang ihn im Stralsunder Frieden zu der Verpflichtung, daß ohne den Willen der deutschen Hanse kein neuer König den dänischen Thron besteigen solle. Ungehindert wehten seit dieser Zeit die hansischen Farben über dem Meer.

Nach der Grabplatte. Marienkirche Lübeck.



Heinrich von Plauen etwa 1370–1429

Mit dem Ende der Staufer war im Süden ein Reich des deutschen Willens zur Macht zerbrochen. Doch hatte dafür die Kraft des Volkes im Ordensstaat und im Hansebund sich neue Machtkörper geschaffen. Von Hermann von Salza angefangen bis hin zu Werner von Orselen und Winrich von Kniprode hatte der Orden sich immer straffer zum Kampf um die Macht gefestigt. Aber er konnte sein Reich nicht sichern: 1410 schlägt es ein Polenheer auf dem Schlachtfeld von Tannenberg in klägliche Trümmer. Doch heldenhaft hatte der Ordensmeister Heinrich von Plauen die Marienburg verteidigt, und als er danach die Macht übernimmt, sucht er, letzter unter den größten Führern, den Orden nach neuen strengen Gesetzen wieder in straffe Formen zu zwingen. Der kühne Anlauf wurde jählings gebrochen, als sich die lässig gewordene Ritterschaft gegen den fordernden Meister erhob. Er hatte den Orden zu neuer Zucht führen wollen, da sperrte man ihn in den Kerker, nicht ahnend, daß man damit die Zukunft des Ordens zerschlug.

Kupferstich von J. Salver

Das Reich der Seele

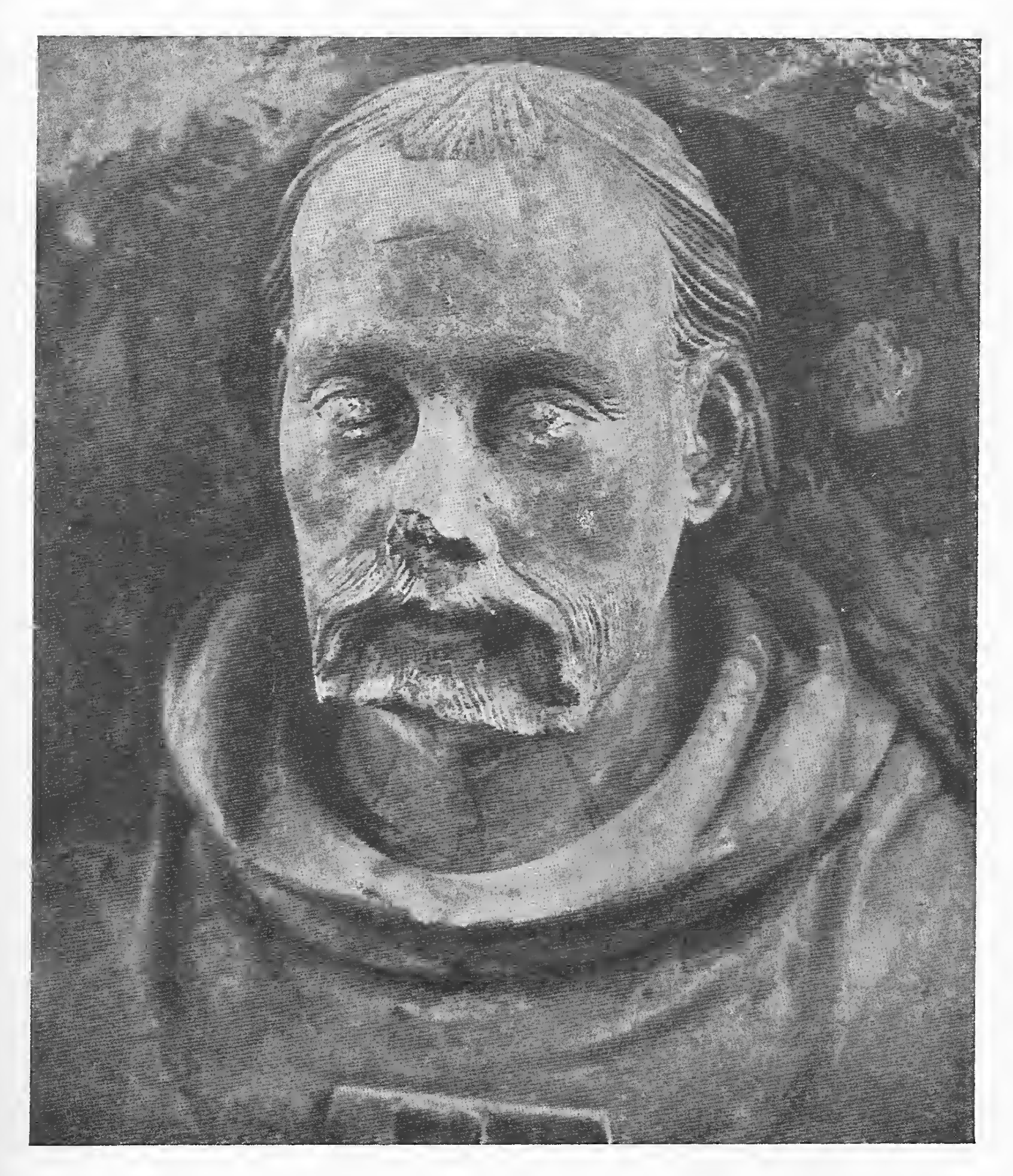
Manches schwere Jahrhundert hindurch hatte das deutsche Volk in seinem Ringen um Freiheit und Macht und Raum seine politische Kraft zum erstenmal überprüft. Zwar hatte am Ende der großen Stauferzeit, die zugleich die mächtigsten Vorstöße in den Osten und die erste Blüte der deutschen Dichtung umschloß, ein jäher Absturz in das politische Nichts alle Erfolge und jede Hoffnung zerschlagen. Doch tiefer als der Gedanke an äußere Gewinne, die damals noch nicht nutzbar geworden sind, begreift den Sinn jener mächtigen Zeit die Erkenntnis, daß unser Volk schon in diesen frühen Jünglingsjahren politische Kräfte aus sich herausgeholt hat, wie sie kein anderes Volk besaß. Die feige Ausflucht später müder Geschlechter, daß unser Volk zu politischen Leistungen unfähig sei, wird gerade durch die Geschichte unseres Mittelalters Lügen gestraft. Denn selbst wenn dieser erste, jünglinghaft kühne und große Griff nach der Macht am Ende noch nicht gelohnt wurde: er hat in unserm Charakter ein Maß an politischem Können und kämpferischer Leistung, an trotzigem Mut und an gestaltender Kraft, einen Schatz kostbarster Berechtigung zur Macht gezeigt, der unverlierbar seither in unserer Seele ruht und einst wieder aufblühen wird. Der Sinn unseres Mittelalters heißt nicht Scheitern und nicht Verfall; das entscheidende Erlebnis liegt darin beschlossen, daß unser Volk zum erstenmal und in einer ganz frühen Zeit Überschau hielt über sein politisches Können und seine politische Leidenschaft. Und Leistungen entstanden daraus, die in ihrer Ganzheit, im Osten und Süden und im Innern des Reichs, auch heute noch ihren Rang behaupten.

Kaum aber war unserm Volk dieser Nachweis seiner hohen politischen Fähigkeiten fürs erste geglückt, als es einen neuen Schacht in seine Seele zu treiben begann, um ihre Tiefen nach einer neuen Weise auszugründen. Den Weg zum Reich der Macht hatten Kühnheit und Wagnis und königliche Ansprüche durchflammt. Der beglückende Weg zum Reich der Seele brachte Entdeckungen, die einem zarten und keuschen, versonnenen und stillen, abgründig tiefen und wiederum unerschöpflich reichen Innern entströmten. Was die Kunst des späten Mittelalters gestaltete, sind Offenbarungen, die sich anfänglich nur scheu und verhalten zu bekennen wagen, um dann zu immer größerer Mächtigkeit und immer höherem Stolz sich auszuweiten.

Ganz leise und unbemerkt machen sich die frühen Künstler der Zeit auf ihre Wegsuche nach der deutschen Innerlichkeit. Sie malen in Rosenhecken deutsche Madonnen hinein, die wie die Lieblichkeit eines feinen

Liedes sind – aber von ihnen selber kennt man gerade den Namen. Sie bauen der fernen Gottheit Dome entgegen, breite romanische Gottesburgen und die steinernen Traumwälder der Gotik – aber sie selber bleiben in eine tiefe Stille verschwiegen eingetaucht. Erst später zeigen die Meister auch ihr eigenes Gesicht: dann ist es demütig in eine Ecke hineingemalt, aufblickend zum Herrn oder zur mütterlichen Jungfrau, hineingestellt in den Kreis des Volkes, hineinverstrickt in die Qual der leidenden Kreatur. Das Werk ist ein gläubiger Dienst; und vor dem Werk wird der Meister still und fromm.

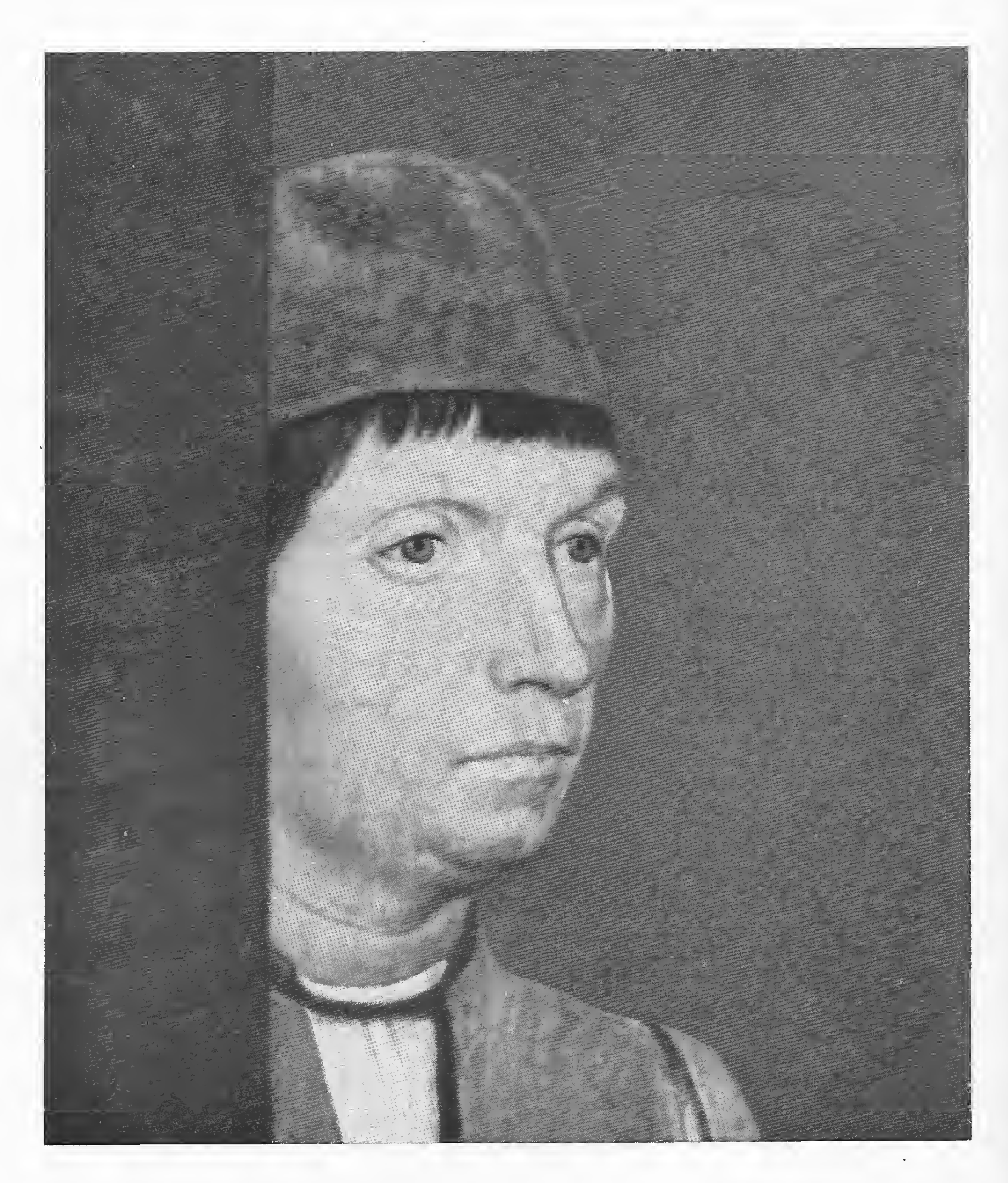
Ist es nicht müde Flucht, wenn ein Volk, das eben noch kämpfend und siegend den Erdteil durchritt, sich in die kleinen und zarten Dinge verliert? Es ist keine Flucht: auch hier stößt die suchende deutsche Seele in unbekannte, nie betretene Räume vor. Nachdem sie in ihrem Kampf um die Macht sich an der Herrschaft über die irdische Wirklichkeit versucht hat, erobert sie sich nun eine innere Wirklichkeit und macht sich auf, auch die stillen Dinge meistern zu lernen. Doch als ihr dann diese fremden stillen Dinge allmählich vertraut geworden sind, als sie sich auf dem neugewonnenen Boden heimisch fühlt, als sie die Grenzen dieses Reiches der Zartheit und Demut und scheuen Frömmigkeit überall ausgeschritten hat, wagt sie in ihren Schöpfungen wieder Entschlüsse, die vor keiner Kühnheit zurückschrecken: zärtlich von Rosen umspielt träumten einmal Madonnen im Hag – nun aber stürmen die Schrecken der Apokalypse selber durch die Gesichte der Meister; anbetend knieten die Hirten vor dem Kinde im Stroh – doch dann reißt ein grausiger Totentanz wild und gnadenlos die Seele vor den Anblick des nackten Endes hin. Jegliche kleine Schönheit umschmeichelt der Meister mit seiner Liebe: aber so reich ist sein Schöpfertum und so umspannend sein Geist, seine Ehrlichkeit so unbarmherzig und so zwingend sein Mut, daß er auch die wilden Dämonen und würgenden Schrecken des Seins in seine Herrschaft bannen will. Niemals ist die Seele des deutschen Volkes feige gewesen; immer ging sie, selbst in den stillsten Stunden, die gratscharfen Wege, die von Gefahren umlauert sind und an deren Ende ein ferner, kaum geahnter mächtiger Sieg hängt.



Peter Parler, Dombaumeister 1333–1398

Von all den großen Baumeistern der hohen Dome ist uns sichere Kunde über ihr Leben kaum überliefert; wie ein Wort aus einer Sage klingt dann und wann einmal ein Name auf, doch die Gestalt des Meisters selber bleibt verborgen in der Bescheidenheit frommen Dienens. Gebundenheit ist das Kennzeichen jener Kunst. Alles Schaffen ist einverwoben in die Geflechte alter Bräuche, es geschieht aus tiefer, lebendiger Gläubigkeit, es wächst aus der Gemeinschaft von Bauhütte und Zunft, es ist vielfach sogar ein Werk der Sippe. Peter Parler, der Prager Dombaumeister, steht zwar nicht in der Reihe der Größten seiner Zeit; aber er ist ein Sinnbild für die Gebundenheit, der die Münsterwunder entwachsen sind. Aus der aus Schwäb.-Gmünd stammenden Sippe der Parler kennt man eine Reihe von Namen, die Meisterruhm verdienen. Denn beinahe überall, wo im Reich sich ein Münster erhebt, hat auch ein Parler am Bau mitgewirkt und mitgedient: in Prag und Freiburg, in Straßburg und selbst in Orvieto und Mailand. Aus strenger Bindung wuchs dies Können auf: dann aber strömt es hinaus und überflutet mit seiner Kraft das ganze Reich.

Dom zu Prag. Zwischen 1379 und 1393



Hans Memling, Maler — etwa 1440–1494

Hans Memling war ein Vlame, sein Werk ist niederdeutsch, aus deutschem Blut hat er geschaffen. Das deutsche Erbe war es auch, das ihm den schweren Doppelsinn der Welt erschloß: kindhafte Unschuld und die Schrecknisse des Endes. Hans Memling hat ein Bild gemalt, da singen Harfen- und Violenklänge um den Jesusknaben, indes er, spielerisches Kind, nach einem Apfel hascht — und tiefer Friede ist darüber ausgegossen; doch vorher hat der junge Meister in seinem ersten Bild das Schwerste, Drohendste gezeigt, den Höllensturz des Endgerichts. Die Qual der Kreuzigung hat seine Seele noch einmal gequält, als er sie schilderte; doch an den Schrein der heiligen Ursula malt er legendenzarte Bilder von fröhlicher und stiller Anmut. Er ahnt den alten Kampf, der in der Schöpfung tobt, doch er versinkt nicht bang in seine Menschenfurcht. Er geht den deutschen Weg und sucht sich Aug in Aug mit dem Verhängnis zu behaupten.

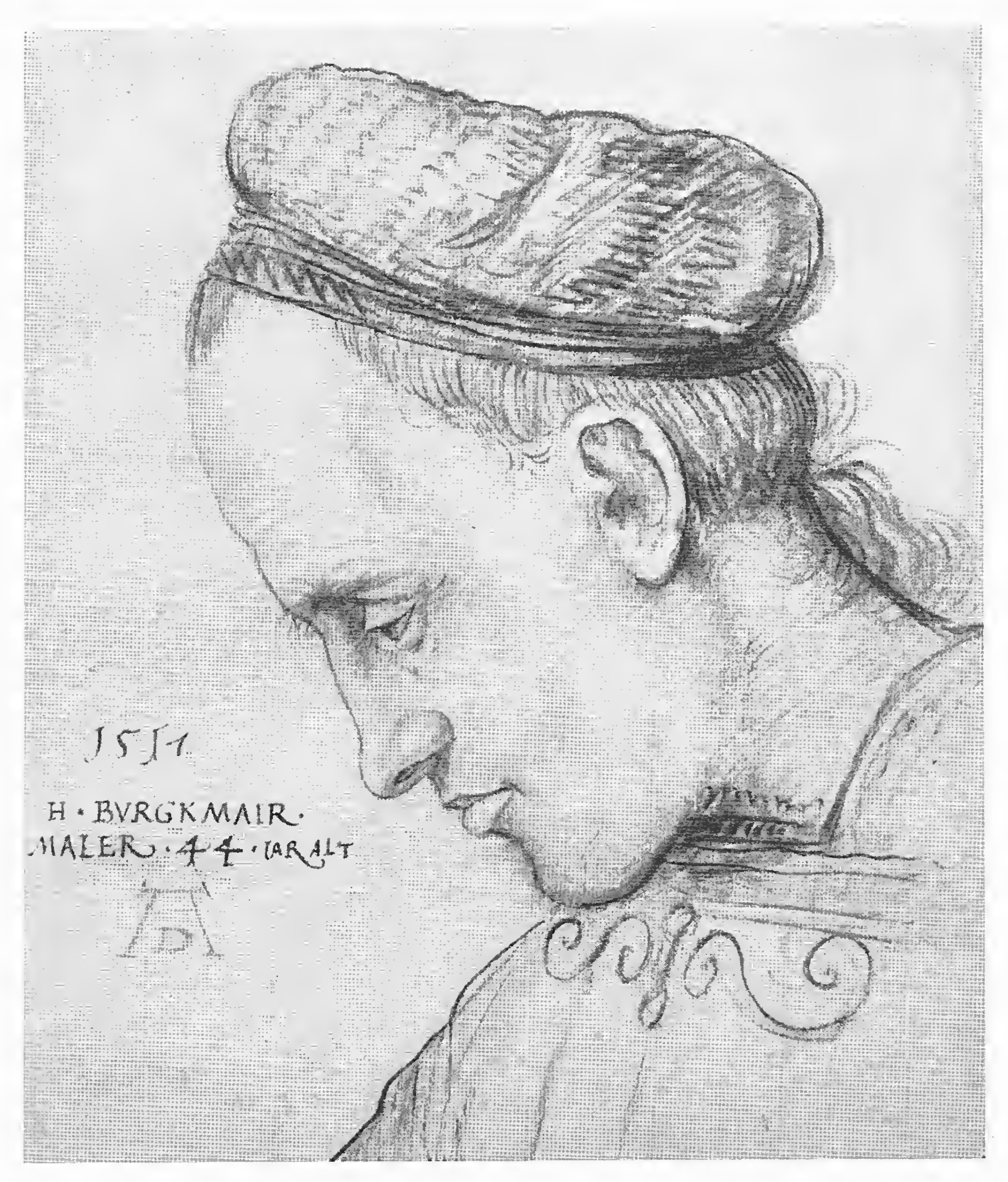
Selbstbildnis vom Altar des Sir John Donne Chatsworth. Aufn. Hanfstaengl



Martin Schongauer, Maler und Kupferstecher 1445–1488

Der Alemanne Martin Schongauer, der seine Werkstätte im elsässischen Kolmar aufgeschlagen hatte, war nicht wie andere Meister der Zeit allein dem Dienst der Farbe verfallen: ganz neue Wege ist er gegangen, als er sein hohes Künstlertum an Kupferstich und Holzschnitt übte. Zwar hat es beide Fertigkeiten auch schon vor ihm gegeben; doch ihre künstlerische Weihe empfingen sie zuerst durch ihn. Er hat im Kupferstich den Reichtum und die Innigkeit des deutschen Lebens, die alten frommen Märchen und Legenden zu hoher Form gestaltet und sie dem Volk im Bilde neu geschenkt. Da gingen seine Stiche von der Passion durch alle Hände; die Blätter des Marienlebens zeigten, wie deutscher Glaube die Worte fremder Sagen in sein Fühlen einschmolz. Maria und ihr Sohn schritten als deutsche Menschen durch die Zeit, tätig und froh, vom Leid gebrochen und im tapferen Tod dennoch sieghaft verklärt. Der Meister strahlte seinen deutschen Glauben hinein in die Legenden; und als das Volk die Blätter sah, fand es, daß all die Heiligen des fernen Himmels bei ihm zu Hause seien und durch deutsche Gassen gingen.

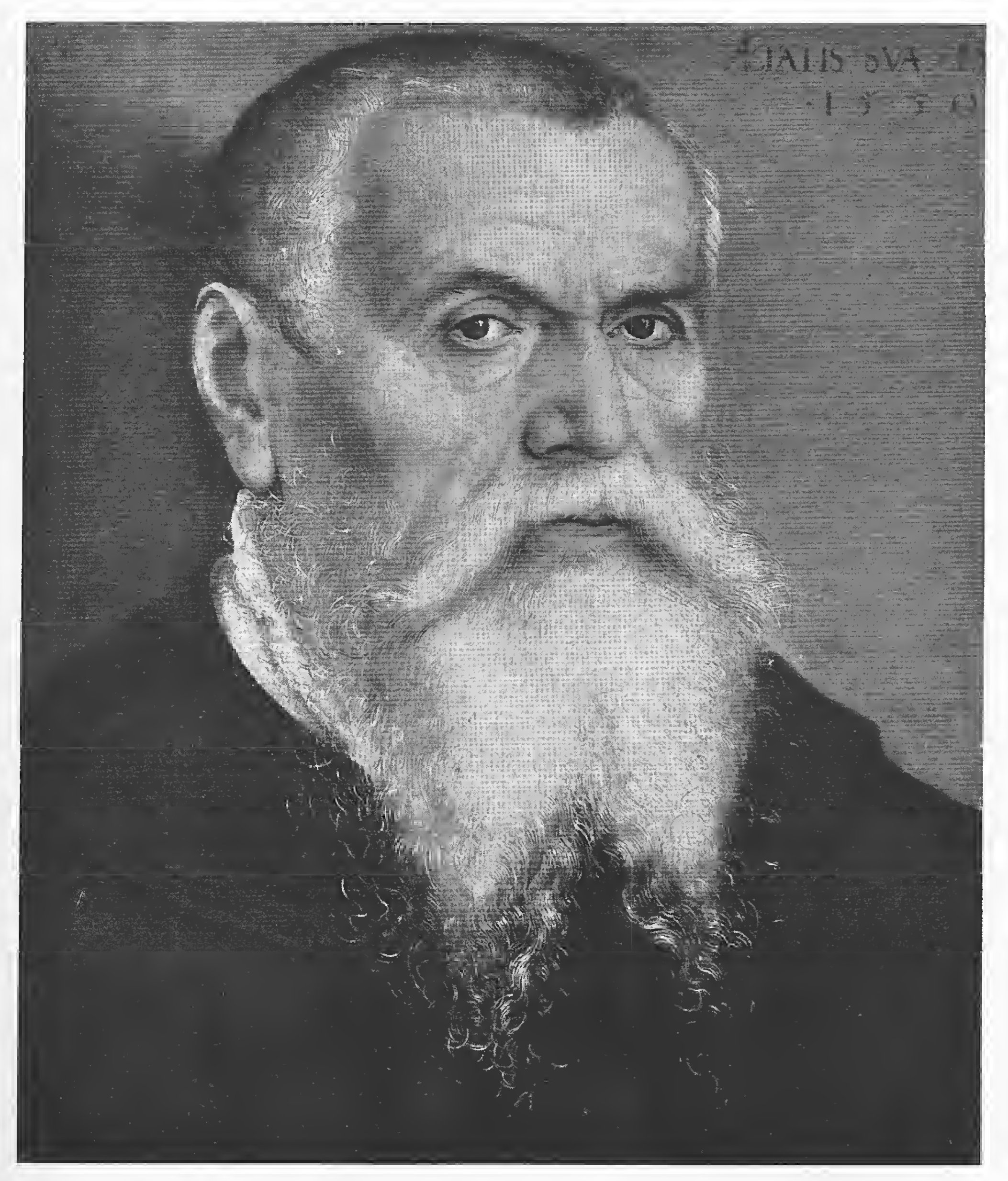
Gemälde von Burgkmair. Staatsgemäldesammlung München



Hans Burgkmair, Maler 1473–1531

Die Meister der spätgotischen Kunst, die ungenannten wie die gerühmten, hatten in lange währendem Dienen ihr Können zu hoher Vollendung gesteigert. Da rief die neue Bewegung der italienischen Renaissance die also gerüstete deutsche Kunst zur Auseinandersetzung auf. Reifere Form trat gegen tiefere Gläubigkeit an — da konnte die deutsche Lösung nur dahin gehen, daß unsere Seele sich der fremden Formen läuternd bemächtigte, um in deren Vollendung der eigenen Tiefe ein neues, edleres Kleid zu geben. Hans Burgkmair aus Augsburg hat noch nicht begriffen, daß die Gesetze der Renaissance auf die Bedürfnisse einer tieferen Seele erst müßten zugeschnitten werden: diese Erkenntnis ist den größten Künstlern der Zeit erst sichtbar geworden, nachdem sie jahrzehntelang um sie gerungen. Aber er hat die neue Triebkraft, das neue Leben und die zukunftstarke Gewalt der Renaissance klarer als mancher andere gespürt: indem er sich ihr überläßt, mutig und jung und voller Begier nach dem neuen Weg, bekennt er sich als einer der Bahnbrecher einer Bewegung, die allen wachen Geistern der Zeit ihre Aufgaben stellt.

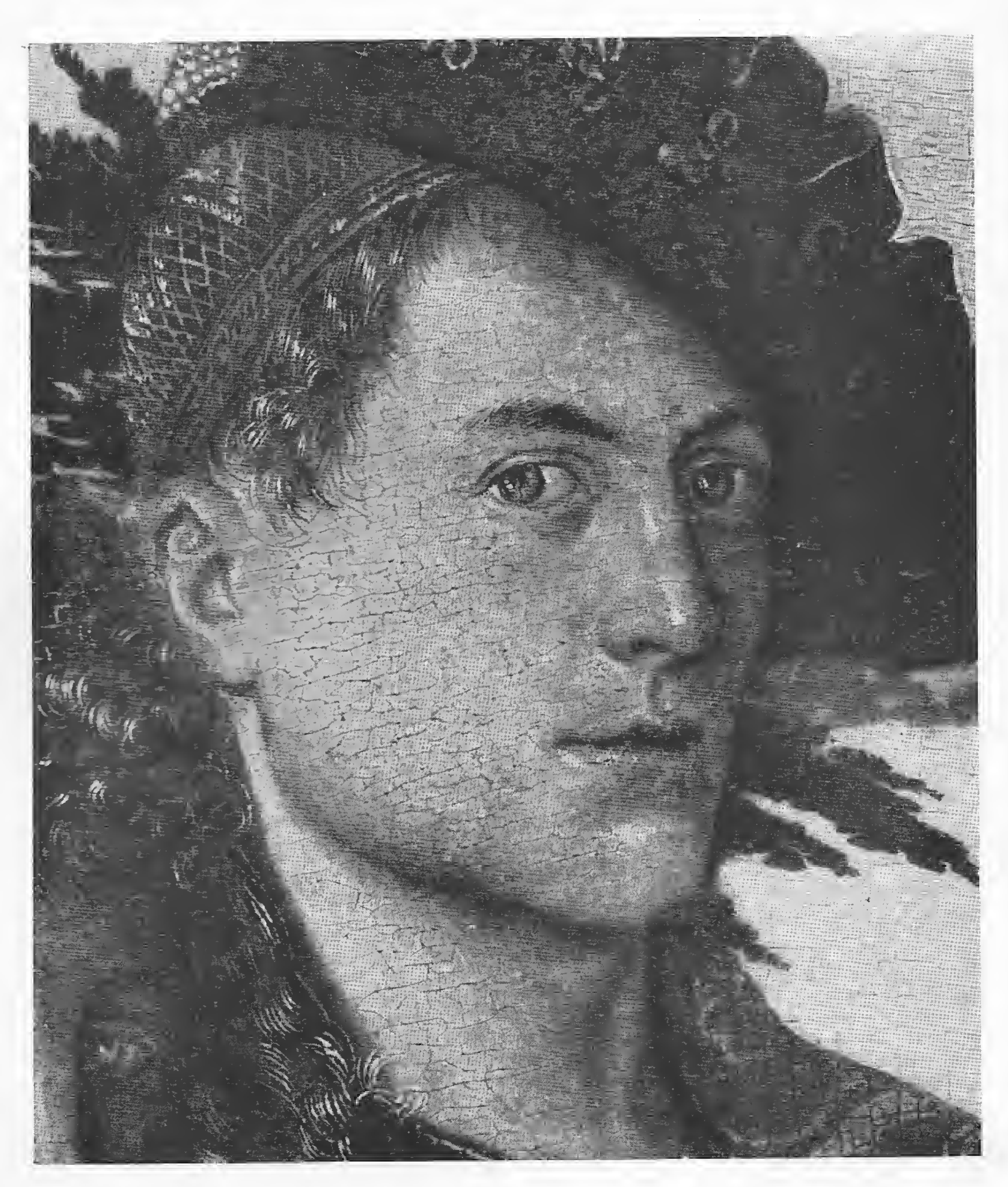
Selbstbildnis. Kunsthalle Hamburg



Lukas Cranach d. Ä., Maler 1472–1553

Einer der Wesenszüge der neuen Gesinnung, die mächtig über Europa hereinbricht, ist die Beschäftigung mit dem einzelnen Menschen. Bisher war der Einzelne in der Gemeinschaft gebunden und wußte von persönlichen Rücksichten nichts. Überaus selten nur hatte ein Maler sich selbst gemalt, überaus selten hatten sich einzelne Große malen lassen. Nunmehr aber entdeckt die Persönlichkeit ihr Recht auf eigene Geltung. Da verwendet man denn auch die Kunst dazu, das Gesicht des bedeutenden Einzelnen festzuhalten: kleine wie große Maler schaffen das Bildnis als eine der großen Neuerungen. Lukas Cranach gehört gewiß nicht zu den reifsten Künstlern der Zeit. Er war ein redlicher Bürger, rechtschaffen, sorgfältig, treu in der Arbeit, ohne verwegene Höhenflüge. Doch hat dieser biedere Meister als einer der ersten dem Bildnis den Hauptteil seines Schaffens gewidmet. Nicht dämonisch wie Holbein bannt er in die Züge des Einzelnen das hintergründige Antlitz der Zeit hinein: klar und greifbar malt er nur, was er sieht. So hat er uns die Bilder der Zeitgenossen geschenkt. Unschätzbar ist dieses Gut, weil er damit die deutschen Reformatoren und ihren Kreis uns überliefert hat.

Selbstbildnis 1550. Uffizien Florenz



Hans Baldung-Grien, Maler 1476–1545

Der Schwabe Hans Baldung-Grien, der wie so viele unserer Großen im Elsaß gewirkt hat, gestaltet aus der Vermählung des reiferen fremden Könnens mit der Leidenschaft seiner eigenen tiefen Empfindung ein Werk, das sich neben den größten Schöpfungen der Zeit rühmlich behauptet. Wie ehedem liegt über den Bildern noch die Stille der Anbetung, die eine innige Seele übt; doch über dies leise Leben und die verhaltene Gebärde ist ein Lichtstrom von Farben gegossen, wie man sie früher in solchem Leuchten nicht kannte. Nach wie vor stehen um Krippe und Kreuz, um die leidende Mutter und den sich opfernden Sohn die Gestalten der Heiligen: doch waren sie einst die scheuen Diener des göttlichen Herrn, nur von der Kraft der Stille bewegt, so stehen sie nun in kaum gebändigter zitternder Leidenschaft zusammengeballt wie eine Wolke, aus der sprühendes Feuer fallen kann. Die älteren Meister haben allein die stillen Tiefen der Seele gekannt. Hans Baldung aber hat einen Blick in ihre Abgründe getan: dort hat er Leidenschaft, Spannung, tragischen Zwang zum Kampf und zur Not geschaut.

Selbstbildnis. Ausschnitt aus einem Altarbild. Germanisches Museum Nürnberg



Matthias Grünewald, Maler etwa 1456–1529

Hans Baldung ahnt, daß die menschliche Seele zerspalten ist in die Schauer des Schmerzes und in die Wonnen der letzten Beglückung, daß gleichermaßen das Grauen der Kreuzigung wie die Seligkeit der mütterlichen Madonna in ihr herrschen. Matthias Grünewald aber weiß sich in diese Gegensätze selber hineingeworfen, tief in die abgründigen Klüfte des Seins, gnadenlos ausgeliefert dem nacktesten Anblick der Welt, die zwischen Verdammnis und Beseligung hinlebt, vor deren Schrecken es kein Entrinnen, für deren Verzückungen es keine menschlichen Zeichen gibt. Man weiß von Grünewalds Leben beinahe nichts. Aber der Isenheimer Altar verrät, daß der Meister von einer Einsamkeit geschlagen war, die nur der zutiefst Begnadete erträgt. Grünewald aber hat sie in seinem Werk zur Schöpfung geläutert. Was auf den Bildern des Isenheimer Altars wie Sonne strahlt und wie Flamme auffährt, was wie das fahle Verderben glimmt und wie die blühende Liebe der Mutter leuchtet, hat eine Menschensehnsucht gestaltet, die sich aus ihrer Verlassenheit und ihrer Verhaftung in die Schatten der Welt nicht lösen kann und sich nun ein glühendes Reich des Traums ersinnt, darin die wilden Gesichte und die gottnahen Hoffnungen einer todeinsamen Seele zu Bildern gebannt sind.

Selbstbildnis. Zeichnung. Universität Erlangen



Albrecht Dürer, Maler 1471–1528

Den Kampf, in dem sich die deutsche Innerlichkeit mit dem schöneren Schein der Renaissance maß, hat am schmerzlichsten Albrecht Dürer durchkämpft; und keiner hat ihn zu einem edleren deutschen Sieg geführt. Der wohlgeformten, gezirkelt schönen Kunst des Südens hatte er sein eigenes Werk entgegenzusetzen, die ungebärdige, eigenwillige, von Stürmen und Schmerzen durchrauschte Welt seiner deutschen Seele, die immer zuvörderst dem Kampf lebt und erst danach sich das Bild einer traumschönen Harmonie erdenkt. Unversöhnlich schienen die Welten getrennt zu sein, die hier aufeinandertrafen. Aber Dürer riß das Geheimnis der schöneren fremden Form in einem brennenden Kampf herrisch an sich und zwang es in den fügsamen Dienst seiner tieferen deutschen Kraft. Wie kein anderer hat er der deutschen Kunst eine neue Vollendung erkämpft. Wo Grünewald in bitterer Einsamkeit den schwersten der deutschen Kämpfe um den grausam-seligen Sinn der Welt durchlitt, hat Albrecht Dürer den ebenso mächtigen Kampf des tieferen deutschen Erlebens mit der formschönen, gefährlichen Lockung des Südens gewonnen.

Ausschnitt aus dem Selbstbildnis 1498. Prado Madrid. Aufn. F. Bruckmann



Hans Holbein d. J., Maler 1497–1543

Grünewald hatte den Abgrund und die Verklärung der Welt gemalt; Dürer rettet der deutschen Seele das eigene Gesicht, indem er sie mit all ihren heimlichen Kostbarkeiten in unantastbare Schönheit kleidet; Holbein endlich, der dritte der unbegreiflichen Gipfelmenschen der Zeit, hat Tiefe und Können zu einer Kraft vereint, die so lauter und fraglos, so kühl und so reif ist, daß sie zum unbestechlichen Spiegel für das Gesicht der Epoche zu werden vermag. Holbein ist der große Menschenmaler der Zeit gewesen. Seinem Pinsel sind die führenden Männer gesessen, und in ihre Augen hat der Meister die Hintergründe der Zeit hineingemalt: Größe und Kampf, untergehende alte Welt, dämmernde junge Hoffnung, Wirrnis des ratlos gewordenen Denkens, aufleuchtenden Glauben, Erschütterung, die das Geschlecht jeder Wendezeit heimsucht. Denn als die drei Großen, Grünewald, Dürer und Holbein, an ihrem Werke schufen und qualvoll um den Sinn ihrer Epoche rangen, schlug die Reformation ihre Wellen in jedes Herz.

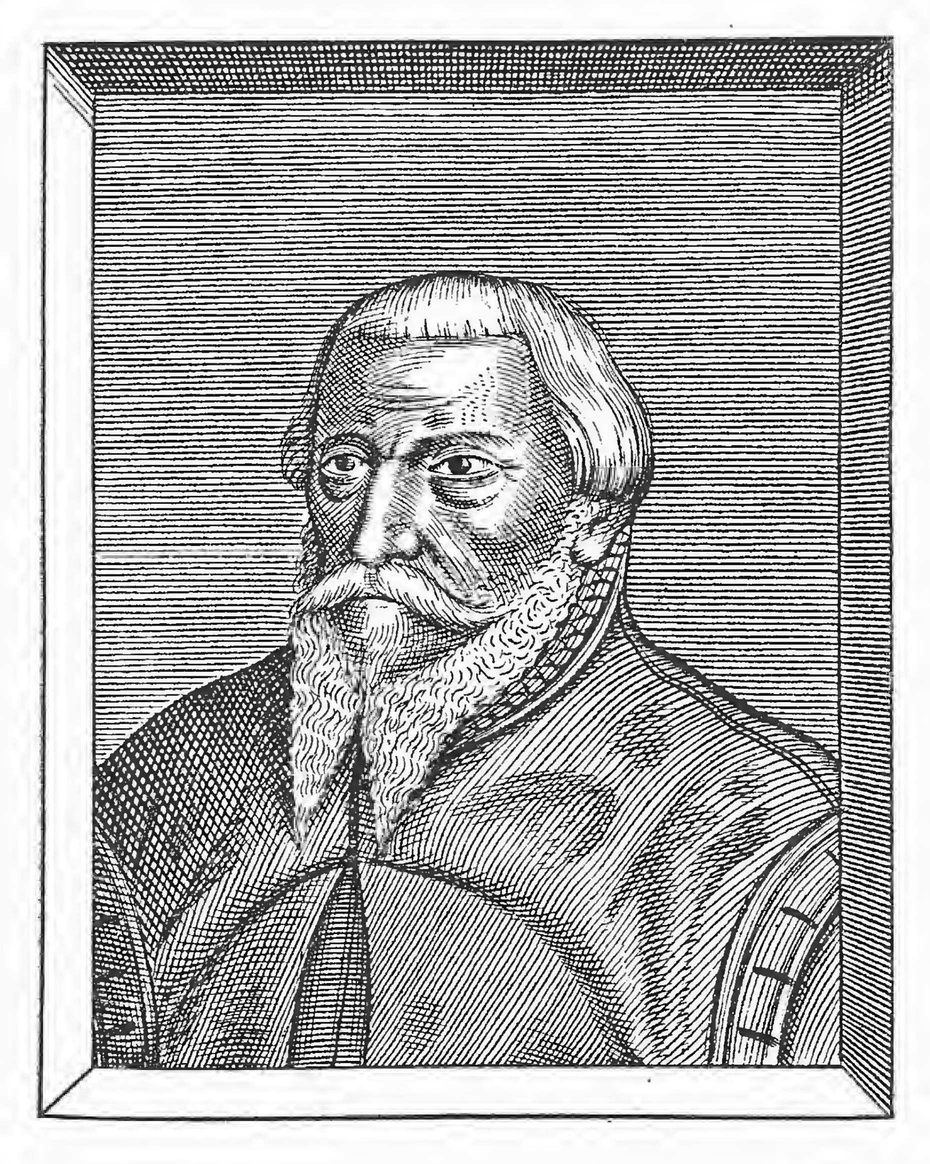
Selbstbildnis. Museum Basel



Tilman Riemenschneider, Holzschnitzer 1468–1531

Tilman Riemenschneider kam aus dem südlichen Harz; doch seine Kunst hat ihren zugehörigen Raum erst in Franken gefunden. Still und schimmernd wie Blütenbäume hat er seine Madonnen gebildet. Sie stehen verschwiegen in den alten Kirchen der Landschaft, eingesponnen in die Träume der kleinen Städte oder der halbvergessenen Dörfer, durch die der Atem des Maines weht. Er ist der Meister der Stille gewesen. Um seine Gestalten schwebt das ruhige Wissen, daß das Auge des Schöpfers segnend über die Leiden des Menschseins hinstreift und sie zur Sehnsucht adelt. Jede Gebärde, die Meister Till dem Stein entschlug oder dem Holz entkerbte, ist stumme Anbetung der nahen, göttlichen Macht. Riemenschneiders tiefste Erlebnisse schwingen um das Geheimnis der Stille und der Frömmigkeit. Aber selbst dieser versonnene Mann war von den Stürmen durchzuckt, die keinen Deutschen verschonen: als im Bauernkrieg das geknechtete Volk für seinen Glauben aufstand, hat der Meister der Stille sich der Erhebung gesellt und für diese tapfere Treue die Strafe der siegreichen Machthaber erduldet. Selbst in der scheuesten deutschen Seele schlummert die Kraft zum Aufstand und zum Opfergang für einen Glauben.

Selbstbildnis (?). Marienaltar Creglingen. Aufn. Gundermann Würzburg



Veit Stoß, Holzschnitzer um 1438–1533

Auch durch das Leben des Nürnberger Meisters Veit Stoß rauschen Leidenschaften und Trotz, ungebändigte Kraft und wilder, stürmischer Wille; Jahrzehnte hindurch hat er mit dem Rat seiner Stadt in bitterer Feindschaft gelebt, weil er glaubte, daß er für ein Vergehen zu Unrecht gestraft worden sei. Diese eigenwillige Leidenschaft brandet auch durch seine Werke hin wie ein Sturm, weht die Gewänder wie Flügel auf, ist in den Engeln, die die Maria des Englischen Grußes in Sankt Lorenz wie Vögel umflattern, kaum gebändigt, lodert selbst in der Gebärde der grüßenden Hand und in den verzückten Augen des Engels, der der Mutter den Gott verkündet. Die Überlieferung meldet, daß Meister Stoß das Greisenalter von 95 Jahren erreicht habe; sein rastloser Schaffenswille hat ihn bis an den Tod nicht freigegeben. Weit verstreut stehen die Werke aus seiner Hand in jeder Landschaft, die der Atem des deutschen Lebens streifte: Krakau bewahrt eine der größten, Florenz eine der innigsten Schöpfungen dieses Nürnberger Meisters; Tirol und die Rhön kennen sein Werk; aber die Heimat hat es in Franken gefunden.

Einziger vorhandener Stich aus dem Germanischen Museum Nürnberg



Adam Kraft, Bildhauer um 1440–1507

Adam Kraft hat mit seinem Selbstbildnis am Sakramentshäuschen von St. Lorenz in Nürnberg der frommen Gesinnung der Zeit ein Sinnbild gesetzt. Wer es sieht, blickt in die Tiefen des Glaubensgrundes hinab, aus dem die Seele unseres Volkes die Kraft zu ihren hohen Schöpfungen holte. Der Meister hat in dem Sakramentshäuschen seinem Gott einen Tempel gebaut, eine Säule der steinernen Wunder, ein schmales, edles Getürm von Pfeilern und Trägern und Menschengestalten, ein Gerank, vor dessen Zartheit das Wissen versinkt, daß Stein der Stoff dieser Schöpfung ist. Hier sollte die Gottheit wohnen, hier war ein Heiligtum, hier schwieg der Lärm der Erde. Doch siehe: so übermächtig weiß der Meister die Kraft seines Glaubens, daß er das Amt sich zuweist, das Heiligtum auf seinem eigenen Rücken zu tragen. Kühn und fromm und stark zugleich hat sein Geist dem Gott eine göttliche Wohnstatt errichtet: aber noch kühner erhebt sich sein stolzer und dennoch demütiger Glaube, daß er selber, der kämpfende, dienende, ringende Mensch, in sich die Kraft besitzen müsse, den Gott auf seine Schulter zu nehmen, wenn die Erde göttlicher Gegenwart teilhaft werden soll. Meister Eckehart hatte dereinst die gleiche Lehre verkündet.

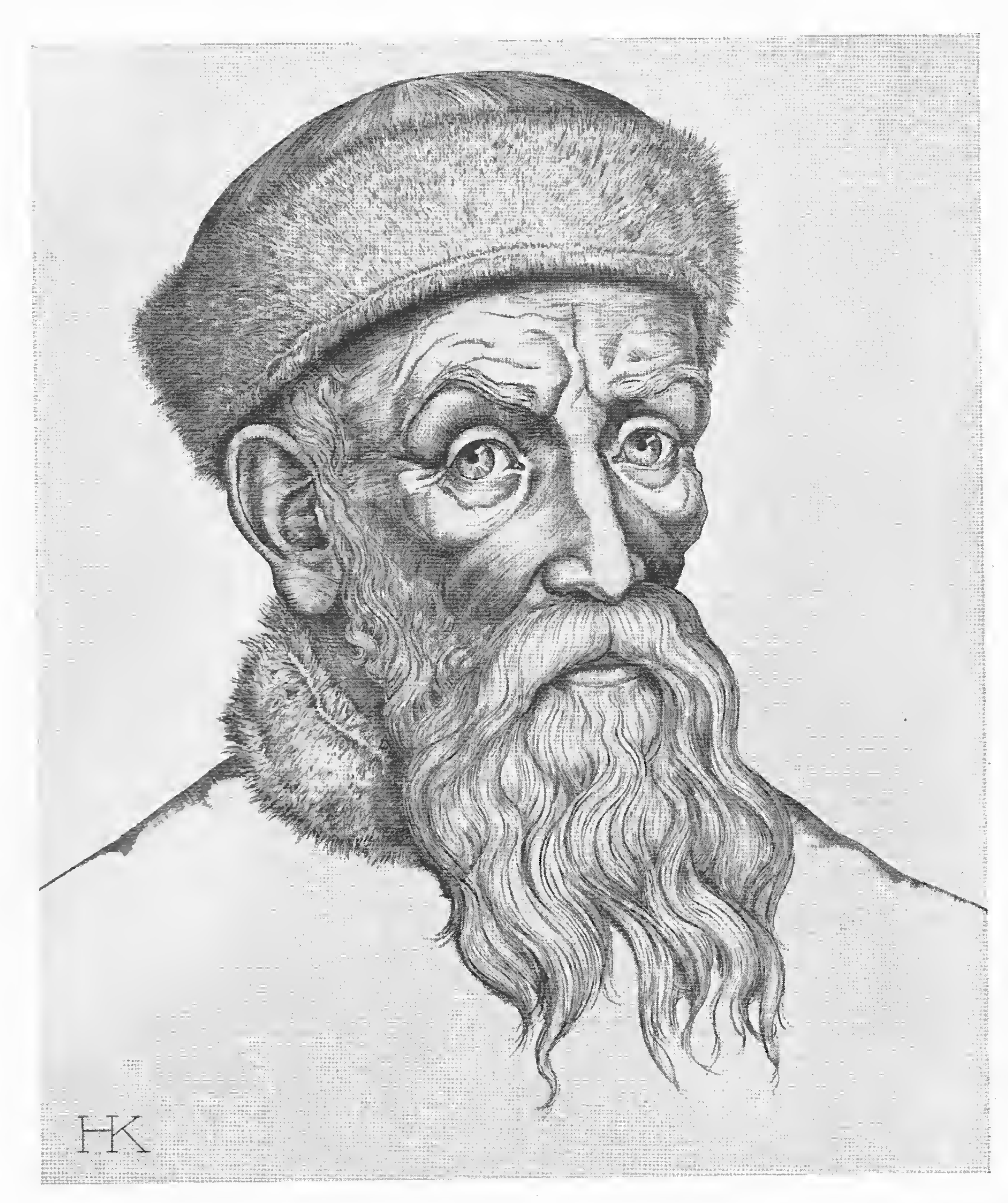
Selbstbildnis am Sakramentshäuschen von St. Lorenz Nürnberg



Peter Vischer, Erzgießer um 1455–1529

Die Kunst unseres Mittelalters senkt ihre tiefsten Wurzeln hinab in die religiöse Gebundenheit der Epoche. Daneben aber ist sie das Werk enger Gemeinschaft gewesen. Selbst die größten Künstler der Zeit sind durch die Schule einer Werkstatt gegangen; sie gab dem Genius das äußere Rüstzeug für seinen steilen Weg zum bleibenden Schöpfertum. Peter Vischers Erzgießerei in Nürnberg war weit berühmt, ihre Schöpfungen findet man selbst jenseits der Grenzen des Reichs. Doch ihre hohe Bedeutung hat sie erst durch das Werk des Meisters selber erlangt. In der Redlichkeit seines Schaffens war Peter Vischer immer der zuverlässigste Handwerker geblieben. Doch die Gewalt seiner Schau und die Kraft seines Könnens heben ihn hoch in die Reiche der Meisterschaft hinein. Mit dem Sebaldusgrab und namentlich dessen Apostelfiguren, in denen das deutsche Gesicht eine der gültigen Formungen fand, hat er sich selber und seinem Ruhm ein Denkmal gesetzt.

Selbstbildnis am Sebaldusgrab. Nürnberg, um 1508–1519



Johann Gutenberg, Buchdrucker **gest. 1468**

In den Jahrzehnten, in denen die deutsche Kunst die Wege zu ihrer Vollendung ging, zog auch die Fertigkeit des Buchdrucks immer weitere Kreise in ihren Bann. Damals hatte die deutsche Kunst die unausschöpfbare Tiefe der deutschen Seele entdeckt und wie in einem glücklichen Taumel die einstürmenden inneren Gesichte zu Bild und Gestalt geformt. Zur gleichen Zeit erkannte die deutsche Welt im Buchdruck eine neue heilige Kunst, die ungeahnte Wege zur Zukunft erschloß. Johann Gutenberg, der Erfinder, hatte sein Können zuerst seinem Gott geweiht und als erstes Werk die Bibel gedruckt. Bald aber griff auch mit dieser neuen Waffe die deutsche Seele hinaus an die Enden der Welt und hinab in das letzte Geheimnis des Seins: die stürmische, wahrhaft umstürzende Frage nach neuen, unbekannten, lockenden Zielen, wie das endende Mittelalter sie rastlos stellt, ergreift nun durch das Mittel des Buchdrucks alle Gemüter und macht die leise Ahnung, daß eine Weltwende über die Menschheit kommen werde, bald zur allgemeinen Gewißheit.

Kupferstich von H. Kohl. Gutenberg-Museum Mainz

Aufstand

Ehe ein Volk den ganzen Umfang seiner Kräfte erkennt, gehen Jahrhunderte hin. Langsam nur reift ihm das Wissen zu, daß tief im Grund seiner Seele Werte schlummern, die erst die Zeit erlösen kann, weil sie in langen Kämpfen und Nöten sich läutern müssen. Gerade das deutsche Volk ist seine Wege immer nur langsam gegangen, hat die Reiche, in denen es herrschte, immer erst bis an die fernsten Grenzen erkundet, ehe es weiterschritt. Dann aber war es gerüstet genug, um einen neuen Vorstoß ins Unbekannte zu wagen.

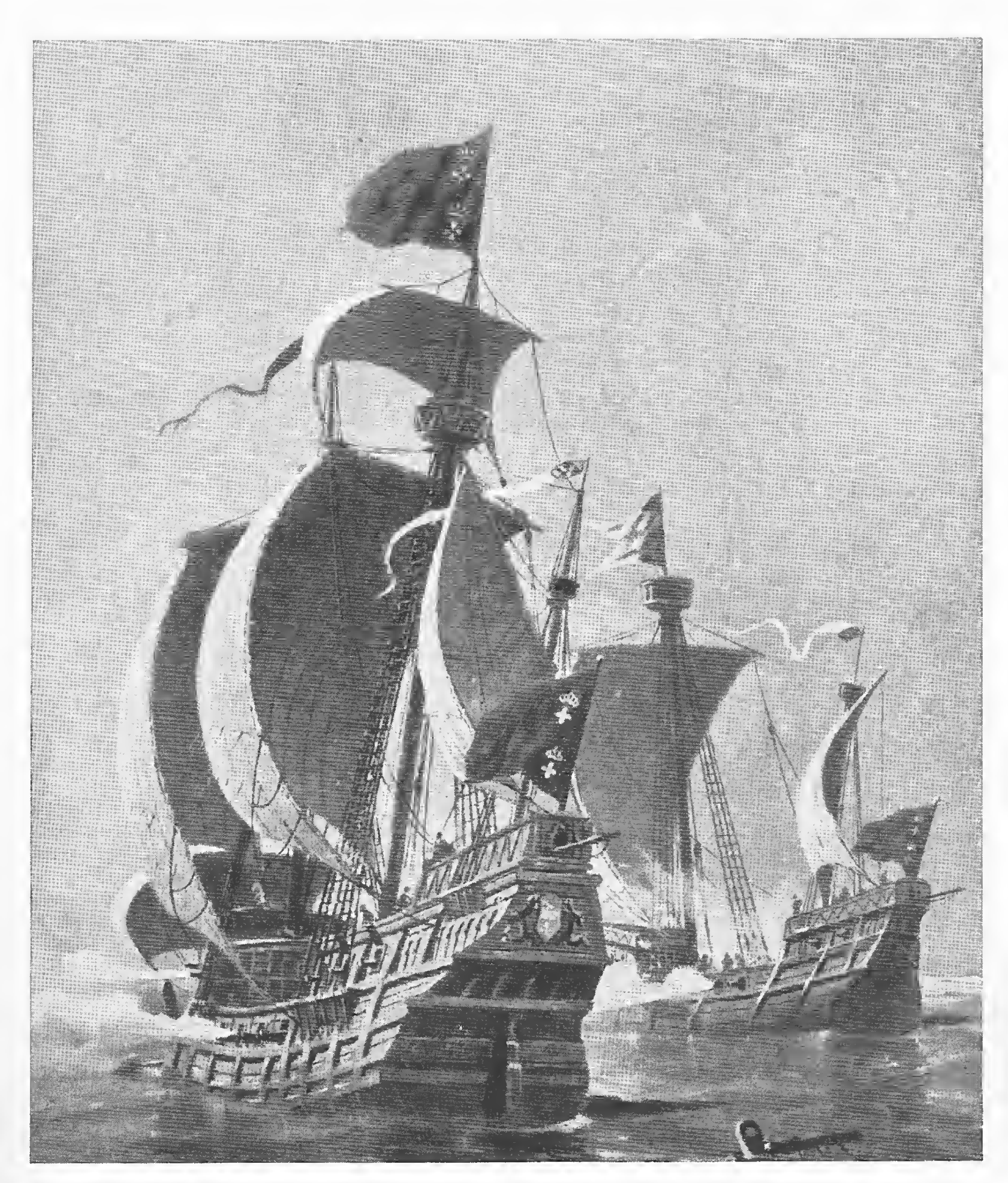
In seiner frühesten Jugend war es den Möglichkeiten der Macht nachgegangen: dies Lebensalter hatte zwar nicht mit einem Erfolg, wohl aber mit dem Bewußtsein geendet, daß dem deutschen Charakter die Kraft zu übermächtiger Leistung entlockt werden könne. Danach hatte der stille, aber nicht weniger kühne Vorstoß in die unbekannten Gründe der eigenen Seele den suchenden deutschen Menschen die Tiefe seines Empfindens erkennen lassen: damals hat er entdeckt, daß er fähig sei, den göttlichen Kern der Welt nach eigener frommer Weise in sich zu erleben. Als nunmehr, um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in lange währenden Stürmen und wilden Erregungen eine neue Weltzeit anhebt, bringt der deutsche Mensch in die kommenden Kämpfe ein doppeltes Erbe mit: er weiß um seine Kraft und er weiß um seine Tiefe. Ohne Besinnen wirft er sich, gerüstet mit diesen Werten, in die Wirbel der Zeit hinein. Manches schwere Jahrhundert hindurch hatte er sich das Wissen erkämpft, wessen er fähig sei. Und als nun der Stolz auf die eigene Art so stark und sicher geworden ist, daß er Ansprüche anzumelden wagt, erhebt sich der deutsche Mensch in einem schöpferischen Aufstand gegen die Widersacher seines eigenen Wesens. Zu ihrer Kraft und ihrer Tiefe entdeckt nun die deutsche Seele als neuen Wert die schöpferische revolutionäre Leidenschaft hinzu, den Mut zur Unbedingtheit, den schroffen Willen, nach eigenem Gesetz zu leben.

Ihren mächtigsten Ausdruck hat diese Entdeckung sich in der großen Aufstandsbewegung der Reformation geschaffen, die der eigenbürtigen deutschen Gläubigkeit vertrautere Formen sucht, als die vielfach verderbte Gegenwart sie zu bieten vermag. Doch geht schon seit vielen Jahrzehnten durch das deutsche Volk eine Unruhe hin, die den Durchbruch neuer Wertungen leise verkündet. Zuerst knistert die Zukunft in der ständischen Bewegung der Städte auf, wo das schaffende breite Volk schon sehr früh die Herrschaft der edlen Geschlechter bestreitet, weil es selber zwar zinsen und steuern, doch nicht im Regiment der Stadt mit-

reden darf. Dann künden die Wirbel der Wende sich in den wirren Kriegsläuften an, die nun nicht mehr, wie einst im hohen Mittelalter, von einer starken Idee getragen und so zu einer Sache des Reiches gemacht werden, sondern zu Fürstenhändeln entartet sind, die das Gefüge der alten Ordnung erschüttern. Und während so Wirrnis über die politischen Dinge hereinbricht, Gärung, von ungelösten Fragen und wilden Erwartungen durchzuckte Spannung, schwingt sich zugleich auch die geistige Führerschaft des Volkes zu Taten auf, in denen Wagemut, Forscherfreude, Unruhe, Schöpferdrang gleichermaßen hervorbrechen und zu Leistungen hindrängen, die ungeahnte Werke hervorbringen sollen.

Überall müht sich so junges Wollen hinauf ans Licht, in jede Seele ist eine sehnsüchtige Unruhe eingebrochen, jeder Geist harrt des erlösenden Wortes, das spürbar über die Zeit hinzittert und nur noch nicht ausgesprochen ist. Was in der Kunst der edlen Meister, der Dürer, Holbein, Grünewald, als tiefe Erschütterung des alten Weltbilds zu spüren ist, hat alles Volk ergriffen, hat es hineingejagt in Suchen, Rastlosigkeit und das fiebernde Warten auf eine neue Deutung, die den Sinn der Zeit erschließt. Zum erstenmal spürt das gesamte Volk die Gespanntheit, darin sich die nahe Entscheidung einer zeitenwendenden Revolution verrät.

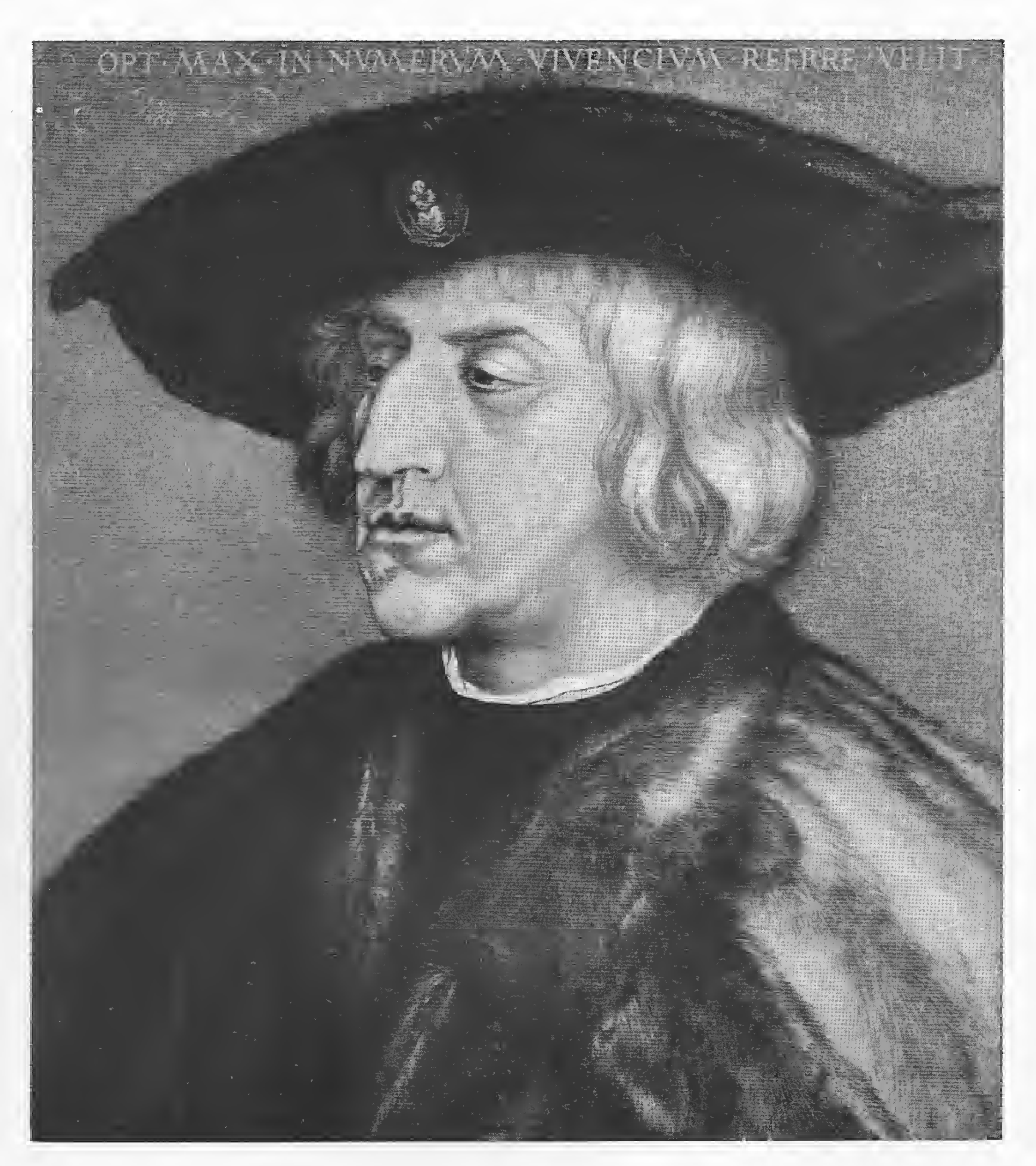
Bald bricht diese Revolution auch aus, nachdem sie in vielen Einzelbewegungen lange schon vorbereitet war: als Martin Luther sich aufbäumt gegen die fremde Macht, deren politischen Anspruch dereinst schon die großen Kaiser bestritten hatten und der nun auch der Befehder ihres geistigen Anspruchs entgegentritt, klingt über Deutschland das Wort hin, das zur Besinnung auf die eigene Seele und den eigenen Schicksalsauftrag ruft. Zum erstenmal schlägt nun das Blut des Volkes die rebellischen Wirbel, die bisher nur durch die Taten der großen Einzelgänger, der Armin und Widukind und Eckehart, gellten. Ein heißerer Atem als je zuvor durchlodert die deutsche Seele.



Hansische Führer

Einst hatten die hansischen Führer ihr Einflußgebiet ungehindert von Kaufmannsstuben und Ratssälen aus regiert. Ihre Schiffe beherrschten die Meere; von Flandern bis tief nach Rußland hinein galt hansisches Wort wie ein Befehl; und wenn sich wirklich fremde Reiche gegen den hansischen Einfluß erheben wollten, brachten die Kugeln großer Flotten unter harten Führergestalten die Aufwiegler schnell zur Ordnung: Paul Beneke, der als Danziger Admiral das stolze Königreich England beugte, wird nie vergessen werden. Doch auch in diese mächtige, in sich gefestigte Welt brach mit der Wende der Zeit neue Gesinnung ein. Auch in den Orten des mächtigen norddeutschen Städtebundes lehnten sich die unteren Schichten gegen die stolzen Bürgergeschlechter auf. Ob das Volk seine Träume um Gestalten wie den Seeräuber spinnt, den es liebt, weil er die reichen Geschlechter schädigt, oder ob sich Führer von Umsturzbewegungen der Macht in den Städten versichern wie Artevelde in Gent oder Wittenborg in Lübeck: Unruhe geht durch die Zeit, die alten, sicheren Ordnungen wanken in ihren Gerüsten.

Ausschnitt aus dem Gemälde von Hans Petersen: „Paul Beneke's Sieg über die Engländer in der Themsemündung 1468"



Maximilian I. **1459–1519**

Während die Hanse in jenen Jahrzehnten mit Mut und Glück sich gegen jede Gewalt schlug, die sich vermaß, ihren Aufstieg zur Macht zu hindern, schwankte das Reich, von keiner großen Aufgabe herrisch gelockt, beinahe willenlos durch die Wehen der Zeitwende hin. Seit langen Jahrzehnten war kein großer Führer mehr auf dem Kaiserthron gesessen. Als Max I., ein kühner Jüngling, den Abglanz verbleichender Größe ums Haupt, die Zügel ergriff, stand zwar wieder ein starker Fürst über dem Volk. Doch dazu, daß er dem bröckelnden Reich ein neues Ziel hätte geben können, reichte auch seine Kraft nicht hin. Er hat das Reich nur zusammengehalten, es neu gefestigt, es unversehrt der dämmernden neuen Zeit entgegengeführt. Der letzte Ritter und zugleich der erste Kaiser, den die Stürme des neuen Weltjahrs umbrausen, steht er an der Schwelle zur Zukunft. Noch splittern vor seinen Augen die Lanzen der kämpfenden Ritterheere, doch schon erdröhnen um ihn die Feuerwaffen der Landsknechtshaufen. Noch dichtet er Lieder im Tone der alten Minnesänger, aber schon krönt er Ulrich von Hutten, den wilden Sturmvogel einer anderen Zeit, zum Dichterfürsten.

Gemälde von Albrecht Dürer. Aufn. Wolfrum, Wien.



Georg von Frundsberg 1473–1528

In tiefster Seele war Kaiser Max den Ritterheeren, Trägern der untergehenden Zeit, zugetan. Indessen rüstet der schwäbische Ritter Georg von Frundsberg, sein bester Soldat, die neuen, wenig erprobten Landsknechtstruppen zu einer Waffe, die die Siege der Zukunft an ihre Fahnen heften wird. Zügellos waren die Landsknechte bisher von einem Heerhaufen zum andern gelaufen; denn noch hatte der Kampf mit Pulver und Kugel keine Regel gefunden. Erst Frundsberg gibt der neuen Truppe ihre Gestalt, sammelt sie in straffen soldatischen Körpern, zwingt sie zu unerbittlicher Mannszucht, gibt ihr sogar das Gefühl der Waffen- und Standesehre. Als treuester Diener des Habsburgischen Hauses gewinnt er dem Kaiser auf allen Schlachtfeldern des Erdteils Sieg um Sieg. Als Karl V. einmal in Geldnot ist, rüstet Frundsberg aus eigenen Mitteln ein Heer; all seine Güter und selbst den Schmuck seiner Frau hatte er dafür verpfändet. Doch Habsburg hat auch ihm die Treue nicht gelohnt. Verbittert ist er gestorben, nur die Landsknechte trugen den Ruhm ihres Vaters jahrzehntelang durch die Welt.

Gemälde von Christoph Amberger. Museum Berlin



Sebastian Brant 1458–1521

Wie das Gefüge der alten politischen Ordnung sich überall lockert; wie aus den Trümmern des alten Reichs sich landesfürstliche Staaten und Städtebünde lösen; wie die alten Heeresformen zerfallen; wie in Fehden und Räubereien sich ein politisches Chaos zeigt, das nach neuen Ordnungen schreit: so sickert auch in das geistige Leben nunmehr eine neue Gesinnung ein, die zunächst kritisch und auflösend wirkt, aber bald neue Schöpfung aus sich gebiert. Nichts mehr, was bisher Gültigkeit hatte, bleibt unbestritten; jeder Wert wird schonungslos auf seine Tauglichkeit neu geprüft. Die Humanisten, Schüler der italienischen Renaissance, halten der Zeit ein Gericht, dessen oberster Grundsatz zunächst der Zweifel ist. Sebastian Brant aus Basel ist über die Stufe des Zweifels nicht hinausgekommen. Aber indem er mit seinem „Narrenschiff", jener Dichtung, die von den Zeitgenossen als „göttliche Satire" gerühmt wird, der Zeit einen grimmig höhnenden Spiegel vorhält, hilft er doch bei, verstaubtes Altes wie lästigen Schutt beiseitezuschaffen. Ehe dem Boden die Saat entkeimen kann, muß ein derber Pflug über ihn hingegangen sein. Sebastian Brant bricht wahrhaft die Herzen auf, daß sie dem kommenden Samen geöffnet liegen.

Gemälde von H. Burgkmair. Bad. Kunsthalle Karlsruhe



Johann Reuchlin 1455–1522

Der Schwabe Johann Reuchlin hatte manches Jahr als stiller Gelehrter nur seiner Arbeit gelebt, als ihn, beinahe wider Willen, das Muckertreiben der kölnischen Dominikaner mitten hinein in den tobenden Geisterkampf riß. An einer kleinlichen Ursache hatte der Kampf zwischen den Humanisten und der Kölner Mönchsuniversität sich entzündet; aber dann war er aufgelodert, denn jählings leuchtete hinter dem Zwist die Zeitwende auf. Verdammend und eifernd spürten die Dominikaner, daß gegen ihre scholastische Welt, die alles lebendige Leben in ihre Fesseln zwang, eine neue rege Gesinnung anstürme, aus der sich der germanische Glaube an die Freiheit der Seele entwickeln konnte. Unbewußt führte so Reuchlin, der stille Gelehrte, gegen die Mächte des Glaubenszwangs eine Front, in der sich alles gesammelt hatte, was die Zeit an Trotz und Widersetzlichkeit, an lebendigem Mut und kühner Schöpferkraft besaß.

Schabkunstblatt von Joh. Jac. Haid



Jakob Wimpfeling 1450–1528

Zu allen Zeiten hat gerade das Elsaß Führermenschen hervorgebracht, die in den ersten Reihen der großen Deutschen stehen. Auch Jakob Wimpfeling wurzelt in jener Erde, die in Straßburg das schönste der deutschen Münster trägt. Wimpfeling hat dem Humanismus eine Richtung gewiesen, die ihn herausführen konnte aus seiner Bindung an die italienische Herkunft. Mitten hinein in das Blickfeld der humanistischen Geister rückt er als erster den Gedanken an Deutschland, an Volk und Geschichte. Griechen und Römer sollten in ihren Rechten nirgends geschmälert werden; aber die tiefste Liebe der Deutschen müßte sich in das Wesen des eigenen Volkes versenken, dessen ruhmvolle alte Größe nur noch blaß in der Erinnerung stand. Noch klang diese Mahnung nicht allzu laut. Bald aber grub sie sich, vielfältig gewandelt und von anderen Stimmen aufgenommen, tief ins Bewußtsein der Zeit hinein. Als Luthers hallender Ruf an das deutsche Gewissen über das Volk hinklang, fand auch Wimpfelings frühe Erkenntnis die große Erfüllung.

Nach einem Kupferstich. Staatsbibliothek München



Paracelsus von Hohenheim 1493–1541

Eine doppelte große Forderung stellte die deutsche Wende vor jeden Deutschen hin: sie verlangte den Mut, mit den alten, erstarrten Formen zu brechen, und sie zeigte als eine der stärksten Quellen für die Gestaltung der nahenden Zukunft die ewige Macht des Volkes. Wie Wimpfeling zieht auch der große schwäbische Arzt Paracelsus das Volk und die Weisheit der alten Überlieferungen bei seinem Werke zu Rat. Die scholastischen Lehren der Medizin schiebt er achtlos beiseite und lauscht dafür auf die tieferen Stimmen, mit denen die beseelte Natur zu ihm spricht, gleichwie sie zum Volk, zu Bauern und Schäfern, redet. Kostbare Entdeckungen schenkt er damit der Heilkunde. Doch schändlich wurde er mit dem Los jedes stürmischen Neuerers bezahlt: die alte Schule verschrie ihn als Scharlatan und hätte ihn am liebsten als Zauberer auf dem Scheiterhaufen brennen gesehen. Sein ganzes Leben hindurch hastete er, getrieben vom eigenen Dämon und verfolgt vom neidischen Haß der Widersacher, durch die Weiten der Welt, vom Rhein nach Konstantinopel, von Moskau nach Innsbruck, vom Schwarzwald in die Salzburger Berge. Man hat dem stürmischen Mann, der in seinem Werk und seiner Gestalt ein echter Revolutionär war, keine Muße gegönnt. Aber noch heute ist der Schatz seiner Erkenntnis, für die er sich in einem mühseligen Leben geopfert hat, lange nicht ausgeschöpft.

Kupferstich von 1540



Ulrich von Hutten 1488–1523

Unstet, von allen Stürmen der Zeit durchbraust, tätigster Kämpfer bei jedem Streit, fegte auch Ulrich von Hutten durch sein Jahrhundert. Er führte das Schwert seines geschliffenen Geistes gegen alle beharrenden Kräfte, die sich dem Werden der neuen Welt starr und böswillig verschlossen. Dichter, Redner, Literat, Beherrscher der spitzen Satire wie der schweren Polemik in einem, stand er in jeder Front, hinter der er die Zukunft ahnte. Im Reuchlinstreit hat er gegen die kölnische Mönchsscholastik gestritten, in Sickingens Fehden hat er dem Kampf gegen Willkür und Unrecht sein Wort geliehen, stürmisch hat er Karl V. begrüßt, weil er von dessen Jugend kühne Entschlüsse erwartete – doch als dieser Traum zu bitterer Enttäuschung zusammensank und Hutten endlich in Luther den Mann erkannte, der mit mächtigen Worten der Zeit ihren Sinn gab, hat er, beredt und scharf wie kein anderer, sich zum Herold der neuen Freiheit gemacht. Nicht kirchliche Fragen kümmerten ihn. Doch unbarmherzig schlug er die Klinge gegen alle Feinde der Freiheit des deutschen Gewissens. Ganz tief stieg er dabei in die Gründe des deutschen Wesens hinab: dem Ringen der Zeitgenossen hat er in Armin den großen Waffengefährten gezeigt.

Nach einem alten Holzschnitt

Die grundtlihen und rechten haupt Artickel/aller Baürschafft vnnd hyndersessen der Geystlichen vnnd Weltlichen öberkeyten/vonn welchen sie sich beschwert vermaynen.



Wendelin Hipler　　　　Gest. um 1525

In seinen letzten Lebensjahren hatte Hutten sein zündendes Wort mit immer größerer Leidenschaft auch in die Massen des Volkes hineingeworfen. Denn nicht nur im Reich der Geister regt sich der Wille zur neuen Ordnung; Unruhe gärt auch in den breitesten Schichten. Mit dem großen Bauernkrieg kamen die schwelenden Gluten endlich zum Durchbruch. Mit einem Male ist Deutschland von einer Revolution erschüttert, in der sich der Bauer gegen all die Bürden erhebt, die fürstliche und geistliche Unterdrücker auf die arbeitenden Schichten gehäuft haben. Die Revolution ist gescheitert, weil sie keinen überragenden Führer besaß. Ihre Forderungen, wie die „Zwölf Artikel" sie aussprachen, waren tief im menschlichen Recht begründet. Aufhebung der Leibeigenschaft, Befreiung von dem Drucke des Adels und der Klöster, darüber als oberstes Anliegen die freie Predigt des Evangeliums – um dieses Verlangen ging der Kampf eines lang unterdrückten Standes, ohne den doch die Unterdrücker nicht leben konnten. Viele kleinere Führer haben die Bauern aus ihren eigenen Reihen hervorgebracht – und nicht immer gute. Wendelin Hipler, der den „Zwölf Artikeln" in Franken Geltung verschaffte, war einer der edelsten Bauernführer und zugleich ein Mann von weitschauendem Blick. Aber zu höchster Bedeutung hat auch er nicht gelangen können.

Titelseite aus Hiplers „12 Artikeln". Staatsbibliothek München



Karl V. **1500–1558**

Es gab kein Herz, das nicht die Spannung gespürt, die in jenen Jahren dem deutschen Volke den Atem raubte. Noch in den letzten Winkel der Seele schlugen die Blitze hinein, in denen der große Kampf zwischen toter und junger Gesinnung, zwischen fremdem Gewissenszwang und deutscher Seelenfreiheit den Austrag fand. Ihre großen Symbole fanden die ringenden Fronten in den beiden Gestalten, die in sich die Wirrnis der kämpfenden Kräfte zum Bild verdichten: in Karl V. und Martin Luther. Niemals kann man Karl V. unter die deutschen Führer rechnen. Doch erst vor seinem düsteren Bild, der Ballung all der fremden und unterdrückenden Drohungen, dem Inbegriff gieriger Herrschaftsgelüste über Seelen und Reich, erst vor dem schillernd verderblichen Antlitz des Mannes, der der schwindenden alten Welt neue Burgen erbaute, leuchtet das Werk seines Gegenspielers im rechten Licht. Von der Tiefe der deutschen Seele und ihrer Innerlichkeit ahnte er nichts; der Machtkampf der alten Kaiser um die Führerstellung des Reichs war ihm so fremd wie die Sitte und Sprache des Volks, das er beherrschte. Auf seinen Fahnen stand als einziges Wort die Losung: Erhaltung der alten, starr gewordenen Ordnung. Aber das junge, erwachende Deutschland trug im Herzen den kühneren Glauben an sein Recht, das deutsche Leben nach eigenem Gesetz zu gestalten.

Gemälde von Tizian. Gemäldegalerie Wien



Martin Luther 1483–1546

Das Erlebnis, das Luther zu seinem Werk trieb, sprang wie ein Funke auf weitere Gebiete über, als sie die Dogmen jedweder Kirche umgrenzen. In ihm hat der Umbruch der Zeit den Menschen gefunden, der die Schmerzen der neuen Geburt am tiefsten durchlitt und sie zur strahlenden Schöpfung läuterte. In einsamen Kämpfen, in denen sie einzig Gott um sich wußte und sonst keine Hilfe, die die Bedrängung löse, ist seine Seele gereift. Da ward sie stark genug, den rebellischen Anspruch, mit dem sie das deutsche Volk aus den römischen Fesseln schlug, zur weltenwendenden Schöpfertat zu erhöhen. Luther allein wurde der Führer der tiefsten deutschen Revolution, des Aufstands gegen seelische Nötigung und fremden Gewissenszwang; denn einzig sein Wort hat die Zeit im innersten Kerne verwandelt. Sein Aufruf zur Freiheit von der römischen Knechtschaft gab dem unklaren Freiheitsstreben der Zeitgenossen erst die umfassende Deutung. Sein Kampf für das deutsche Gewissen wies dem vielfach zersplitterten Ringen der andern die einzige Richtung, dahinter die deutsche Seele als höchsten Gewinn sich die mittlerlose Verantwortung vor dem Schöpfer erkämpfen konnte. Seine Arbeit für die Erneuerung unserer Sprache ließ ihn zu einem der Baumeister unseres Volkstums werden.

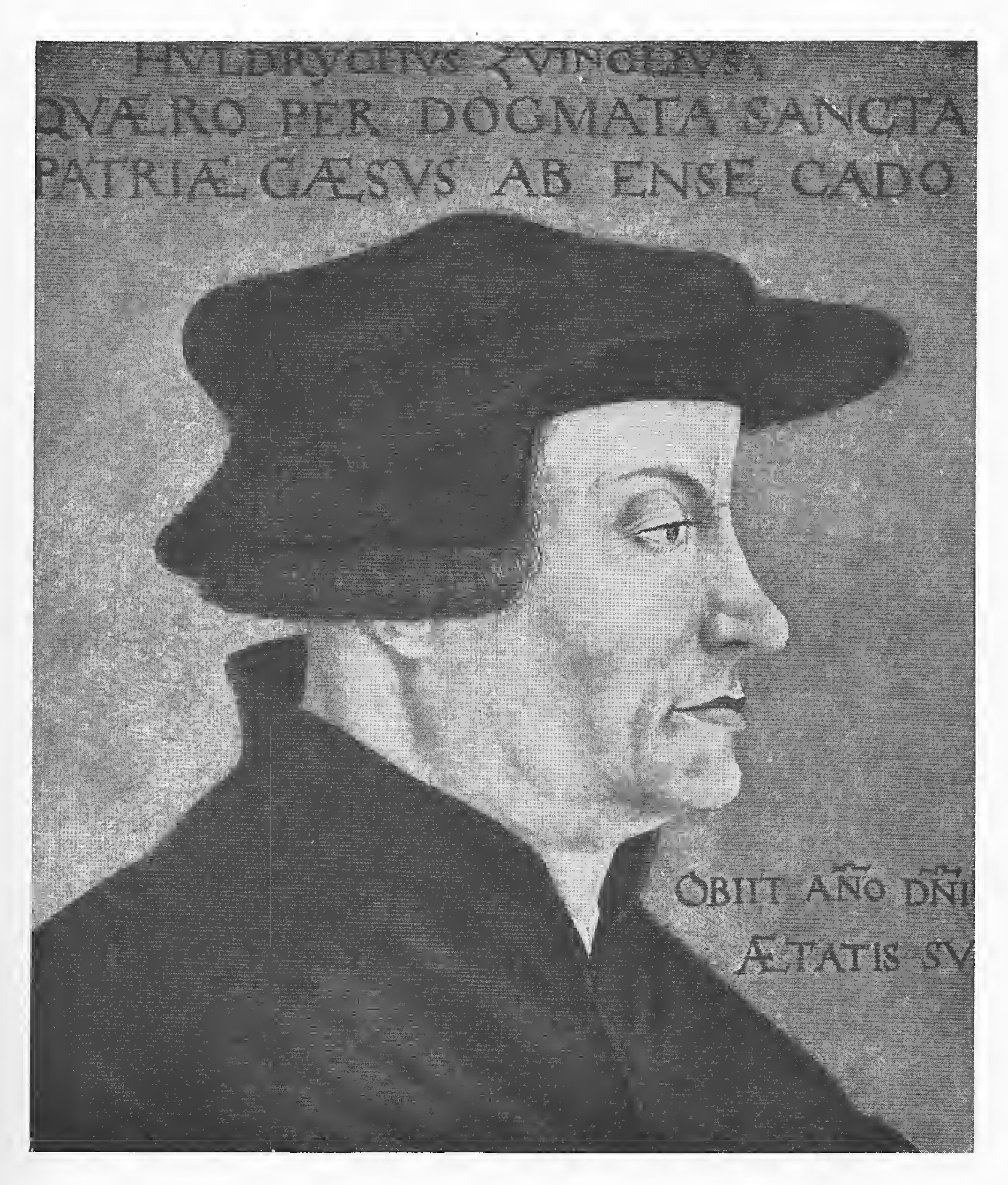
Luther im Doktorhut 1521. Kupferstich von Lukas Cranach d. Ä.



Philipp Melanchthon 1497–1560

Melanchthon stand zeitlebens im Schatten Luthers und hat dort in der Tat den gemäßen Platz gefunden. Als der Geselle des Meisters geht er neben Luther einher, immer tätig, sorgsam auf die äußere Formung der Lehre bedacht, ein redlicher, kluger, stiller Mann, kein stürmischer Kopf, aber der Wahrer des Gutes, das sich Luther in schweren Kämpfen errungen. Melanchthon hat der Reformation gute Gehilfendienste erwiesen. Dort hat er sein Feld gefunden, wo man den abseitigen Gelehrten einsetzen konnte. Wenn Luther sich allen Widersachern auftrotzend entgegenwarf und die große Bewährung der eigenen Kraft im härtesten Prall der Kämpfe suchte, dann bringt Melanchthon tüftelnd und klügelnd, vermittelnd und unterhandelnd die Gewinne des schwertheißen Kampfes in die theologische Scheuer. Doch hat er der Reformation den großen Schwung, den Feueratem, die Unbedingtheit genommen. Als er zu Kompromissen riet, meinte er zwar, Luthers Werk redlich zu hüten. Aber er hat ihm nur den lähmenden Hauch kühler Bedenklichkeit eingeblasen.

Kupferstich von Albrecht Dürer 1526



Ulrich Zwingli **1484–1531**

Ganz anders als Melanchthon war der Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli ein Mann des ständigen Kampfes. Doch hat er nicht so schmerzlich und unbedingt wie Luther um den göttlichen Auftrag gerungen. Sein Kämpfen war irdischer, enger dem Tag verhaftet, unmittelbarer mit den Händeln der Welt verknüpft. Nicht nur das schweizerische Kirchenleben hat er verbessert. Sein starrer und strenger Wille griff unnachsichtlich auch die Leitung der Kantone an. Zwingli hat große Verfassungspläne ausgefeilt, nach denen die Schweiz ein neues, von biblischer Satzung geleitetes Regiment sich einrichten sollte. Für sein Wollen ist der unbeugsame Mann auch in den Krieg gezogen, den die Verquickung alter Kantonstreitigkeiten mit den Forderungen der neuen Lehre ausgelöst hatte. In der Schlacht bei Kappel ist der Reformator, der bescheiden als Feldprediger Dienst tat, obwohl er in seinen politischen und religiösen Forderungen von größter Selbstherrlichkeit war, den Opfertod für seinen Glauben gestorben.

Nach dem Gemälde von Asper



Friedrich der Weise 1463–1525

Unter den vielen deutschen Fürsten, die sich mit Rede und Schwert zu Luthers neuer Lehre bekannten, war der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise vielleicht nicht der lauteste Werber, sicherlich aber der edelste, klarste Charakter. Er hat sich in rein kirchliche Dinge nur ungern hineingemischt und war auch immer bestrebt, unnötigen Zank zu vermeiden. Doch hat er, trotz seines stillen, manchmal auch zögernden Wesens seine Hand über Luther gehalten. Die Ränke, die man verschlagen gegen den Reformator schmiedete, hat Friedrich zerbrochen, als er Luther bei Nacht und Nebel auf die Wartburg entführen ließ, um ihn so unter seinen Schutz zu stellen. Hier fand Luther die tiefe Stille zu wichtiger Arbeit: damals hat er dem deutschen Volk in der deutschen Bibel eine neue, geläuterte Sprache geschenkt. Der sächsische Kurfürst ritt für die Reformation keine so wilden Attacken wie etwa Philipp von Hessen. In seinem stilleren Reich reiften dem jungen Werk dafür um so edlere Früchte.

Kupferstich von Albrecht Dürer 1424



Wilhelm von Oranien 1533–1584

Keine Gestalt läßt klarer als Wilhelm von Oranien ersehen, daß der Reformation ein höherer Auftrag als nur die kirchliche Säuberung gegeben war. Er ist der große rebellische Führer des flämischen Volkes im Freiheitskampf gegen die spanische Knechtschaft gewesen. Philipp II., mit ihm die spanischen Heere und die Ketzerrichter der Inquisition, hatten Jahre hindurch in den Niederlanden den neuen Glauben verfolgt: die Scheiterhaufen erloschen nicht mehr, es schien, als solle die Qual der Gefolterten niemals verstummen. Da bäumten die Massen sich auf. Die Geusen zermürbten im Kleinkrieg die Herrschaft der Schergen, und wenn auch der spanische Blutherzog Alba die flämischen Grafen Egmont und Horn enthaupten ließ: der gefährlichste Gegner, Wilhelm von Oranien, hat sich, den Aufstand immerzu schürend, dem mörderischen Zugriff entzogen. Die Spanier haben den kühnen, verschlossenen Kämpfer den „Schweiger" genannt. Jahrzehntelang tobte der Kampf, aber am Ende hatten die Niederlande die religiöse und staatliche Freiheit errungen. Freilich löste sich damit auch bald die alte Bindung zum Reich: es hatte sich um die Niederlande nicht mehr gekümmert; da verlor es 1648 einen der wichtigsten Gaue.

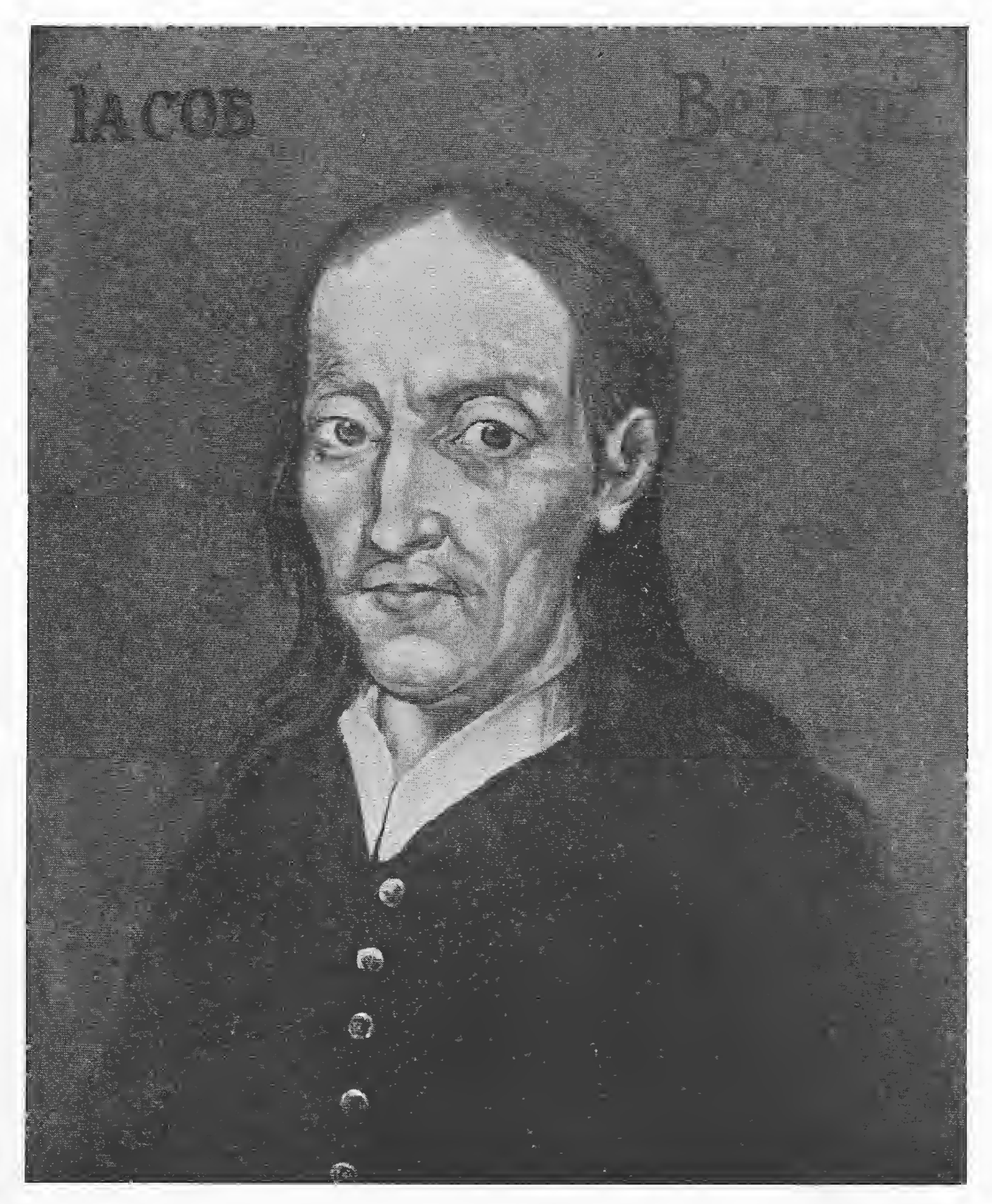
Stich nach dem Gemälde von P. Soutman



Johann von Leyden 1509–1536

Der neue Mut, die überkommenen Fesseln zu brechen, erobert sich allerorten die Wirklichkeit: junge Staaten entstehen, tief erfüllt sich die Glaubenssehnsucht des Volkes, das freigewordene Denken jubelt über die kühnen Wege, die es nun gehen kann. Wie eine Trunkenheit braust das Wissen, Schöpfung aufbrechen zu sehen, über die Menschen hin. Aber in überschwänglichen Herzen sprengt das Gefühl oft die Grenzen, dahinter die Schöpfung sich in nichtigen Rausch verliert. Martin Luther hatte der Zeit ein freies und dennoch strenges Gesetz gegeben; doch hat er Schüler gefunden, in denen die Freiheit zum Wahn entartete, weil sie der Bindung ledig sein wollte. Johann von Leyden war ein Führer der Wiedertäufer, die in Münster ein zuchtloses Reich mit Güter- und Weibergemeinschaft auf das Wort der Bibel zu gründen vorgaben. Auch sie suchten neue, unbetretene Wege; doch weil sie ihr Wollen nicht zügelten, gerieten sie in das Nichts. Johann von Leyden hatte geglaubt, daß schon blinde, besessene Schwärmerei eine echte Revolution darstelle. Er mußte scheitern, weil aufbauende deutsche Revolutionäre immer zu Schöpfung und Zucht hinstreben.

Stich von H. Aldegrever.



Jakob Böhme 1575–1624

Maßlos in seinem Denken, ein stolzer Verächter der alten dogmatischen Grenzen ist auch Jakob Böhme, der schlesische Schuster, gewesen. Doch anders wie Johann von Leyden ließ er sich nicht in zuchtlosen Rausch und dann in den überheblichen Anspruch treiben, der Welt ein neues, nie gehörtes Heil zu verkünden. Wenn er in seinem Denken hinausschritt über die abgezirkelten Maße der engen Gewohnheit, dann trieben ihn bei dieser Wegsuche zu Gott Demut und Sehnsucht, nicht aber lästernder Anspruch. In Jakob Böhme ist die alte mystische Stimme wiedererwacht, mit der zuerst Meister Eckehardt zur deutschen Seele gesprochen hatte. Überallhin hatten die Glocken der Reformation ihren Ruf von der Gewissensfreiheit gedröhnt: aus der stillen Seele des schlesischen Schusters scholl ihnen in tiefem Widerhall edelster Klang zurück. Wieder hatte ein deutscher Mensch Gott in der ganzen Schöpfung erlebt, jenseits von Dogma und kirchlichem Mittlertum, als eingeborenes Geheimnis jedes gläubigen Herzens. Und wieder gellte der alte Haß seine Schmährufe los: auch Jakob Böhme wurde von allen engen, neidischen Zwergen als Ketzer verschrien.

Stadtbibliothek Kamenz



Nikolaus Kopernikus 1473–1543

Nach fernsten Zielen griff der wagende Glaube der Zeit; kein Geheimnis erkannte er an, das nicht zu lösen sei; dem rechten, unermüdlichen Glauben mußte selbst Gott sich eröffnen. Es war ein Zeugnis des gleichen himmelstrebenden Mutes, wenn auch der Kosmos selber hineingerissen wurde in die Gewalt dieses kühnen und jungen Denkens. Nikolaus Kopernikus aus Thorn, also ein Sohn des deutschen Siedlungsraumes im Osten, hat es gewagt, das alte Weltbild, das durch Jahrtausende gültig gewesen war, in Trümmer zu schlagen und aus der Zerstörung neue Gesetze herauszuheben. Bisher hatte die Menschheit geglaubt, daß sich das All um die Erde drehe, daß diese Erde die ganze Schöpfung in sich beschließe. Nun reißt Kopernikus die unergründlichen Weiten des Himmels auf, läßt den menschlichen Geist in fernste Unendlichkeit schweifen, gibt ihm ein Weltbewußtsein, das an die Sterne fliegt und sich noch über diese hinausschwingt, als seien ihm keine Grenzen gesetzt. Unausdenkbar hatte sich vor diesem grenzenlosen deutschen Gedanken der Raum geweitet, aber der neuerwachte menschliche Geist durchherrscht ihn, weil er selbst solchen Fernen sich nähern kann.

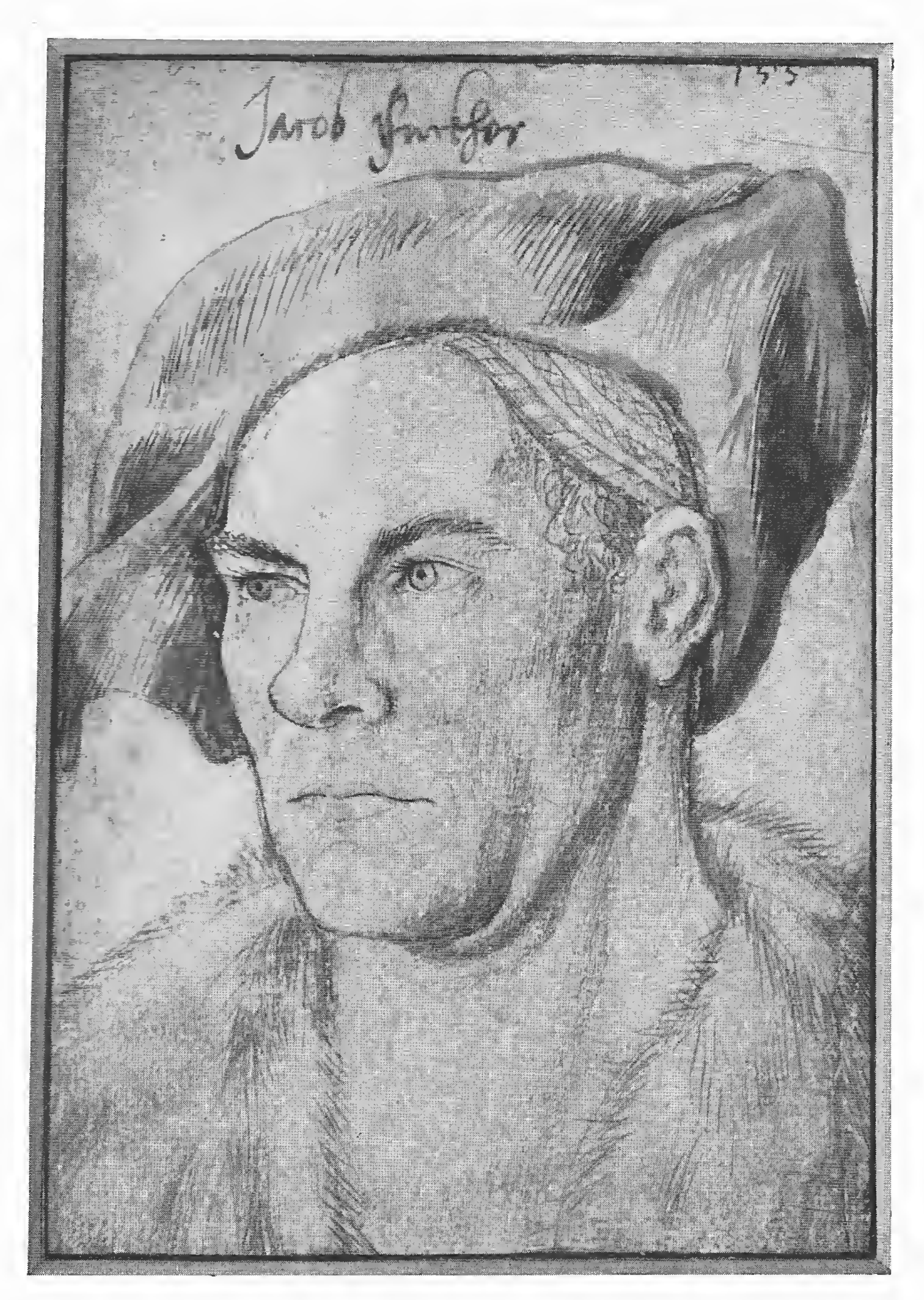
Kupferstich von Stimmer



Johannes Kepler 1571–1630

Johannes Kepler hat der gewaltigen Schau des Kopernikus die Entdeckung der Grundgesetze hinzugefügt, nach denen die Planetenwelt sich bewegt. Er hatte ein ständig bedrohtes, niemals gesichertes, ruhloses Wanderleben zu führen, tätig an Schulen und Höfen, Kalendermacher, Astrolog, Landesvermesser, Lehrer der Mathematik. Dieser schwer bebürdete Mensch, dem auf Erden sich keine Ruhe zeigte, suchte die große Harmonie in den Sternen. Wie so mancher der tiefen Deutschen hat er die Sehnsucht seines Lebens erst in traumhaften Fernen erfüllt gefunden. Als er die Bahnen beschrieb, in denen die Welt der Planeten sich unausweichlich bewegen muß, als er in seinen Formeln errechnet hatte, was bisher verschlossenes Geheimnis war, hatte auch er sich der Welt mit dem herrischen Zugriff des nie zufriedenen Geistes bemächtigt. In unbekannte Räume war dieser Schwabe hineingestürmt wie ein kühner Eroberer; mühselig hatte er sich zur Klarheit hindurchgekämpft; den Sieg aber heimste er ein, als er das wirre Dunkel der Welt zu klarer, gemessener Ordnung erleuchtet hatte.

Gemälde eines unbekannten Meisters



Jakob Fugger 1459–1525

Ausgreifend und unersättlich war auch der Wille, der die Sippe der Fugger zu den ersten Handelsherren des Erdteils gemacht hat. Als kleiner Webergeselle hatte der Ahn sein Handwerk begonnen. Nach einigen Geschlechterfolgen bereits kamen Kaiser und Fürsten in das Augsburger Stammhaus und verpfändeten für geliehene Riesensummen Krone und Land. Fuggerische Warenzüge fuhren auf allen Straßen Europas. Kein wichtiger Handelsplatz, in dem nicht die Fugger ein Kontor errichtet hätten, um von hier aus ihre Netze zu spinnen. Ihr weltweiter, unternehmender Geist spannte sich in die entlegensten Teile der Erde, trug sich mit überseeischen Plänen, setzte die seltensten Gewürze des Ostens ebenso in seine Rechnungen ein wie die Früchte des heimischen Bodens. So war auch ein neues wirtschaftliches Denken erwacht, das seinen umfassenden Absichten keine Grenzen wußte. Auch in diesen nüchternen Kaufherren zitterte unruhig die germanische Erobererseele, die in engen Schranken verkümmert, weil sie zum Atmen die freie Welt braucht.

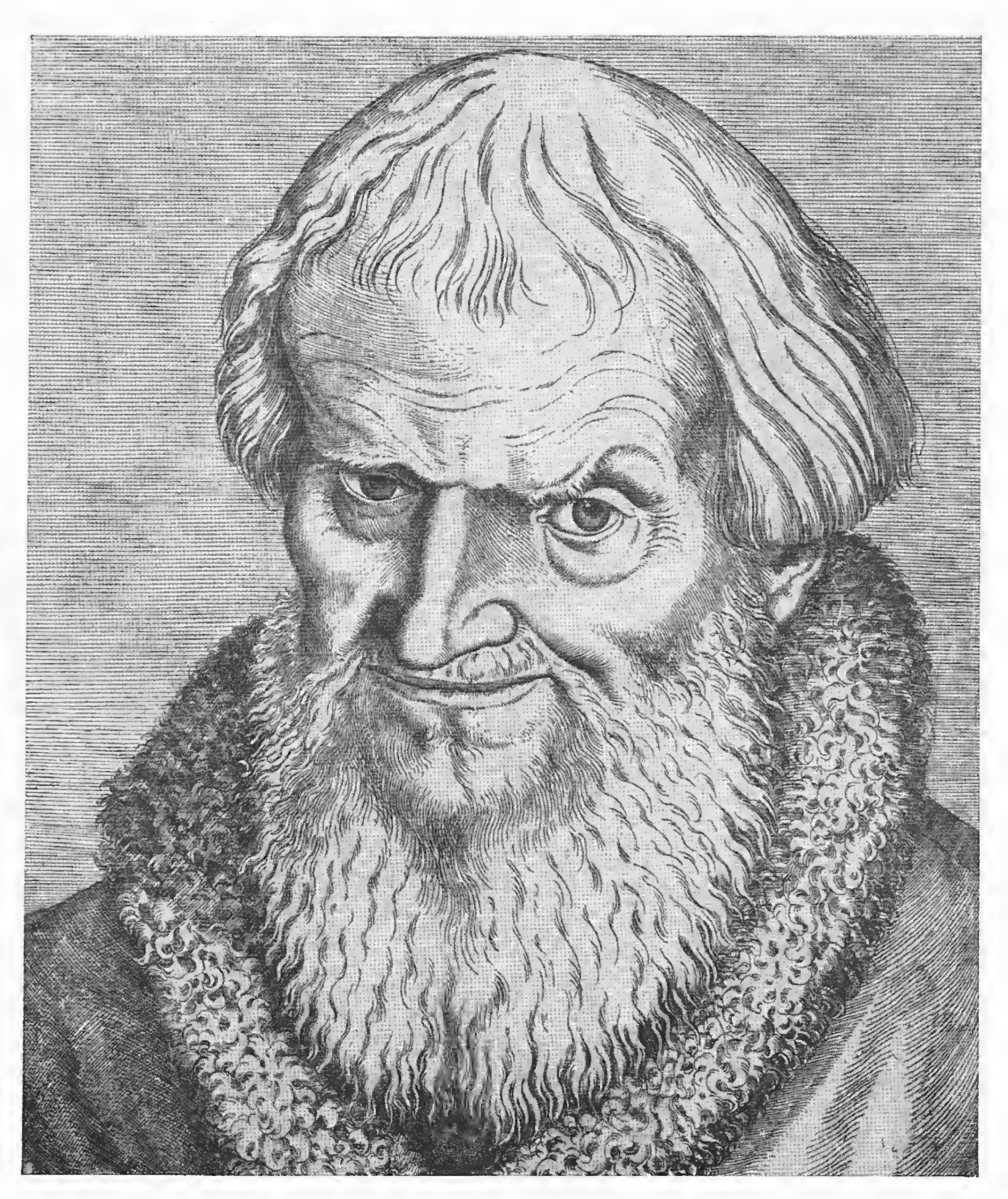
Silberstiftzeichnung von Hans Holbein d. Ä.



Jürgen Wullenweber etwa 1492–1537

Vom Reiche verlassen und nur auf die eigenen Mittel beschränkt, hatte die Hanse ihre Vormachtstellung im Norden nicht dauernd halten können. Aber das neue Selbstbewußtsein der Reformation trieb wieder zu Plänen, die noch höheren Flug nahmen als die stolzen Unternehmungen der Väter. Wullenweber war durch eine ständische Revolution gegen das herrschende Patriziat Bürgermeister von Lübeck geworden. Als seiner Herrschaft sich außenpolitische Schwierigkeiten unerwartet entgegenstellten, ging er zu wagemutigen Angriffen gegen die Widersacher vor. Gegen den feindlichen Dänenkönig zettelt er eine Volksverschwörung an; den englischen Thron sucht er sich zu verpflichten; ehrgeizige Landesfürsten macht er seinen Plänen gefügig — und hinter dem Spiel leuchtet als edelstes Ziel der Neuaufstieg Lübecks zur Herrin des Nordens. Der traumhaft kühne Wurf, den dieser große Führer gewagt, mißlang; Wullenweber wurde gefangen und dann enthauptet. Ein stolzer Gedanke ging damit unter, aber er wurde mit der höchsten Münze bezahlt, die der Mensch zu vergeben hat, mit dem beispielhaften Opfer des eigenen Lebens.

Gemälde im Museum zu Lübeck



Hans Sachs 1494–1576

Daß die neue, revolutionäre Lebendigkeit sich der höchsten Werte des menschlichen Geistes bemächtigte und sie zu neuen Zielen und neuen Lösungen führte, war ein Zeugnis der Stärke, mit der diese Leidenschaft durch die Zeit stürmte. Daß sie aber auch in die kleinste Hütte eindrang und dort die gleiche Verwandlung, die gleiche Weitung des Denkens und die gleiche Belebung aller starken Gefühle bewirkte, war ein Zeichen, daß diese Schöpferkraft echt war: denn im breiten Volk fand sie neue, eigene Schöpfung als Antwort. Lange schon hatten städtische Handwerkerkreise den Minnesang gepflegt; doch über ein leeres und totes Formelwesen hatte sich ihre Bemühung niemals erhoben. Erst der neue, lebendige Geist hat aus dieser grauen Welt den Willen zur Zukunft geschlagen. Der Nürnberger Schuster Hans Sachs hatte sein Ohr den Stimmen, die überall neue Worte verkündeten, weit aufgetan; in seinen krausen Schwänken und Liedern erlebte der biedere Bürger die neue Zeit nach seiner eigenen bescheidenen Weise; doch er erlebte sie echt und tief, weil er den Umbruch erkannte, den sie bewirkt hat.

Stich von Jost Amman nach dem Ölbild von Andreas Herneysen

Absturz

Der Wille zur Herrschaft, die Gottessehnsucht der Seele, die schöpferische Unruhe eines nie zufriedenen Geistes, der sich gegen jede Schranke erhob, um zu seinem eigensten Werk zu gelangen: aus solchen Kräften hatte das deutsche Volk sich angetrieben gefühlt, als es die Höhenwege seines Werdens beschritt. Mächtiger als das deutsche hat kein Volk im Mittelalter das Schwert des Kriegs und des Rechts geführt. Inniger als die deutsche hat keine Kunst das Göttliche auf die Erde herabgeholt. Leidenschaftlicher als der deutsche hat kein Trotz sich eine neue Welt der inneren Freiheit erkämpft. Wo es schritt, ging dieses Volk im Strahlenkranz: im Strahle von Schwert und Krone, im Schimmer deutscher Frömmigkeit, im Blitze des Willens, der in die Zukunft stürmt.

Doch hat ein Volk nicht dann sich vollendet, wenn es einzig den Rausch der Siege und das Glück des Erfolges erlebt hat. Die schwerere Reife wird erst in den Stunden der Niederlage erdient, da es gilt, sich vor den Schlägen der Not zu behaupten. Dann wird Bewährung verlangt und Härte des Herzens gefordert; übermächtig steht dann der schwerste der Ansprüche vor dem Volk: die Pflicht, in Nacht und Trostlosigkeit und im schwarzen Verderben immerzu an den Stern zu glauben, von dem nur noch Ahnung und Sage und nicht mehr die klare Vernunft weiß, weil er schon lange für immer erloschen zu sein scheint. Unermeßliches leidet ein Volk, wenn es vom Gipfelreiche des Ruhms hinabgestürzt wird in das Verderben. Und doch kann es dann erst beweisen, welchen Rangs seine Kraft und sein Wert sind. Die Stunde der Prüfung dröhnt dann durch die Zeit, und unerbittlich verlangt die Frage, ob dieses Volk verzweifelt verkommen oder verbissen sich durchreißen will, die ausweglose Antwort. Seine Werte langsam entfaltend, hatte das deutsche Volk sich bisher zu Tiefe und Kraft gerüstet: doch ehe es nicht durch schmerzhafte Gluten und Qualen ging, ehe der Malstrom des Leidens es nicht geprüft und ehe nicht die schwerste Frage nach der Bewährung erduldet war, ließ das Schicksal kein Urteil über Wert und Beständigkeit zu. Immer nur gilt ein Volk soviel wie die Not, die es gemeistert hat.

Nun ist unser Volk zu keiner Zeit von prüfenden Schlägen verschont geblieben. Immer hat die Schöpfergewalt der Schmerzen seine Kräfte zu neuer Leistung gestachelt. Ob die Kaiserzeit einen Bürgerkrieg oder einen Fürstenverrat erlebte, ob ein Markgraf im Osten sein Werk wieder von slawischer Übermacht überflutet sah: immer hat gerade die Not neue Kräfte der Meisterung geweckt, immer sind erst durch die schweren Forderungen die deutschen Werke groß und leuchtend geworden. Und

selbst den schlimmsten aller früheren Zusammenbrüche, den Sturz des Reichs am Ende des Mittelalters, hat das deutsche Volk zu neuer Schöpfung zu wenden gewußt: als es die Macht verlor, ist es seine Entdeckerwege zu den Tiefen der Seele gegangen.

Aber den jähesten Absturz in die Verzweiflung hat doch erst der Dreißigjährige Krieg mit sich gebracht. Nicht eine Dynastie, nicht ein hoher politischer Gedanke, nicht ein politisches Werk wurden damals gebrochen, sondern das deutsche Volk selber. Niemals ist eine Nation grausamer geschlagen worden als damals die deutsche. Niemals hat ein so sinnloser, niedriger, widerwärtiger Kampf wie dieser Konfessionskrieg, bei dem sich hinter christlichen Worten die fahle Gier nach politischer Macht und seelischer Hörigkeit bargen, ein Volk verheerender heimgesucht. Habsburg, im Dienste des rachelüsternen Rom, das die Reformation niemals verzieh, hatte den Krieg angezettelt. Und alles, was glaubte, sich in Deutschland auf Kosten des Volkes mästen zu können, nützte die Stunde für seine Gier. Deutschland fand sich willenlos einem Verhängnis ausgeliefert, das ihm die Lebensadern zerschnitt.

Gnadenlos ist das Schicksal mit der Nation damals umgesprungen, hat sie in alle Abgründe hineingewirbelt, hat ohne Erbarmen jahrzehntelang fremde Heere über sie hinstampfen lassen, hat ihren Reichtum verschleudert und ihre Erde zermalmt, ihr Blut vergeudet und ihren Willen gegeißelt, hat apokalyptisch gewütet, hat immer wieder das Grauen des Endes aufgerissen – und hat doch mit all dieser Grausamkeit nur die Frage gestellt, ob dieses Volk stark genug sei, aus der Prüfung geläutert hervorzugehen.

Es gibt keine Sinnlosigkeit in der Geschichte. Doch erhält jedes Geschehen den Sinn erst durch den, der es tut oder leidet. Nicht vorausbestimmt sind Tod oder Erfüllung; aber vor jedes Volk treten Prüfungen hin, in denen es sich entscheiden muß: sei es zur Schwäche und damit zum Fall, sei es zum aufbegehrenden Trotz und damit zu stolzerem Aufstieg in nie erreichte Höhen.

Als die rasenden Stürme der schwersten deutschen Prüfung dreißig Jahre lang wüteten, sah Gott zu, ob das Volk so tapfer und stark und unzerstörbar sich zeige, daß es des Weiterlebens auch würdig sei.



Der Held des Dreißigjährigen Krieges

Höher als jeder Held, den der Ruhm der Schlachten umstrahlt, ragt als Träger der schwersten deutschen Leistung im Dreißigjährigen Kriege der schlichte deutsche Mensch: der Bauer, der Bürger, der kleine, getretene Mann in den Stuben und auf den Äckern, den die Not des Krieges zu jeder Stunde am schlimmsten heimgesucht hat und der ihr zu jeder Stunde überlegen sein mußte, wenn er von ihr nicht zermalmt werden wollte. Das ganze Volk erlitt ein unsagbares Märtyrertum — und dennoch ist es daran nicht für immer zerbrochen. Demütigung, Schande, Gewalt brachen über die Dörfer und Städte herein, und keiner der deutschen Menschen entging dieser Quälerei. Aber da wurde ein stilles und zähes Heldentum wach: es brauste nicht auf gegen die Übergewalt, doch es biß die Zähne zusammen und klammerte sich an die letzten, leisesten Spuren von Glaube und Kraft: das deutsche Volk mühte sich durch.

Die apokalyptischen Reiter. Zeichnung von Albrecht Dürer.



Ernst von Mansfeld 1580–1626

Dreißig Jahre tobte der Krieg, doch niemals zeigte er sich als Auseinandersetzung klarer, gesammelter Kräfte. Die Wirrnis beherrschte sein innerstes Wesen, und auch die Mittel, mit denen die Gegner sich maßen, waren voll Willkür. Der oberste Herr dieses Krieges war der zuchtlos gewordene Landsknecht, und lange Zeit wollte es scheinen, als höbe sich über den trüben Dunst von Interessen und Neid nie ein wahrer Führer hinaus. Auch Ernst von Mansfeld besitzt nicht den Geist höchsten Feldherrntums und die Klugheit feinster Staatsmannschaft. Er ist ein Söldnerführer, von Ehrgeiz besessen, von schweifenden Wünschen beherrscht, dabei ein kühner Soldat, herrisch und jäh in seinen Entschlüssen — aber aus Überzeugung und aus dem brennenden Glauben an eine Sache hat er niemals gefochten. Den evangelischen Mächten in diesem unseligen Krieg hat er mit seiner wilden Kraft wertvolle Dienste geleistet. Doch ist auch er wie die meisten Führer des Krieges als der Herr eines Landsknechtsheeres zuerst Soldat und nicht eifernder Priester gewesen. Zwischen Sattel und Zelt hat er gelebt, als wahrer Krieger ist er im Lager gestorben.

Gemälde von A. van Dyck



Maximilian von Bayern 1573–1651

In den ersten Jahren des Kriegs, da Söldnerhaufen und Söldnerführer den Lauf der Geschichte bestimmen, ragt als fähigster Kopf Max von Bayern aus dem Wirrwarr hervor: er aber führt die Mächte, in denen die Fülle fremder Interessen sich sammelt. Denn nicht um Glaubensdinge allein geht dieser verheerende deutsche Krieg: jede der Mächte, die den Erdteil beherrschen wollen, streckt ihre Krallen nach dessen Herz. Es ist das alte deutsche Verhängnis, daß diesen verhehlten Anschlägen auf das deutsche Volk deutsche Helfer ihren tumben und unbewußten Beistand liehen. Max von Bayern war einer der klügsten Fürsten der Zeit, streng gegen sich selber, auch als autokratischer Herrscher nur auf das Wohl seines Volkes bedacht, ein Meister des diplomatischen Spiels wie der weitausgreifenden Pläne. Aber sein Können kam Habsburg und Rom und Madrid zugute, nicht dem deutschen Volk. Die Frucht seiner Arbeit heimsten die Mächte ein, die in den Spuren der Gegenreformation schritten und im Schutze des Glaubens politische Ränke spannen.

Bayer. Nationalmuseum München



Gustav Adolf 1594–1632

Der erste wahre Führer, in dem sich die edelsten Züge der Zeit geschlossen zusammenfinden, tritt in diesem Kriege auf, als Gustav Adolf von Schweden an der pommerschen Küste landet. Wohl gehört er nicht dem deutschen, sondern dem nordischen Brudervolk an; doch wahrt er unter den deutschen Fürsten mit Fug seinen Platz. Ohne ihn wäre das deutsche Volk der Überfremdung durch die Mächte verfallen, die es allseits bedrohten. Nicht daß er zum Schirmherr einer Konfession sich erhob, gibt ihm den deutschen Rang; aber er hat den fremden politischen Zielen, die hinter den konfessionellen Vorwänden lauerten, den entscheidenden Widerpart entgegengestellt. Als die Heere der Liga, der Schutzmacht habsburgisch-römisch-spanischer Herrschaftspläne, vor seinen Schlägen durch Deutschland flohen, als säße ihnen ein Rächer im Rücken, brach wie unter Armins Siegen ein fremdes System der Unterdrückung zusammen. Lange noch zwar sollte es dauern, bis die Nation ihre eigene Gestalt fand; aber mit Gustav Adolfs Siegen war eine der stärksten Bedrohungen, die sich dem eingebornen, nur tief verborgenen Willen zur eigenen deutschen Gestalt entgegenstemmten, hinweggeräumt.

Gemälde von Delf



Albrecht von Wallenstein 1583–1634

Wallenstein war der fähigste Feldherr des habsburgischen Hauses und damit in seinem Wirken ein Widersacher der Kräfte, in denen die deutsche Zukunft keimhaft verborgen lag. Denn damals schon war die Einsicht spürbar, daß Habsburg zwar die Mehrung des eigenen Besitzes, doch nicht die überdynastische Herrschaftsstellung des Reichs oder gar das Wohl des Volkes erstrebte. Niemand kann mit Gewißheit sagen, ob Wallenstein dem Hausmachtstreben Habsburgs ehrlich sein Können lieh. Er gehört zu jenen deutschen Gestalten, um deren Wesen immer Geheimnis sein wird. Als er den Höhepunkt seines phantastischen Aufstiegs erklommen hatte, fiel er unter den Hellebarden eigener meuternder Offiziere, die die Wiener Hofburg zum Morde befohlen hatte. Hat er Verrat des Kaisers und Übergang zu den Schweden geplant? Hat er den Frieden gewinnen wollen, indem er die Potentaten mit ihrer Kriegsgier im Stich ließ? Hat er dem Traum eines erneuerten Reichs nachgesonnen, in dem die lässige Schwäche des Habsburger Regiments durch neuen Glanz abgelöst werden sollte? Man kann seine Gestalt nicht endgültig deuten; unbestritten bleibt nur der hohe Rang seines Feldherrntums.

Gemälde von A. van Dyck. Staatsgemäldesammlungen, München



Bernhard von Weimar 1604–1639

Als Bernhard von Weimar mit seinen Heeren über die wüsten Fluren des Reiches ritt, gingen Krieg und Grauen schon in ihr drittes Jahrzehnt. Immer lüsterner hatten die Mächte Europas inzwischen sich in die Händel des Krieges hineingemischt. Namentlich Frankreich hatte sich aufgemacht, die Gewinne in seine Säckel zu scharren, nachdem die kämpfenden Partner sich bis zum Tode erschöpft hatten. Bernhard von Weimar war nach Gustav Adolfs Tod als dessen Nachfolger zum Feldherrn der protestantischen Mächte emporgestiegen. Als der Krieg sich immer mehr zum europäischen Kampfe erweiterte, trat er auf Frankreichs Seite über. Das schien Verrat an der deutschen Sache zu sein; und doch hat es beigewirkt, die französischen Pläne auf den Raub des Elsaß, freilich für kurze Weile nur, zu durchkreuzen. Denn Bernhard zielte dahin, sich ein oberrheinisches Fürstentum mit dem Elsaß als Kernland zu gewinnen. Gelang dieser Plan eines kühnen, weitschauenden Geistes, dann konnte am Oberrhein statt der alten Zerstückelung ein größerer Staat dem französischen Machtstreben wehren. Aber der Plan gelang nicht: als im Frieden zu Münster das Reich wie Zunder zerfiel, ging in dem grausen Verfall auch der größte Teil des Elsaß verloren.

Gemälde von Joh. Dürr. Stich von Richter



Michiel de Ruyter 1607–1676

In einem gähnenden Nichts hatte der Krieg geendet. Die beiden Konfessionen hatten sich sinnlos zerfleischt. Als grinsender Sieger ging Frankreich aus dem europäischen Wirrwarr hervor. Deutschland war ausgeblutet, indes sein westlicher Nachbar zur Sonnenkönigschaft Ludwigs XIV. hochstieg. Es ist der tief gemäße Ausklang der blutigen Zeit, in der Deutschland sein bestes Gut für nichtige Streitereien geopfert hatte, daß Ludwig XIV. nun immer brutaler auch das wehrlose Reich heimsucht — und das entnervte, kraftlose, müde sich nicht mehr zu wehren vermag. Sinnlosigkeit, leere, grausige Sinnlosigkeit ist über Deutschland ausgegossen, Deutschland ist starr und tot. Da hat sich, während das Reich nur duldete, gegen die welsche Gewalt ein Staat erhoben, der einstmals dem Reich selber angehört hatte. Wie vormals gegen Philipp II., so erheben sich nun die Niederlande gegen die Gewalttätigkeiten Ludwigs XIV., und Admiral de Ruyter ist der Held, der in sagenhaft kühnen Schlachten den französischen Flotten begegnet. Wie Gustav Adolf gehört auch er nicht unmittelbar dem germanischen Kernvolk an. Und doch hat die Leistung des blutsverwandten Führers auch dem Reiche genützt; denn jeder Schlag gegen Ludwig hemmte den Marsch an den Rhein.

Stich von Blotelingh



Christoph von Grimmelshausen etwa 1625–1676

Es gab im Dreißigjährigen Krieg keinen Deutschen, der dem Grauen der Zeit nicht selber hätte ins Auge sehen müssen. Christoph von Grimmelshausen ist der unvergleichliche Chronist dieser Erbarmungslosigkeit geworden. In seinem Roman vom abenteuerlichen Simplizius Simplizissimus, einer der bleibenden Dichtungen der Menschheit, hat er den Krieg und seine wilden Wirbel, den Einbruch der nackten Gewalt in die verlassenste Hütte, den tollen Taumel einer entfesselten, rasenden Welt geschildert. Er hat dabei sein eigenes Leben erzählt, wenn er berichtet, wie in seinen weltvergessenen Heimatwinkel im tiefen Wald plündernde Soldateska das grelle Grauen der Zeit hineinwirft, wie die Strudel des Kriegs den tölpischen Jungen in ihre Wirrnis reißen, wie er durch Deutschland geschleudert wird, als sei er ein Spielzeug blinder Verhängnisse, wie Städte hinsterben und Dörfer in Schutt und Asche sinken, wie Sippen zerreißen, wie über Kinderwimmern und Menschenleid der Dämon des Endes aufsteigt und Deutschland mit seinen Schlägen zerbricht und seinen Bränden versengt und seinen Giften verseucht.

Nach einem Titelkupfer zum „Simplicissimus" Grimmelshausens vom Jahre 1670

Sammlung

Im Dreißigjährigen Krieg hatte das Schicksal das deutsche Volk nach dem Maß seiner Kraft und damit nach seinem Recht zum Weiterleben gefragt. Nicht ob Deutschland stark genug sei, den Krieg zu gewinnen, wollte die Frage wissen: tiefer und quälender bohrte sie nach der Antwort, ob das grausam getretene Volk nach dreißig Jahren der schlimmsten Zerstörung überhaupt noch ein Quentchen an Lebenswillen besäße.

Jede vernünftelnde Rechnung mußte die Frage verneinen; denn in Deutschland lebte kein Volk mehr, von dem man Aufbau erwarten konnte. Das Volk war versprengt und zerstreut, drei Jahrzehnte Söldnerwut und Landsknechtwillkür hatten den wehrlosen Willen für alle Zeit, wie es schien, in den Staub getreten. Und mußte nicht mit dem völlig zerstörten Glauben an einen Sinn der Schöpfung auch die Kraft zu neuer Schöpfung völlig ausgebrannt sein?

Wenn ein Volk es vermochte, aus solcher abgründigen Leere heraus sich neu zu erheben; wenn es wirklich in sich noch die Kraft fand, den zerspellten Willen wieder zu sammeln und neu zu straffen; wenn es sich wieder zu Glauben und Schöpfertrotz zwang; wenn es die zerschundenen Kräfte herrisch zusammenriß; wenn es zu neuer Leistung sich aufschwang – wenn also in der Wüste von Brand und Zweifel und Not die unwahrscheinlichsten aller Wunder geschahen: dann hatte das Volk die Prüfung gemeistert und sich das Recht zu einem Aufstieg erdient, der es in neue Führerhöhen hinaufheben mußte. Und selbst wenn nachher noch mancher Zusammenbruch im Lauf der Jahrhunderte neue Prüfungen brachte: untergehen konnte ein Volk, das den Dreißigjährigen Krieg schöpferisch überwand, nie wieder.

Es ist in der Tat eines der großen geschichtlichen Wunder, wie, aller vernünftigen Rechnung zuwider, das deutsche Volk nach dem Dreißigjährigen Krieg sich erneut auf den Marsch macht, um dem Dienst an seinem Auftrag klar und streng zu folgen. In die Winde verstreut und vielleicht für immer vergeudet waren die Keime, in denen die Kraft zur Schöpfung schlummert. Da hebt in den Tiefen der völkischen Seele die beinahe unbegreifliche Suche nach neuen Werten an. Leise schwebt, in den stillsten Gemütern zuerst, eine neue Besinnung auf, und auf einmal geht man daran, anfänglich tastend und dann in der fieberhaften Hast der jähen Erkenntnis, alles Verlorene wieder zu sammeln, es neu zu formen, kraftvoll zu festigen, klar zu gliedern. Aus Besinnung und Sammlung aber härtet sich bald auch der Wille zu neuer Strenge, zu härterer Zucht, zu gediegener Ordnung, zu weitausgreifendem Schöpferwerk. Das deutsche Volk, das eben noch der Spielball jeglicher Willkür war und unter den Schlägen der fremden Gewalten all seine Werte sinnlos zerstieben sah, zwingt sich wieder zur Form.

Der Vorgang der deutschen Neugeburt vollzieht sich nach den alten Gesetzen, nach denen gesunde Schöpfung immer erblüht: langsam, Zelle an Zelle fügend, im stillen, gemessenen Zuge jahrzehntelangen Reifens. In der ersten Zeit nach dem Krieg hat sich das deutsche Volk nur der großen Ruhe verschrieben, in der allein die hohen Werte der Menschheit ihrer Erfüllung entgegenkeimen können. Keine Gewaltsamkeit überhitzten Wollens stört das tiefe, stärkende Atemholen, dem sich das Volk überall sehnsüchtig hingibt. Langsam, aber stetig trägt es die ersten Werksteine zu seiner Zukunft herbei. Aus dem Schutt der schlimmen Vergangenheit gräbt es aus, was irgend noch Wert hat, und pflegt und mehrt die wiedergewonnenen Schätze. Behutsam in seinem Tun, wartet es ruhig ab, daß aus der Brache, die eine neue Hoffnung befruchtet, die neue Saat sprießt. Ganz aus dem tiefen Gefühl, der

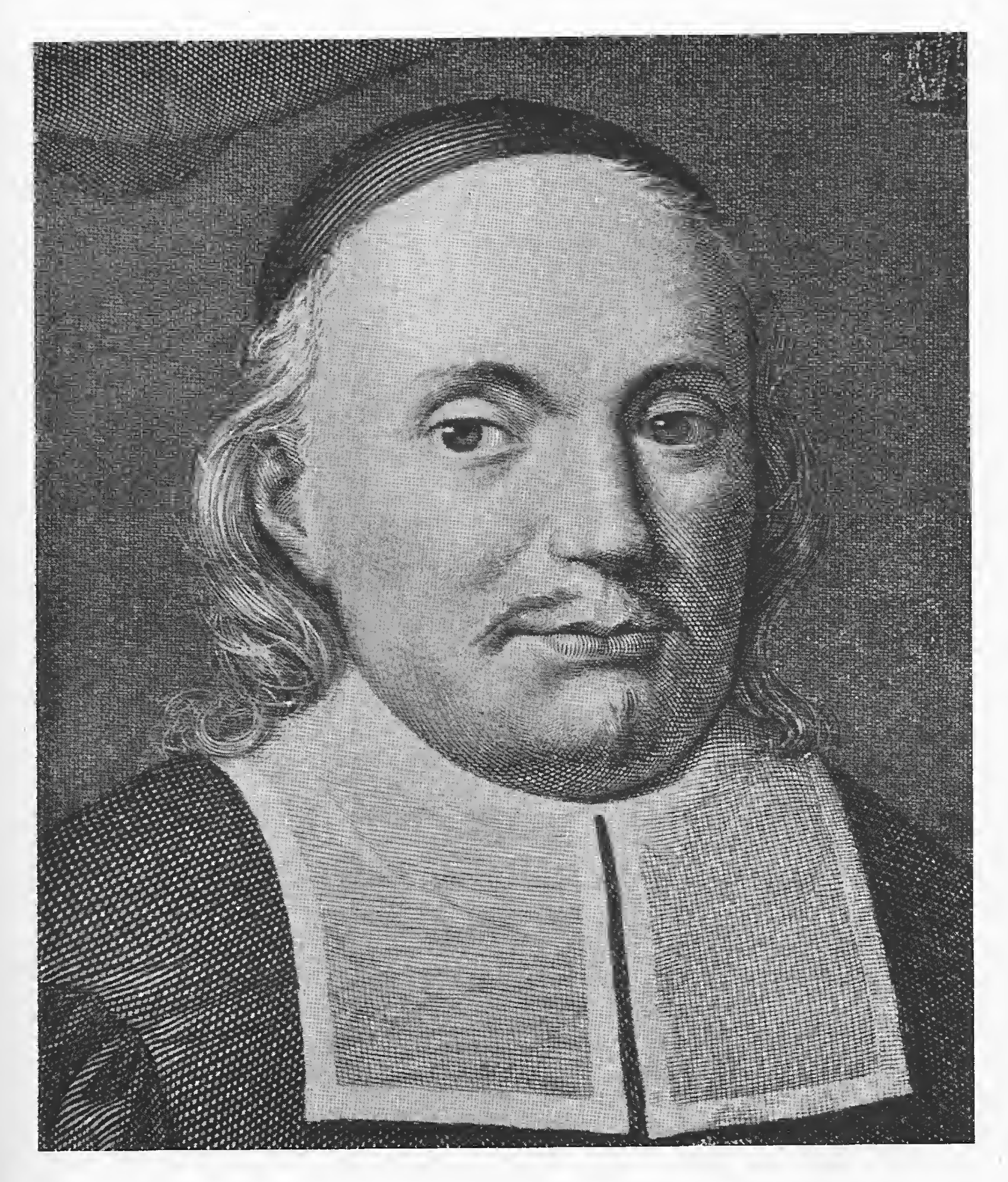
ursprünglichsten menschlichen Kraft, keimen die ersten Schöpferleistungen nach der Verwüstung des Krieges. Nicht der Staat erhebt sich zuerst: zuerst spricht die Seele von ihrer Besinnung, und in Liedern und frommen Chorälen, die nach Kriegslärm und wildem Toben endlich wieder erklingen, schwingt das erlebte Leid in einem ersten bescheidenen Schöpferwerk aus.

So erwirbt sich die deutsche Seele eine neue Gelassenheit. Und erst als sie die alte Unrast gebannt hat, kann sie aus neugesicherter Kraft zu größerer Schöpfung schreiten. Die hohe Musik, die das Jahrhundert zu einer ersten Vollendung hebt, führt das Werk der Besinnung und Sammlung weiter. Aus unscheinbaren Anfängen sich entfaltend, weitet sie bald ihre Grenzen. Neue Aufgaben zwingt sie sodann in ihren Bann, und allmählich erfüllt sie sich mit immer tieferem Glanz. Die großen Meister erstreben strenge Form und gemessene Gliederung als edelstes Ziel. Durchsichtig klarer Aufbau, strenges Gefüge kennzeichnen jene Musik, die darin zum treuen Spiegel der Zeit wird: auch diese drängt nach dem durchlittenen Chaos auf Gefüge, Gesetz und übersichtliche Ordnung zu.

Kann da die Wissenschaft abseitsstehen, wenn aus der Wirre ein neues Weltbild entsteht? Auch sie erkennt das geschichtliche Amt, das die Zeit dem Verstand und seiner ordnenden Kraft aufträgt, und in glühender Leidenschaft macht die Philosophie sich auf zur Sichtung des Seins und zur Suche nach dem gestaltenden Kern der Welt.

Aber das stärkste Zeugnis für den neuen Willen zur Sammlung hat doch die Welt des Staates gegeben, in der nun mit ernstem, festem Willen eine erstaunliche Arbeit der Ordnung beginnt. Preußen ist es, das das tiefste Gesetz der Zeit am tiefsten erfüllt. Denn hier wird die große Notwendigkeit, die als erste Forderung jene Geschlechter verpflichtet, der Zwang zur Straffung und Zucht, am klarsten erkannt und zum unabdingbaren Kern einer neuen Gesinnung geadelt. Auch das Volk in Preußen ist müde nach den Stürmen des Krieges. Doch ein königlich hartes Führergeschlecht läßt nicht viel Muße zu stiller Besinnung und leisem Gefühl. Preußen steigt anders hoch: gebändigt, zusammengerissen, in Form gezwängt, in Dienst und Pflicht gestellt, unter Befehle gebannt, unter das große Wort von der Ordnung befohlen wird alles, was eben noch haltlos durch die entfesselte Willkür irrte. Aus diesem Zwang zur Straffheit entsteht der Staat, der das Wesen der neuen Zeit ins klarste Bild verdichtet. Die Zeit hat ihren Gipfel erklommen, als Friedrichs Geist über sie herrschte. Meisterlich war das alte verlotterte Erbe des Krieges allerorten in neuen Schöpfungen überwunden. Das Jahrhundert hatte das Höchste, Haltung, gefunden. Was immer noch in ihm lebte, erhielt seinen Wert durch die Prüfung an all den neuen Werten, die übergroß und für ewige Dauer sich aus dem Chaos erhoben hatten.

In der strengen Gefügtheit der Bachschen Musik hatte die Kunst die Vollendung in dieser neuen, zur Ordnung gewendeten Welt gefunden. In der Schöpfung des Großen Kurfürsten und seines Nachkommen Friedrichs des Großen erringt auch der Staat mit seiner Strenge und Zucht den Sieg über die Hinterlassenschaft des Dreißigjährigen Krieges, die in neue, zwingende Formen zu bannen der geschichtliche Auftrag der Zeit war. Die vielen einzelnen Quellen, aus denen die große Erneuerung kam, sammeln sich also in zwei mächtigen Strömen: dem Staat und der Kunst, der Macht und der Seele – den uralten heiligen Schöpferkräften des deutschen Volkes.



Paul Gerhardt 1607–1676

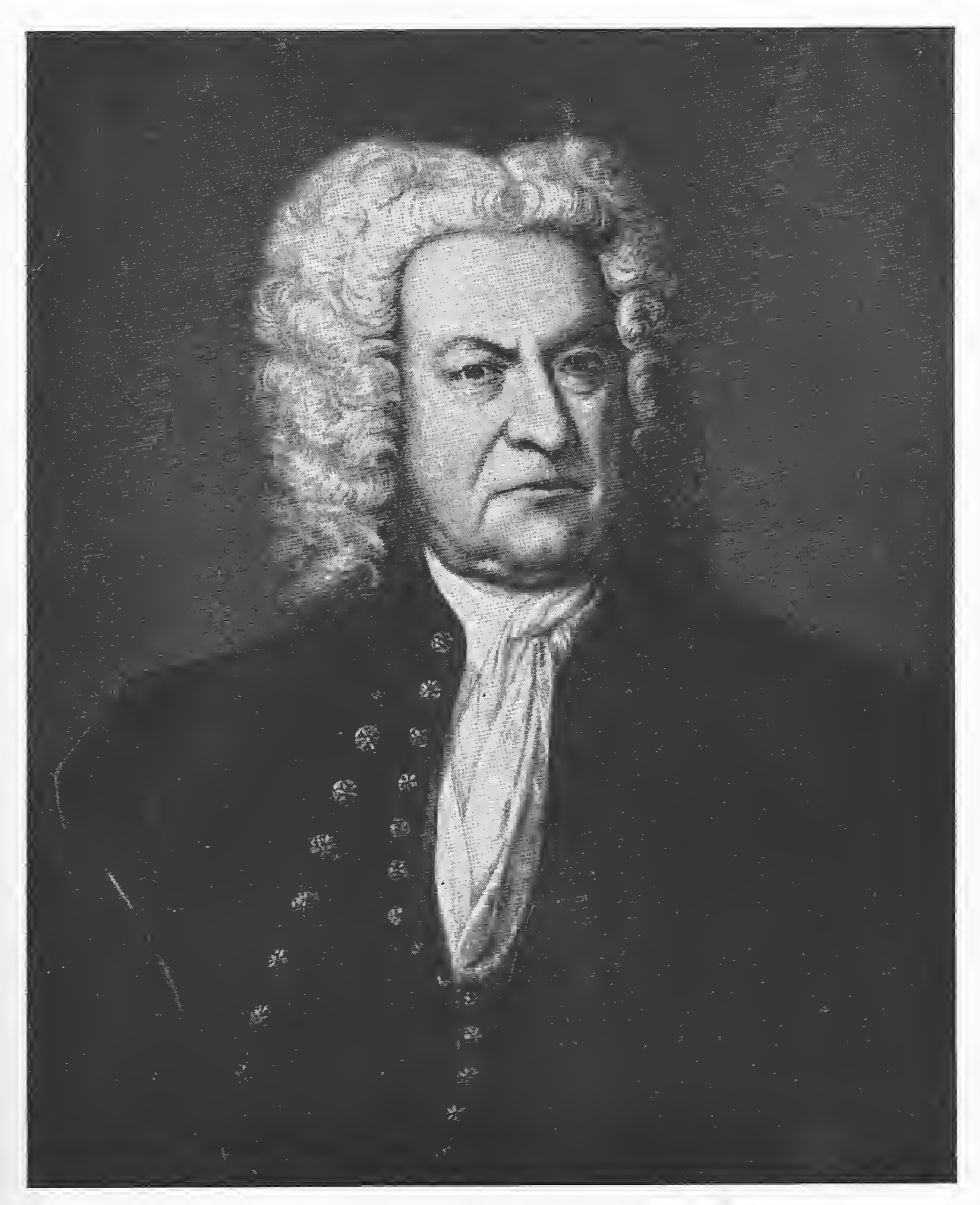
Als der Dreißigjährige Krieg in Leid und Dumpfheit zu Ende ging, klang durch die Öde in schlichten Liedern ein Ton, der den Verzweifelten wie eine Tröstung war. Ein sächsischer Pfarrer, Paul Gerhardt, hatte im letzten Jahre des Krieges seinen ersten Liederband drucken lassen. Und mitten in den Klagen über die Not der Zeit bekannte sich hier mit leisen, doch tiefen Worten ein neuer Glaube an die bessere Zukunft: „Schließ zu die Jammerpforten und laß an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Friedensströme fließen.“ Als die Gemeinde die Lieder singen lernte, erwies sich bald, daß sie aus dem zersplitterten Volk eine neue Einheit des Fühlens und Glaubens zusammenzuschweißen vermochten. All die Sehnsucht, die nirgendwo einen Ort der Besinnung fand, flüchtete sich zu dem Trost dieser frommen Gesänge und wußte sich bald in einer neuen Gemeinschaft geborgen. Der Kirche hatte Paul Gerhardt dienen wollen; doch größeren Segen brachte sein Werk dem ganzen Volk, das hier die ersten bescheidenen Worte fand, um die es sich wieder sammeln konnte.

Stich nach dem Gemälde von L. Buchhorn



Heinrich Schütz 1585–1672

Heinrich Schütz, der thüringische Musiker, hatte noch während des Krieges an seinem Werke geschaffen. Doch damals war ungehört untergegangen, was aus der Tiefe der Seele kam. Schütz hat das schwere und dennoch große Schicksal zu tragen gehabt, für Größere die Wege bereiten zu müssen. Überall, wo er selber schritt, stieß er, ein Breschenschläger, in unbetretenes Neuland vor. Damals genoß allein die italienische Musik hohen Ruhm und die meisten der deutschen Tonsetzer liefen im Gleise des Herkommens mit und waren ihr hörig. Schütz aber hat sich selbständig und tief mit der fremden Kunst auseinandergesetzt. Oftmals lockte sie ihn, auf seinen Reisen wie in den geläufigen Werken der Zeit. Aber er hat sie in seinem eigenen Werk aus deutschem Gefühl überwunden. Es entsprach der Strenge der Nachkriegsjahre, daß er gegen den fremden, rauschhaften Überschwang zu edler Schlichtheit und trauter Wärme fand. Nur einfache Werte konnten heilend und führend wirken, nur auf klare und stille Schönheit konnte die künftige Größe sich gründen. Stufe zum Höchsten war Schütz: ohne ihn hätte die Zukunft sich nie zu der klaren Höhe erhoben, in der Bach die Vollendung gefunden hat.



Johann Sebastian Bach 1685–1750

Johann Sebastian Bach, wie Heinrich Schütz in den Thüringer Wäldern zu Hause, übte nach schweren Jugend- und Wanderjahren als kleiner Kantor ein bescheidenes Amt, das ihm gerade das dürftige Auskommen bot. Doch über die Armseligkeit dieses Zustands, der ungezählte Andere für den Lauf eines langen Lebens in seine Enge band, hob er das Reich seiner Musik hinaus: und übermächtig wuchs es den Grenzen entgegen, dahinter nur noch die Stimme Gottes hörbar ist. Wie in den alten Domen fand hier die schweifende deutsche Sehnsucht eine strenge Gestalt. Kirchlichen Zwecken – dem Gesang der Gemeinde, dem Orgelspiel – sollte dies Werk ursprünglich dienen. Doch als es aufklang gleich dem starken Gebet eines einsamen Riesen, ward der irdische Zweck von einer Gläubigkeit überleuchtet, die aus tieferen seelischen Ursprüngen kam als je die Worte und Formeln einer irdischen Kirche. Wieder einmal hatte ein deutscher Mensch von dem geheimen Abgrund der deutschen Seele Zeugnis gegeben. Und was er aus den Tiefen ans Licht hob, war ein Nachhall der Schöpfung selber.

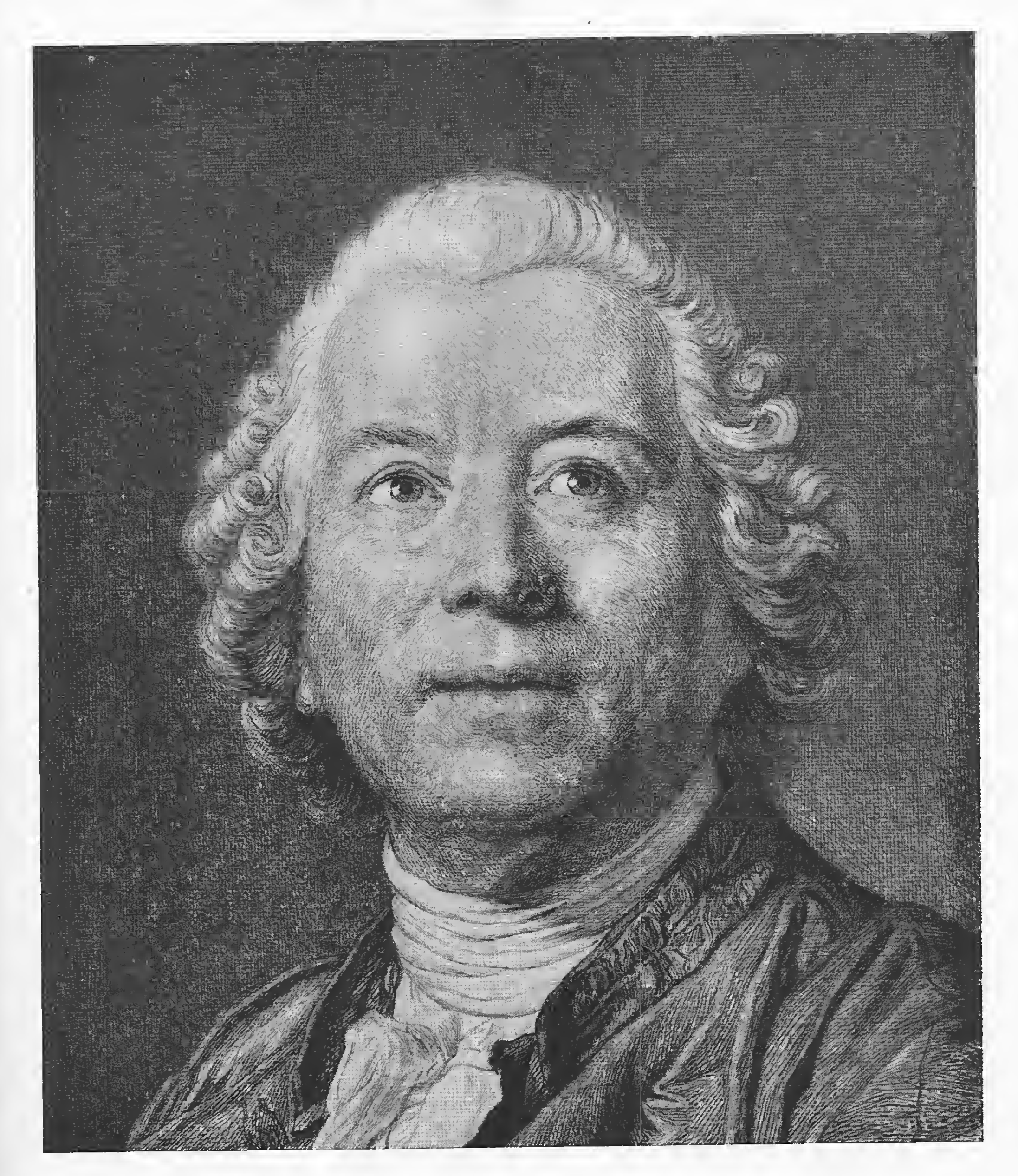
Gemälde im Besitz von A. Volbehr, Münster



Georg Friedrich Händel 1685–1759

Georg Friedrich Händel, Kind einer deutschböhmischen Mutter und eines schlesischen Vaters, war einer der großen Wanderer unseres Volkes, die erst die letzten Winkel fremder Kultur kennen müssen, ehe sie im Reichtum der eigenen Seele ihr deutsches Gesicht als köstlichsten Schatz entdecken. Dann bohren sie tief in ihre Schöpfergründe hinab und heben daraus ein geläutertes deutsches Werk. Jahrzehntelang hatte Händel die rauschhafte Kunst Italiens geübt. Die große Oper war das Feld, auf dem er bald die welschen Meister schlug. So schwoll ihm bewundernd die Gunst des Südens und dann die hingerissene Liebe Englands entgegen, wo er bis an sein Ende wirkte. Keiner der Italiener hat seine Tiefe erreicht, keiner hat die leere Handlung der Oper so sehr mit Empfindung durchglüht. Und dennoch hat er sein Innerstes erst in den Oratorienwerken der reifen Mannesjahre enthüllt. Hier schwieg der Rausch, und jedes berechnende Spiel mit den geschmeichelten Sinnen trat vor der Frömmigkeit in den Schatten, mit der ein suchender Mensch seinen Gott pries. Strahlend, aufbrennend wie der Jubel eines lichtüberschütteten Sonnentags, mächtige Anbetung: so lebt in seinem „Messias" ein Glaube, der aus Not und Wirrnis wieder zu sich gefunden hat.

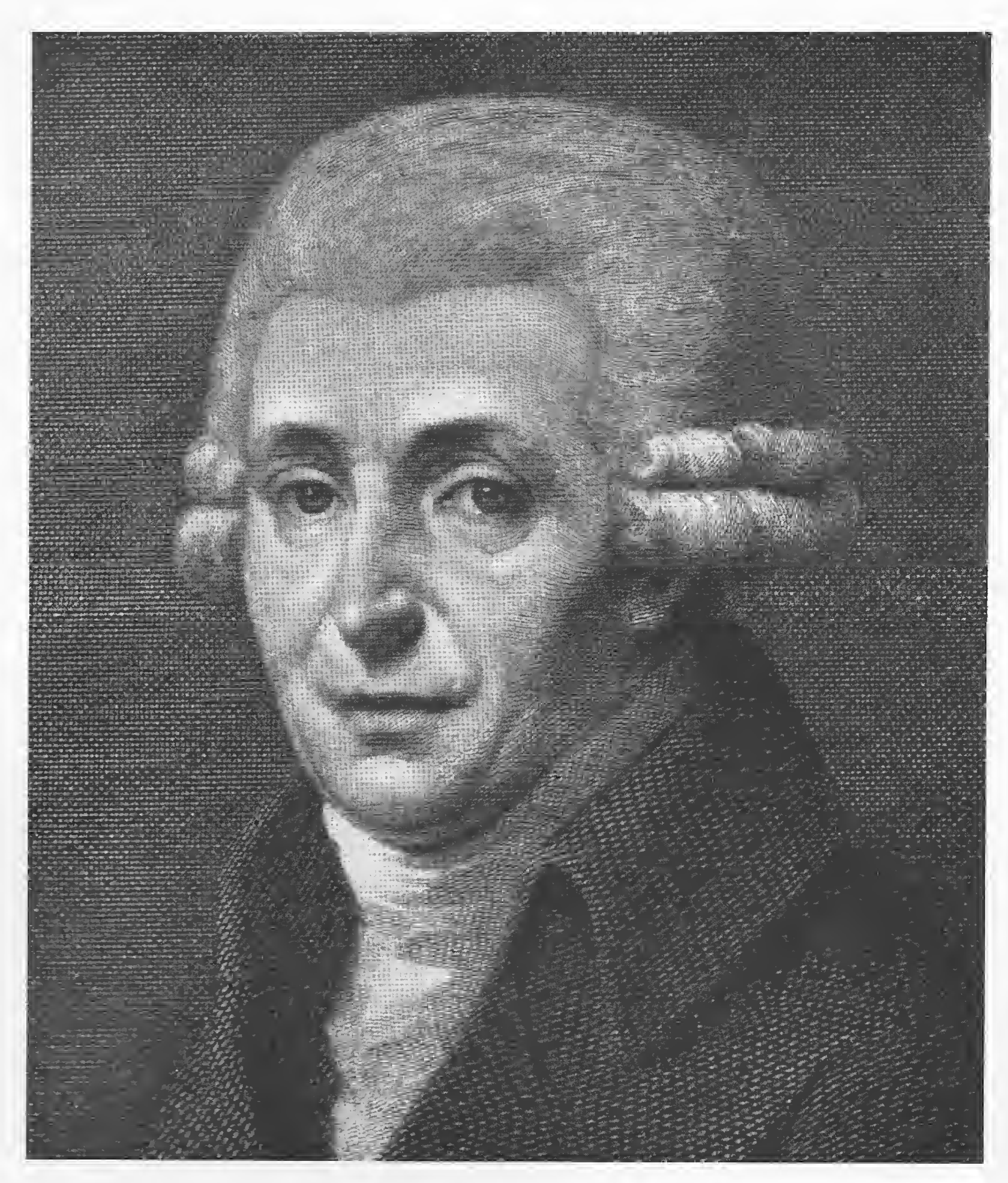
Gemälde von Hudson



Christoph Willibald Gluck 1714–1787

Christoph Willibald Gluck ist im Bayerischen Wald in engsten Verhältnissen groß geworden, und noch in seinen musikalischen Wanderjahren hat er als Dorfmusikant die Straßen Böhmens landauf landab befahren. Als ihm dann Gönner die Möglichkeiten boten, seine Gabe zu schulen, ist er schnell gestiegen. Auch er hat sich zunächst den italienischen Meistern hingegeben und in ihrem Stil seine Opern geschrieben: gefällig, pompös, von Pracht und Rausch geschwellt, künstlerisch locker und nur auf den äußeren Wohlklang bedacht. Seine deutsche Seele mußte dagegen aufbegehren, und so hat sich Gluck bald auch an andere Dinge gewagt: an Vertiefung, an Straffung der Form, an Läuterung des Gehalts. Zunächst befremdete diese Neuerung, dann brach sie sich in stürmischem Siegeslauf Bahn. Während die seichten Opern der italienischen Zeitgenossen bald in Vergessenheit sanken, klingen Glucks vertiefte Werke noch heute, weil die Reinheit ewiger Kunst in ihnen beschworen ist.

Ausschnitt aus dem Gemälde von S. Duplessis



Josef Haydn 1732–1809

Mit Willibald Gluck hatte zum erstenmal der bayerische Stamm der deutschen Kultur einen der großen Musiker zugeführt; der Österreicher Josef Haydn, bajuvarisch in seiner Kraft wie seiner sinnenden Leichtigkeit, stellt sich neben den älteren Stammesgenossen in ebenbürtiger Meisterschaft. Auch er war kleiner Leute Kind und hat sich seinen Ruhm bitter erhungern müssen. Sängerknabe im Wiener Stefansdom, Musiklehrer, Tanzbodengeiger, später Kapellmeister in den Schlössern des hohen Adels: so laufen die äußeren Wege in seinem Leben. Die Seele aber ist an der Not des Tags nicht zerbrochen. Ihre Helligkeit singt aus den Streichquartetten, die seinen Ruhm begründeten; vom Atem heiliger Welten durchweht, tönt sie aus seinen Alterswerken, den Oratorien „Schöpfung" und „Jahreszeiten". In Haydns Musik ist das Geheimnis der Donaulandschaft eingefangen, strahlende Irdischkeit und leise Wehmut, ruhiger Atem des alten, kulturgesättigten Landes, tiefgegründete Freude am Schimmer der Welt. Haydn hat auch die Weise des österreichischen Kaiserliedes geschrieben: später ist sie die Hymne des Deutschlandliedes geworden.

Nach dem Gemälde von Chr. L. Seehas. Museum, Schwerin



Wolfgang Amadeus Mozart 1756–1791

Mozart, der einer Ehe aus schwerem schwäbischen und leichterem österreichischen Blut entstammte, lebt schon in jenen Jahrzehnten, da die Zeit, die einmal in Sinnlosigkeit sich verloren, gefestigt und aufs höchste verfeinert ist. Aller Reichtum der musikalischen Form, den die Vorläufer sich erarbeitet hatten, steht ihm zur freien Verfügung. Und Mozart wuchert mit ihm, wandelt ihn neu, steigert ihn höher, holt aus dem Erbe die feinsten Möglichkeiten heraus, findet Klänge und Harmonien, in denen Vollendung singt. Meister der reifsten Form, läßt er unter dem klingendsten Ton dennoch die dunklen Tiefen rauschen, vor deren Schatten die Schönheit erst ihren vollen Glanz erhält. Er ist das Kind einer reifen Zeit, schon schimmert vor ihm die Morgenröte anderer Wertungen auf. Aber im Wandel findet er ewigen Klang, weil er die Reife der Zeit von der Tiefe her deutet, weil die singende Leichtigkeit seiner Wunderweisen sanft überdunkelt wird von dem Wissen, daß am Grunde der Welt eine geheime Tragik ruht.



Wilhelm Leibniz 1646–1716

Als nach dem Dreißigjährigen Krieg die weithin zerstreuten Kräfte eine neue, gestraffte Form sich suchten, trieb den Vorgang der Selbstbesinnung am mächtigsten das Gefühl an: die erste geformte Vollendung fand die deutsche Seele in der Musik. Doch auch der Geist machte sich mit Gewalt auf den Weg zu den neuen Erfahrungen. Lange schien alles geistige Leben endgültig ausgemerzt zu sein. In Leibniz zeigt sich, wie nun der deutsche Geist sich wieder an Werk und Aufgabe stürzt, gierig, als sei er ausgehungert wie ein darbendes Tier. Jede Frage reißt Leibniz in seine Gewalt, jede Wissenschaft eignet er herrisch sich an, rastlos jagt er den höchsten und auch den wunderlichsten Problemen nach, heute dem Römischen Recht und morgen der Theorie des Fernrohrs, jetzt einem politischen Streitfall in Polen, dann der Priesterdialektik über Gottesbeweise. Ein rasender Hunger nach Wissen wühlt diesen Menschen auf, und nicht eher gönnt sich der Umgetriebene Ruhe, als bis er ein Wissensgebiet sich restlos zu eigen gemacht hat. Der berühmteste Philosoph der Zeit, baut er an einem Bilde der Welt, das die Fülle ihrer Erscheinungen ordnet und somit unter die menschliche Herrschaft zwingt.

Stich von Ficquet



Samuel Pufendorf 1632–1694

Leibniz war auf seinem Sturmweg nach allem Wissenswerten auch an den Staat geraten und hatte sich Theorien über Staatsverfassung und Staatszweck zurechtgelegt. Samuel Pufendorf aber ist als Denker den Fragen des Staates allein nachgegangen. Das tiefe Erlebnis, das ihn zu seiner Arbeit trieb, war der Sturz des Reiches nach dem Frieden von Münster. Als ob nicht dreißig Jahre hindurch vernichtende Wetter über es hingebraust, hatte es weitergelebt und sich in die Lüge hineingetäuscht, daß noch Kraft in ihm stecke. Pufendorf hält dieser Täuschung das schonungslose Gericht und lehrt die aufhorchende Welt, daß nur ein hohles Scheinreich gleich einem Monstrum sich durch die Zeit hinschleppe. Ehrlich wie kein anderer hat er erkannt, daß die Wirrnis nicht durch das zersplitterte Reich unter habsburgischer Führung könne gemeistert werden; andere Kräfte müßten die kommende Ordnung formen. Da wird es zum Sinnbild der großen Kraftverlagerung, als Pufendorf, der strenge Richter des sterbenden Reichs, vom Großen Kurfürsten als Geschichtsschreiber Brandenburgs nach Berlin berufen wird.

Nach Stich von Sandart



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 1620–1688

Im großen Krieg war auch Brandenburg willenlos zwischen den kämpfenden Fronten hin- und hergezerrt worden. Als aber 1640 Friedrich Wilhelm den Kurfürstenthron bestieg, fühlte der Staat mit einem Male einen jungen, brennenden Ehrgeiz zur Macht über sich. Zielsicher spürte der junge Fürst jeder Möglichkeit nach, seine Macht zu erweitern. Von Frankreich, Polen und Schweden immer wieder in enge Grenzen zurückgescheucht, griff er dennoch nach jedem Stück Erde, darauf er sich festsetzen konnte. Von seinen Ständen, dem widerspenstigen Adel und der kleinlichen Bürgerschaft, bei jedem Plane gestört, festigt er dennoch den schwächlichen Staat im Innern, bis er einsatzbereit seinen Befehlen gehorcht. Rücksichtslos schwankt er in seiner äußeren Politik von einem Bündnis zum andern, nur von dem Flammengedanken an die Größe des eigenen Staates gepeitscht. Er schafft sich ein brauchbares Heer und führt es bei Warschau und Fehrbellin zu ersten leuchtenden Siegen. Er verbraucht sich im Dienst für die kommende brandenburgisch-preußische Macht. Er rüstet mit jedem Plan und jedem Gedanken den einzigen Staat, der in einer Welt des Verfalls die Zukunft in sich trägt. In Strenge und Straffheit hat Preußen sich auf den schweren Weg zur Macht gezwungen, als die alte staatliche Ordnung ins geschichtliche Nichts sank.

Gemälde von Hannemann



Eberhard von Danckelmann 1643–1722

Danckelmann hatte den ältesten Sohn des Großen Kurfürsten erzogen. Als der Erbprinz den Thron besteigt, rückt sein Lehrer in die höchsten Stellen des Staates auf. Danckelmann war ein echter Staatsmann von Leidenschaft und Geblüt. Von der außergewöhnlichen Gunst seines Fürsten gedeckt, führt er jahrzehntelang die brandenburgische Politik. So steuert er den Staat durch die Wirren Europas; doch bedeutender ist seine Aufbauarbeit im Innern gewesen. Hier setzt er das Werk des Großen Kurfürsten fort: Vermehrung des Heeres als der stärksten Stütze des Staates, planmäßige Gliederung der Verwaltung, Steigerung der wirtschaftlichen Kraft des Landes, Verbesserung der Steuererträge. Er hat dem brandenburgisch-preußischen Staat eines der hohen Gesetze preußischer Haltung eingeprägt: die Pflicht zur Schlichtheit und Sparsamkeit. Das hat dem allmächtigen Mann den Haß mancher Neider zugezogen. Der schwache König, ein Mann des leeren, wortreichen Prunkes, läßt ihn darum von einem Tage zum andern fallen: jäher Sturz, schimpfliche Anklage, jahrelange unschuldige Haft blieben dem treuen Diener des werdenden Staats nicht erspart.

Stich nach dem Gemälde von D. Richter



Georg von Derfflinger 1606–1695

Derfflingers Leben ist phantastisch wie das Jahrhundert, das er mit seinen 90 Jahren umspannt. Nur in unruhigen Zeiten, die die größte Kraft und die beste Leistung verlangen, reißt den Fähigen ein Aufstieg, wie ihn Derfflinger stürmisch durcheilt hat, an den gemäßen Führerplatz. Als armer Bauernjunge hatte er noch vor dem Dreißigjährigen Krieg in seiner oberösterreichischen Heimat das Vieh gehütet. Als das Jahrhundert zu Ende ging, trauerte um den preußischen Generalfeldmarschall ein ganzer Staat. Dazwischen verbrachte er ein Menschenalter auf dem Rücken des Pferdes. Den jungen Reitknecht, als der er sein Kriegerleben begann, hoben Tapferkeit und militärisches Können in immer höheren Rang. Er hatte manchem Kriegsherrn ruhmreich gedient, als ihm mit der Berufung in den brandenburgischen Dienst seine große geschichtliche Stunde schlug. Zuerst organisiert er die brandenburgische Reiterei. Nach wenigen Jahren schon führt er sie zu den ersten Siegen: Fehrbellin ist sein Werk. Auf dem Heer, das Derfflinger schuf, haben die großen preußischen Könige weitergebaut; und die Siege, die er errang, sind die ersten Taten gewesen, denen jedes Geschlecht des kommenden preußischen Staates sich heilig verpflichtet fühlte.

Stich von Heinzelmann



Prinz Eugen von Savoyen 1663–1736

Während sich Brandenburg-Preußen geschlechterlang in Härte und Strenge zum Aufstieg rüstete, verlor das Reich immer schneller den alten Glanz. Habsburg kämpfte für sich und konnte doch seinen Eigennutz nicht wie Preußen in einer Schöpfung adeln, die dem gesamten Volke zugute kam. Nur eine Leistung Habsburgs ist von dem Ruhm echter geschichtlicher Größe umwittert: der Kampf gegen die Türken, die den Bestand des Abendlandes bedrohen. Keiner der Führer hat sich so heldisch in diesen Kriegen bewährt wie Prinz Eugen von Savoyen; er auch hat die Gefahr für immer gebannt, als er in seinen Siegen von Zenta, Peterwardein und Belgrad die türkischen Heere endgültig vernichtete. Er zählte erst einunddreißig Jahre, als er den Oberbefehl erhielt: niemals hat sich die Hoffnung auf Jugend besser gelohnt. Sieg um Sieg heftete er an Österreichs Fahnen; in Flandern und Oberitalien hat er auch die großen Heere Ludwigs XIV. geschlagen, sooft er sich mit ihnen maß. Die Sturmangriffe führte er stets persönlich an und mehrfach wurde er da verwundet – ein Vorbild der Tapferkeit für sein Heer. So flog ihm auch stürmisch die Liebe seiner Soldaten zu: während am Hof das Intrigantengezücht Ränke gegen ihn spann, sang man ihm an den Lagerfeuern rühmende Lieder.

Nach dem Gemälde von Jakob van Schüppen



Friedrich Wilhelm I. 1688–1740

Der Große Kurfürst hatte rastlos nach allen Gelegenheiten gehascht, die Brandenburg nützlich sein konnten. Friedrich Wilhelm I., der zweite König des preußischen Staates, scheut vor allzu großen, kraftverschwendenden Plänen zurück und richtet seinen eisernen Willen allein auf die innere Festigung Preußens. Hier aber beginnt er ein Aufbauwerk, das an Geschlossenheit, Weitsicht, Strenge der Forderung, Härte der Mittel kein Gleichnis hat. Die preußische Lehre, von Friedrich dem Großen zur edlen Vollendung geführt, daß höher als alle Wünsche der Staat steht, findet in Friedrich Wilhelm den ersten, unerbittlich strengen Verkünder. Er bricht alle Widerstände gegen den Anspruch des Staates auf Obergewalt, er zwingt die Lauheit der Massen in herrischem Drill zu strenger Zucht. Er spart dem Staat einen Schatz zusammen und duldet Verschwendung nicht im Palast und nicht in der Hütte. Er zieht sich brauchbare Beamte heran, seine einzige Leidenschaft gilt neben der Kasse des Staates dem Heer. Er ist ein Zuchtmeister seines Volkes, sein Wort ist Befehl, sein Blick ist Zwang – aber mit dieser felsharten Gewalt hat er ein Werk geschmiedet, das berufen war, seinen Sohn auf das Feld der großen Geschichte zu führen.

Gemälde von A. Pesne



Friedrich der Große 1712–1786

Als Friedrich II. 1740 den preußischen Thron bestieg, war der Staat seines sparsamen Vaters im Innern gefestigt; aber vor den Augen der mächtigen Welt besaß das ärmliche Land nicht die geringste Geltung. Als Friedrich der Große nach 46 Jahren starb, war der gleiche Staat, über den einst nur verächtlicher Spott umlief, seit langem unter die Reiche getreten, die das Schicksal des Erdteils entschieden. Der König hat Preußen hineingerissen in die Höhen der Macht. Zucht und Strenge, Entbehrung und Opfer, Dienst und Verzicht begleiten den schweren Weg, den Preußen und sein Führerkönig zu ihrem Ziel gegangen sind. Als junger Kronprinz hatte sich Friedrich der weichen Lockung der Welt verschwenderisch hingegeben; dann aber hatte ihn jäh die Erkenntnis der Pflicht in ihren Zwang genommen. Er härtete sich an ihr; er raffte die Kräfte und glühte sie in allen Feuern der Not; unerbittlich rang er sich durch zu immer strengerem Werk, bis seine Gestalt zum reinsten Inbild des selbstlosen Dienens geläutert war. Sein Beispiel aber sprang über: an der Gestalt dieses strengen Königs wird sich für immer der Wille zur Zucht und zum Staat ausrichten müssen.

Kopf vom Reiterstandbild von Chr. Rauch in Stettin. Aufn. Deutscher Kunstverlag



Samuel von Cocceji 1679–1755

Friedrichs des Großen Staat gründete sich auf Hingabe und Dienst. Der König selber war das bindende Vorbild der Strenge. So zwang er allem, was um ihn war und dem preußischen Aufbau diente, das Gesetz seines eigenen Seins auf. Soldaten und Beamte, also Menschen des immerwährenden Dienens für eine höhere Ordnung als das vergängliche Ich, stehen in Friedrichs engem Kreis. Samuel von Cocceji war kein geborener Preuße. Wie so viele der Fähigsten zogen auch ihn die Kraft und die innere Klarheit des jungen, aufstrebenden Staates unwiderstehlich an. Schon unter Friedrich Wilhelm I. hatte er als Justizminister gedient und sich erfolgreich um die Justizreform bemüht. Friedrich der Große gibt ihm sodann bei seinem Werk freie Hand. Cocceji, inzwischen Großkanzler geworden, beginnt mit einer großzügigen Besserung der starren, unklaren Rechtsverhältnisse. Auf dem Recht ruht der Staat, wo diese Säule nicht fest ist, droht Gefahr. Cocceji hat dem preußischen Staat eine neue Gerichtsverfassung geschaffen, die den Rechtsgang vereinfacht, Mißstände beseitigt, dem Richtertum das strenge Gefühl der Verantwortung gibt – und die vor allem im Volk das Vertrauen auf Recht und Gerechtigkeit weckt.

Stahlstich nach dem Gemälde von Rosina Lysieski



Hans Joachim von Zieten 1699–1786

In der Erinnerung unseres Volkes werden die großen Soldaten Preußens für alle Zeit vornean stehen. Denn wenn auch Friedrichs Staat in der zähen Arbeit der Friedensjahre sich am tiefsten gefestigt hat, so klingen doch heller durch die Jahrhunderte die Fanfaren der Schlachten hin, in denen preußisches Mannestum den Raum und die Ruhe erkämpfte, die friedlichen Aufbau erst möglich machten. Zieten ist einer der preußischen Generale, die den Staat durch Opfer und Sieg zur Geltung hochgekämpft haben. Bei Hohenfriedberg, Leuthen, selbst am Unglückstag von Kolin leistete er die tapfersten Dienste. Man könnte andere neben ihm nennen: den alten Dessauer, Seydlitz, Schwerin. Sie alle tragen im Auge den gleichen Glauben an Opfer und Dienst und selbstlose Tapferkeit; sie ritten durch alle Schlachten, die Friedrich für Preußen schlug; sie alle brachen, wenn eine Schlacht sich wenden wollte, tollkühn und ohne Besinnen los, um das Schicksal wieder zu ihren Fahnen zu zwingen. Als sie dem Tod immer wieder entgegenrasten, um sich für Preußen zu opfern, erhoben sie die alte Kriegerlehre zum Gesetz preußischer Haltung, daß Pflicht und Ehre das letzte Opfer gebieten, wenn das Ganze gedeihen soll.

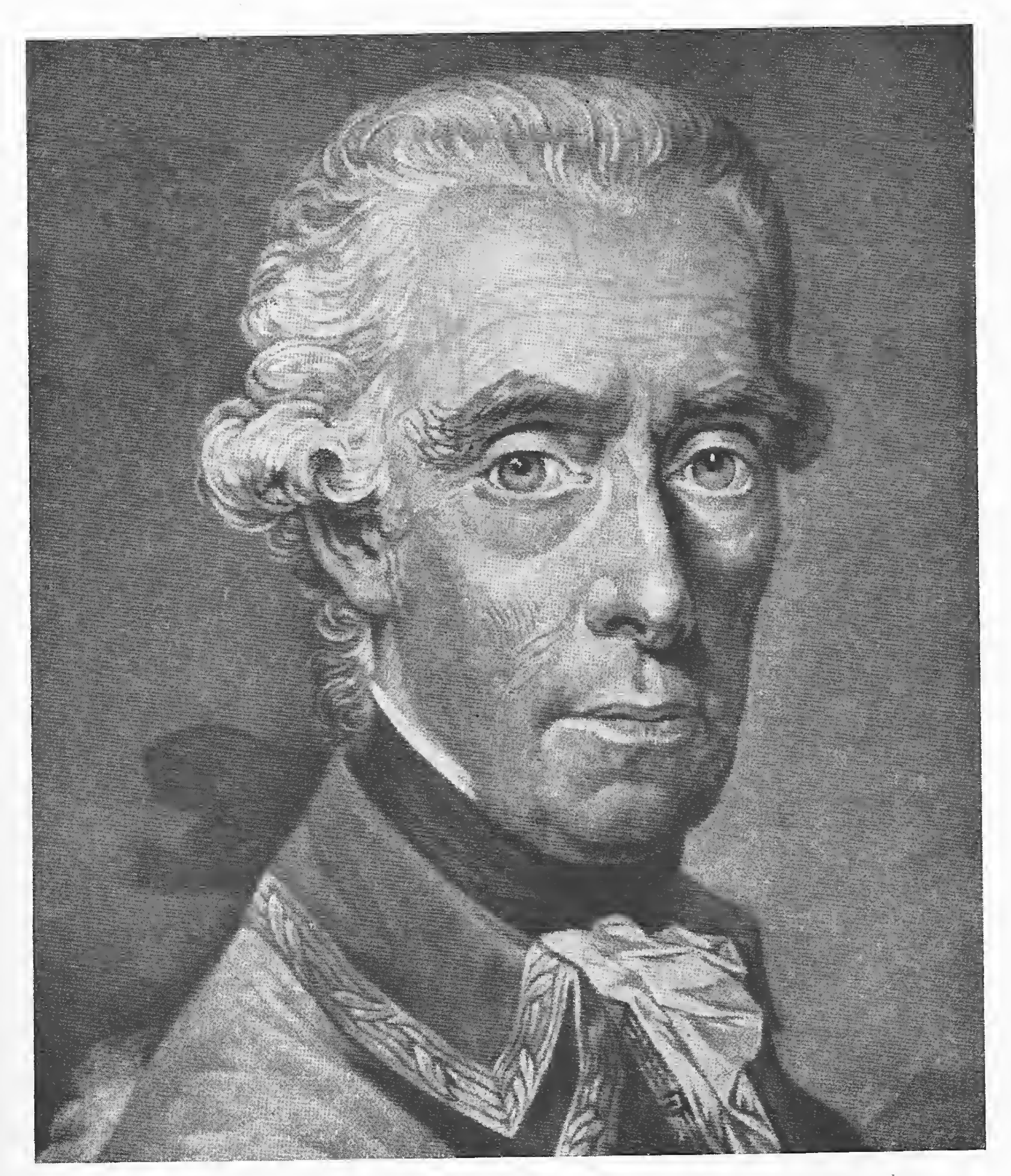
Gemälde von F. O. Cunningham. Aufn. Historia-Photo



Maria Theresia 1717–1780

Vierzig Jahre lang hatte Maria Theresia, eine der größten Frauen der Weltgeschichte, Österreich regiert. In diesen vierzig Jahren war sie Friedrichs des Großen unerbittliche Gegnerin: nie hat sie ihm verziehen, daß er Schlesien preußisch gemacht und seinen Staat als zweite deutsche Großmacht neben Österreich gestellt hat. Der König selber hat von dieser ungewöhnlichen Frau nur bewundernd gesprochen. Völlig unerfahren in politischen Dingen, hatte sie 1740 die Leitung des schwer zerrütteten Staates übernehmen müssen. Kaum lagen die Zügel in ihrer Hand, als der Krieg mit Friedrich dem Großen entbrannte. Vom größten Soldaten der Zeit befehdet, im Innern ohne jeglichen Rückhalt, von einem nur unzulänglichen Heere geschützt, besteht diese Frau die Prüfung so heldenhaft, daß selbst ihre endlichen Mißerfolge die Größe der Leistung nicht verdunkeln. Und während sie sich nach außen wehrt, baut sie zugleich im Innern den zerfallenen Staat wieder auf. Rastlos und umsichtig tätig, vollbringt sie das große Reformwerk, das Österreich zu einem modernen Gemeinwesen wandelte. Hier wuchs die tiefste Kraft ihres Wesens zu lebendiger Schöpfung auf: die Mütterlichkeit, die sie für Volk und Land mit der gleichen Liebe sorgen und denken ließ, wie für die eigenen sechzehn Kinder.

Gemäldegalerie Wien



Gideon Ernst von Laudon 1717–1790

Maria Theresia hatte beim Neubau des Staates wie in ihren Kriegen treueste Diener gefunden. Eine der klarsten Gestalten unter den Führern des Heeres war Laudon, zwar dem Oberbefehl Dauns unterstellt, aber der treibende, vorstoßende Wille in der Armee. Er kam aus dem baltischen Adel und hatte zuerst in Preußen, dann in Österreich das Feld für seinen unruhigen Geist gesucht. Lange Jahre hatte er sich in untergeordneten Stellen widerwillig und unzufrieden hinschleppen müssen. Dann reißen ihm einige kühne Gefechte die Bahn zum Ruhme auf. Schnell erringt sich der fähige Mann die gebührende Stellung, namentlich als im Siebenjährigen Krieg ihm das Schicksal große und würdige Aufgaben stellt. Wenn Österreich nicht sofort vor Friedrich zusammenbrach, dankt es das nicht zuletzt dem Feldmarschalleutnant Laudon. Die bittersten Niederlagen, die Friedrich in diesem Kriege erlitt, Hochkirch, Kunersdorf, Landeshut, hat Laudons angreifender Mut viel eher herbeigeführt als Daun mit seinen langsamen Entschlüssen. Ränke und Neid waren die Folgen, und obwohl das Volk Laudon fast wie den Prinzen Eugen verehrte, war sein Lebensabend von Bitterkeiten nicht frei.

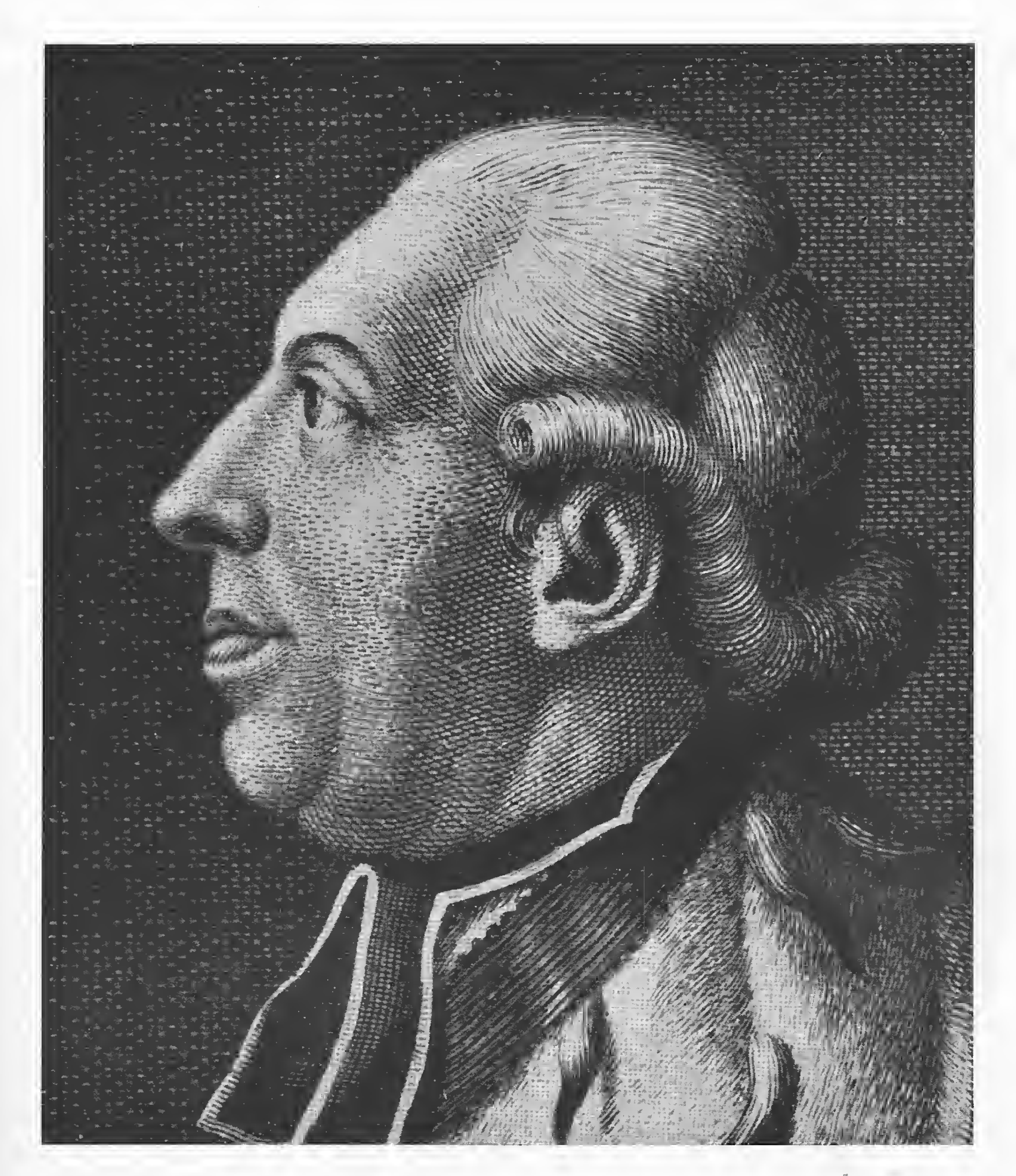
Gemälde von C. Casper



Josef II. 1741–1790

Maria Theresias Sohn Josef II. unterschied sich in manchem von seiner Mutter. Aber ihr bleibendes Werk, die Festigung und den Ausbau des Staates, setzte der junge Fürst in leidenschaftlichem Eifer fort. In seinem Willen zu neuen Formen und neuer Gesinnung geht er schonungslos vor. Fürst des aufgeklärten Absolutismus, verfolgt er als sein höchstes Ziel die Zentralisation seines lockeren Reichs. Adel, Provinzen und Geistlichkeit sollten keine Sonderrechte genießen: an Preußens Beispiel hat Josef gelernt, daß das Wohl des Staates das höchste Gesetz sei. Gleiche Steuerbelastung, Aufhebung der Leibeigenschaft, Brechung der kirchlichen Einflüsse auf den Staat, Einführung der deutschen Staatssprache, Einheitlichkeit der Gesetze im ganzen Reich: all diese Anordnungen zielten darauf, die einheitliche Regierungsgewalt machtvoll zu stärken. Unermeßlich wäre der Einfluß des deutschen Kernvolks in diesem völkisch gemischten Staate gewachsen, wenn Josef all seine Pläne restlos hätte durchführen können. Zu sehr jedoch war er von seinem Feuer getrieben, als daß er bedachtsam genug gehandelt hätte. Aber er hat einen großen deutschen Gedanken mit stürmischer Kraft erfaßt, und der Nutzen, der seinem Volke zugute kam, war groß, selbst wenn das Werk zuletzt vor hemmenden Wänden ins Stocken geriet.

Gemälde von Batoni. Gemäldegalerie Wien



Karl Theodor von Dalberg 1744–1817

Der Freiherr von Dalberg, Fürsterzbischof von Mainz, lebte im sinkenden Reich als einer der hohen Prälaten, die ihre geistlichen Fürstentümer klug, gewandt und mit allen Listen der Kabinettspolitik beherrschten und den weltlichen Dingen viel näher standen als den Geboten des kirchlichen Amts. Gerade der Fürstbischof Dalberg sammelt in sich die Züge, durch die das geistliche Fürstentum des reifen 18. Jahrhunderts seine Prägung erhält. Er liebt die Künste mit gleichem Verständnis wie etwa die Würzburger Bischöfe. Er öffnet dem kirchenfremden, kritischen Geist der Aufklärung seinen Hof so unbedenklich wie der freieste weltliche Fürst. Er sorgt für die Wohlfahrt der Untertanen mit einem Eifer, der ihn die kirchlichen Pflichten vergessen läßt: das Denken dieser Prälaten kreist nur um die Mehrung der eigenen irdischen Macht. Das Reich geht dabei zugrunde; Dalberg selber schwankt in eitler Gier nach Einfluß und Geltung von einem Lager ins andere, verrät das Reich an Napoleon, betreibt die Gründung des Rheinbunds, gibt alle Charakterfestigkeit preis. In der Verwaltung ihrer Staaten haben all diese schillernden geistlichen Fürsten Höchstes geleistet. Doch sie tragen ein Doppelgesicht: ihr Eigennutz hat das vermorschte Reich noch vollends aushöhlen helfen.

Graphische Sammlung München



Balthasar Neumann 1687–1753

Seit alters waren die Würzburger Fürstbischöfe Gönner der Kunst. Doch niemals sah der Würzburger Stuhl größere Liebe zu edler Pracht als unter den beiden Bischöfen aus dem Geschlechte Schönborn, unter Philipp Franz und Friedrich Karl. Sie haben den Baumeister Balthasar Neumann in ihre Dienste genommen; er hat die Bischofstadt mit Wunderwerken geschmückt, in denen die Kunst des Barocks ihre Vollendung fand. Balthasar Neumann kam aus dem Egerland; in Frankreich, den Niederlanden und Österreich hat er gelernt; in der reinen Luft der fränkischen Landschaft schimmern die Werke des Meisters wie eine kostbare Kette leuchtender Steine. Da ist das unbegreifliche Formenwunder der Kirche zu Vierzehnheiligen hoch über dem Main; da rauschen die Treppen von Ebrach und Brühl wie brandende Wellen auf; da prunkt zu Würzburg die Residenz in Feierlichkeit und Majestät. Ein mächtiges Auge hat die Fülle der Formen zu großem und stolzem Zusammenklang gebändigt, und keine Willkür sprengt die Größe der inneren Schau.

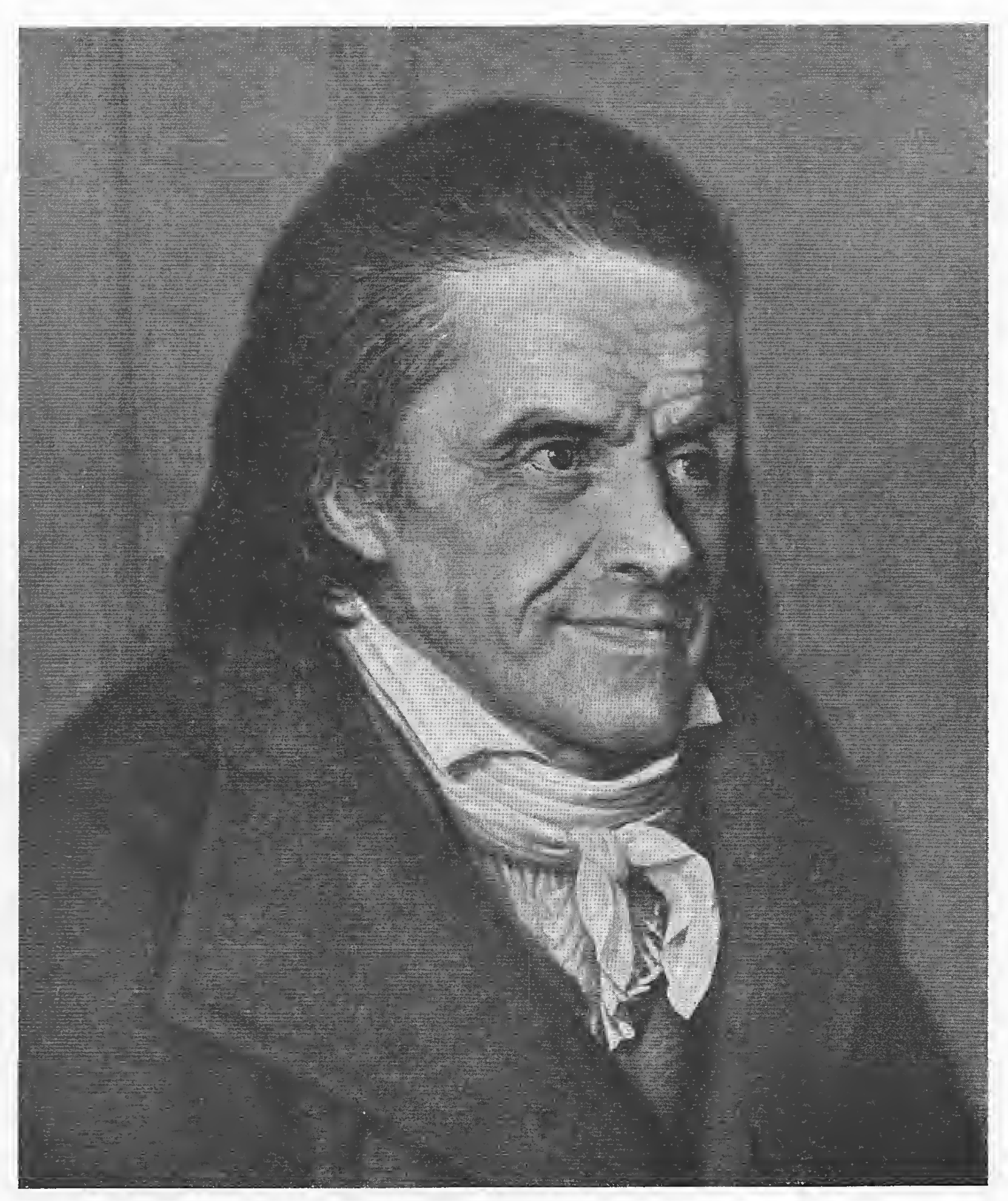
Gemälde in Werneck. Aufn. Gundermann, Würzburg



Wenzeslaus von Knobelsdorff 1699–1753

In Balthasar Neumann, den Brüdern Asam, in Dominicus Zimmermann hatte der deutsche Süden die Meister eines brausend geballten, stürmenden, doch auch zu leiser Verzückung beschwingten Barocks gefunden. Knobelsdorff, ein Lausitzer Junker, wandelt den gleichen Stil auf die strengere Luft und den ernsteren Willen des preußischen Staates zu. Er ist Friedrichs des Großen Freund aus der Rheinsberger Tafelrunde und sein erster Baumeister gewesen. An kleineren Werken hat er zuerst seine Kunst versucht und geläutert, ehe sie sich am größten Auftrag bewährte. Den gab ihm Friedrich, als er den Bau von Sanssouci ihm übertrug. Der König selber hatte dies Schloß, Ort seiner Ruhe und seltenen Besinnung, entworfen. Der Künstler hat sich dabei dem Willen des Freundes gefügt, doch ist die Formung und Schmückung des Baus sein eigenes Werk. Anders als die barocken Bauten des deutschen Südens, die in Rausch und Gefühl zur Verzückung schwellen, ist Sanssouci von einem strengeren Willen zu straffferer Klarheit geformt, schon leise jener antiken Empfindung genähert, die später in Schinkels Werken einen eigentümlich preußisch betonten Stil reifen läßt.

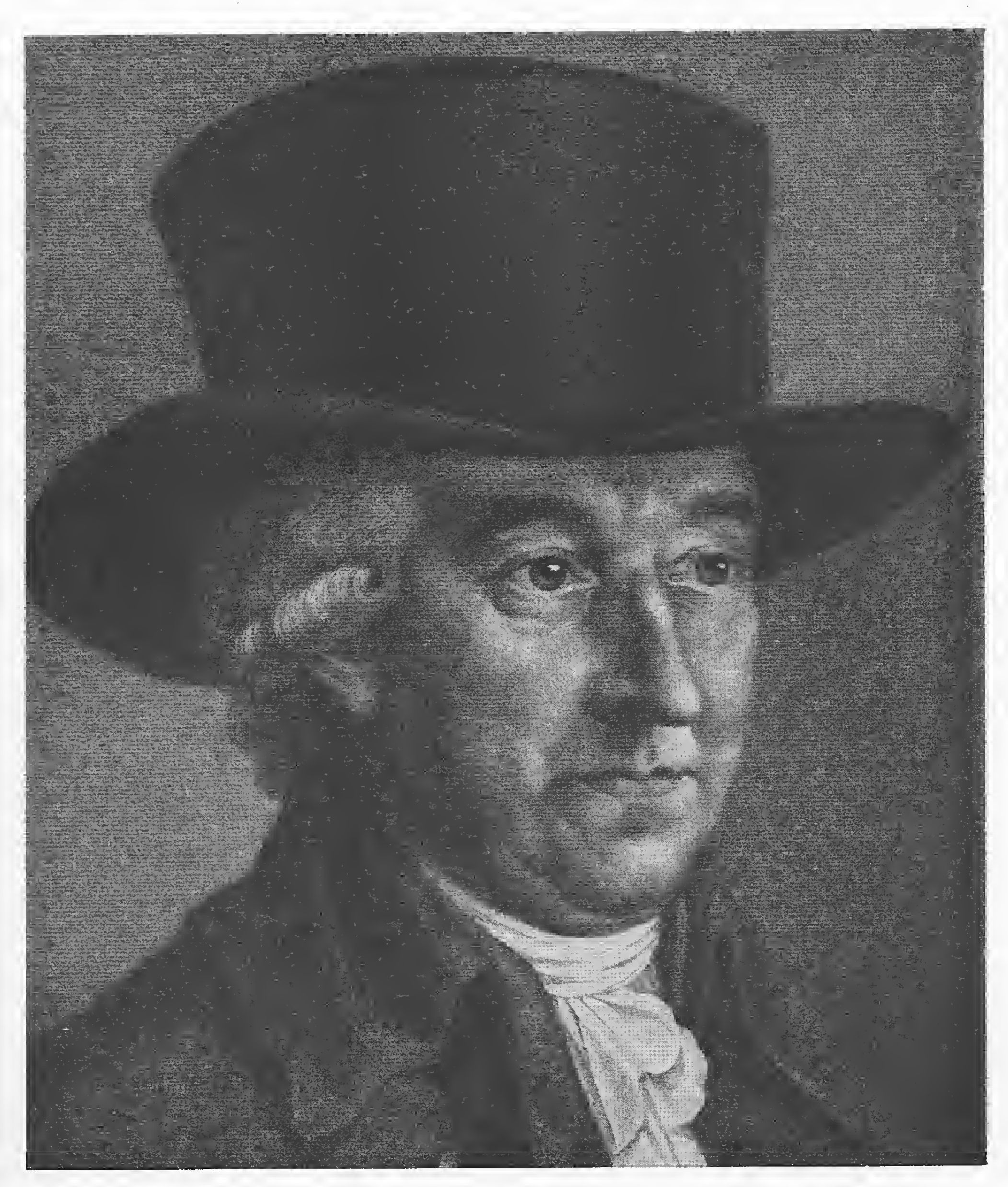
Gemälde von Pesne. Aufn. Bruckmann



Heinrich Pestalozzi 1746–1827

Seit der Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges hatte es beinahe eines Jahrhunderts bedurft, bis Staat und Kunst und Philosophie sich wieder zu guten Zeugnissen völkischer Kraft gefestigt hatten. Aber die breiten Massen hatten den jähen Sturz in das Nichts nie überwunden; denn der Wiederaufstieg hatte einzig die Schichten der Bildung ergriffen. Da macht sich der Sohn eines Schweizer Wundarztes, Heinrich Pestalozzi, der in schwerer Jugend die Armut selber erfuhr und die geistige Not der unteren Schichten erschüttert erlebte, zum Fürsprecher des vergessenen Volkes. Die Flamme der Zeit, der leidenschaftliche Wille zur Bildung, durchlodert auch ihn. Er aber gibt sie weiter und wird so der große Lehrer der Menschheit, die er aus dürftiger Enge ins Licht heben will. Er selber ist sein ganzes Leben hindurch vom Unglück verfolgt. Ihn aber kümmert nur die geistige Not des darbenden Nächsten. Durch Lehre, Beispiel und Schule sucht er sie zu beheben. In engster Umgebung beginnt er damit, Unterricht zu erteilen, doch was aus diesem schüchternen Werk der tätigen Menschenliebe entsteht, sind die neue Erziehungslehre, die neuzeitliche Volksschule, der reiche Bau des neuen Unterrichtswesens, das unermeßlichen Segen über die Menschheit ergießt.

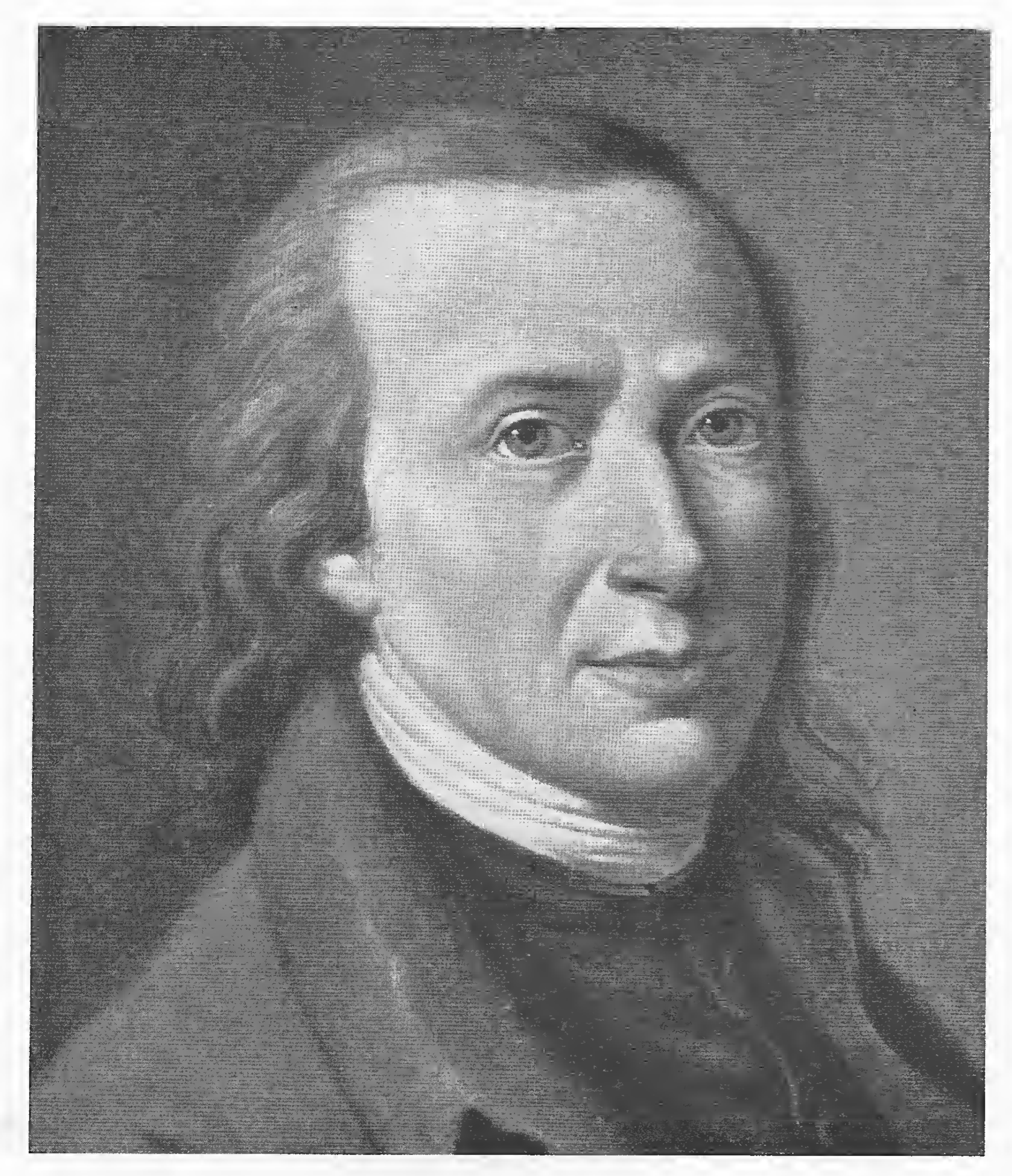
Gemälde von Schöner. Corpus Imaginum



Justus Möser 1720–1794

Pestalozzi fand die Seele des Volks in den darbenden Massen; Justus Möser entdeckt im Volk ein lebendiges, unzerstörbares Gebilde der Geschichte. In Osnabrück, einem der kleinen Staaten auf westfälischem Boden, hat er als kluger Politiker für das Wohl seiner Heimat gewirkt. Tiefer noch gräbt er sich in das Bewußtsein der Nation durch seine Ideen über Volk und Geschichte und gesundes völkisches Leben ein. Während im sterbenden Reich nur das einzige Preußen zu neuer Bedeutung steigt, sucht Möser die Quellen, aus denen seit alters jede gesunde völkische Leistung kommt. Was er sagt, ist eine Verkündung, die nur wenige hören und die dennoch zutiefst das Wesen aller Gemeinschaft erfaßt: nicht abgezogene Lehrsätze über Vernunft und Staatszweck bringen das Heil, sondern nur die Besinnung auf die natürlichen und geschichtlich gewordenen Kräfte im Volk; der ewige Wurzelgrund aller völkischen Kraft ist das Bauerntum; das altgesessene Bürgertum, womit er die Schicht all derer meint, die dem Volk durch Arbeit und Leistung Werte schenken, müssen dem Bauern als schaffendem und bewahrendem Stand gleichwertig zur Seite treten.

Schabkunstblatt von J. G. Huck



Matthias Claudius 1740–1815

In Verzweiflung und Grauen hatte die Zeit der Sammlung nach dem Dreißigjährigen Kriege begonnen; in Menschenliebe und frommer Stille klingt sie hinüber in eine Epoche, da der geläuterte Geist ruhige, edle Gespräche um zanklose Dinge führt. Matthias Claudius, niederdeutsch nach der Herkunft wie im Adel der Seele, ist in seinem traumstillen Wirken echter Sohn seiner Zeit, die sich nun für einen noch höheren Aufstieg zu rüsten beginnt. Zurückgezogen bringt er sein Leben als Dichter in einer versponnenen Kleinstadt zu. Dort ist Stille und Traum, dort findet er in seiner Lyrik die dichterischen Gesichte und manchmal auch die unsterbliche Form. Niemals wird sein „Abendlied" untergehen, niemals werden die schlichten Bilder von Haus und Herd und leisem, heimischem Glück verblassen, die er ergriffen besungen hat. In Bach und Leibniz und Friedrich dem Großen strahlt das deutsche Leben jener Zeit glanzvoll auf; aber was diesem Leuchten den Hintergrund gibt, das zauberstille Leben der Bauern und kleinen Bürger, das bescheiden fromme Glück in den Stuben der Gelehrten und Pfarrer, hat Claudius in den Gedichten des „Wandsbecker Boten" in bleibende Bilder gebannt.

Gemälde von Leischnig. Corpus Imaginum

Die Zeit der Meisterung

Überall in den deutschen Gauen war im Laufe des 18. Jahrhunderts ein reiches und farbensattes Leben erblüht. Die deutsche Seele hatte wieder das klare Bewußtsein von ihren reichen Schätzen und ihrem starken Können erworben. Ein neuer Staat war mit stolzen Ansprüchen unter die alten Mächte Europas getreten, und wenn er auch mitten unter dem hindämmernden Genießerleben der übrigen deutschen Kleinstaaten der einzige Träger von Kraft und Zukunft war, so bezeugte sich doch in ihm die unerloschene alte Fähigkeit des deutschen Volkes, Rang und Macht zu gewinnen. Eine reiche Baukunst hatte selbst die kleinsten Höfe erobert und verstreute die Wunderschätze ihres Könnens in die entlegenste, einsamste Landschaft. Eine neue Musik war zu meisterlichen Höhen emporgestiegen, obwohl sie oft genug in sehr unscheinbaren, kaum beachteten Orten, im eingesponnenen Pfarrhaus, in der kleinen Bürgerstube, vielleicht auf einem Landschloß, ihre Blüten entfaltete. Selbst die strengere, anspruchsvollere Tätigkeit ernster Wissenschaft nahm vereinzelte Geister in ihren Zwang und ließ sie neue Grundlagen schaffen, auf denen kommende Arbeit weiterzubauen vermochte. Überall war das Leben in Deutschland wieder jung und reich geworden – aber was immer sich an neuen Schöpfungen regte, ging doch nur den Weg der Vereinzelung und fand zu den Werken aus anderen Lebenskreisen keinen engen Zusammenhang.

Hat aber eine Gemeinschaft nicht dann erst die letzte Vollendung gefunden, wenn sie in ihrem Schaffen die Notwendigkeit der Zusammenarbeit erkennt? Führt nicht Vereinzelung immer zum Abschluß und damit zum Tod? Wohl hat Friedrich der Große einmal zusammen mit Bach musiziert: aber kaum eine Seele hat in der Kunst des Meisters den Gleichklang zu Friedrichs Schöpfung, die heilige Sprache der Nation gehört, wie sie in allen Werken des Volkes gleichwertig auftönt. Wohl hatten bayerische Bauern, Menschen des Stammes, aus dem Mozart kam, in ihren Hütten das Bild des bewunderten Preußenkönigs hängen gehabt: doch diese Liebe blieb bloße Bewunderung eines einzelnen Großen und wurde sich nicht der Wahrheit bewußt, daß über der Hütte im hohen Gebirg und über dem Schloß auf märkischem Sand das gleiche deutsche Schicksal hänge. Blühend und jung war das deutsche Leben wieder geworden, nachdem es einmal vernichtet gewesen war; aber zwischen den einzelnen Blütenbäumen war eisige Luft, kein tiefes Verständnis schwang von einer Schöpfung zur andern.

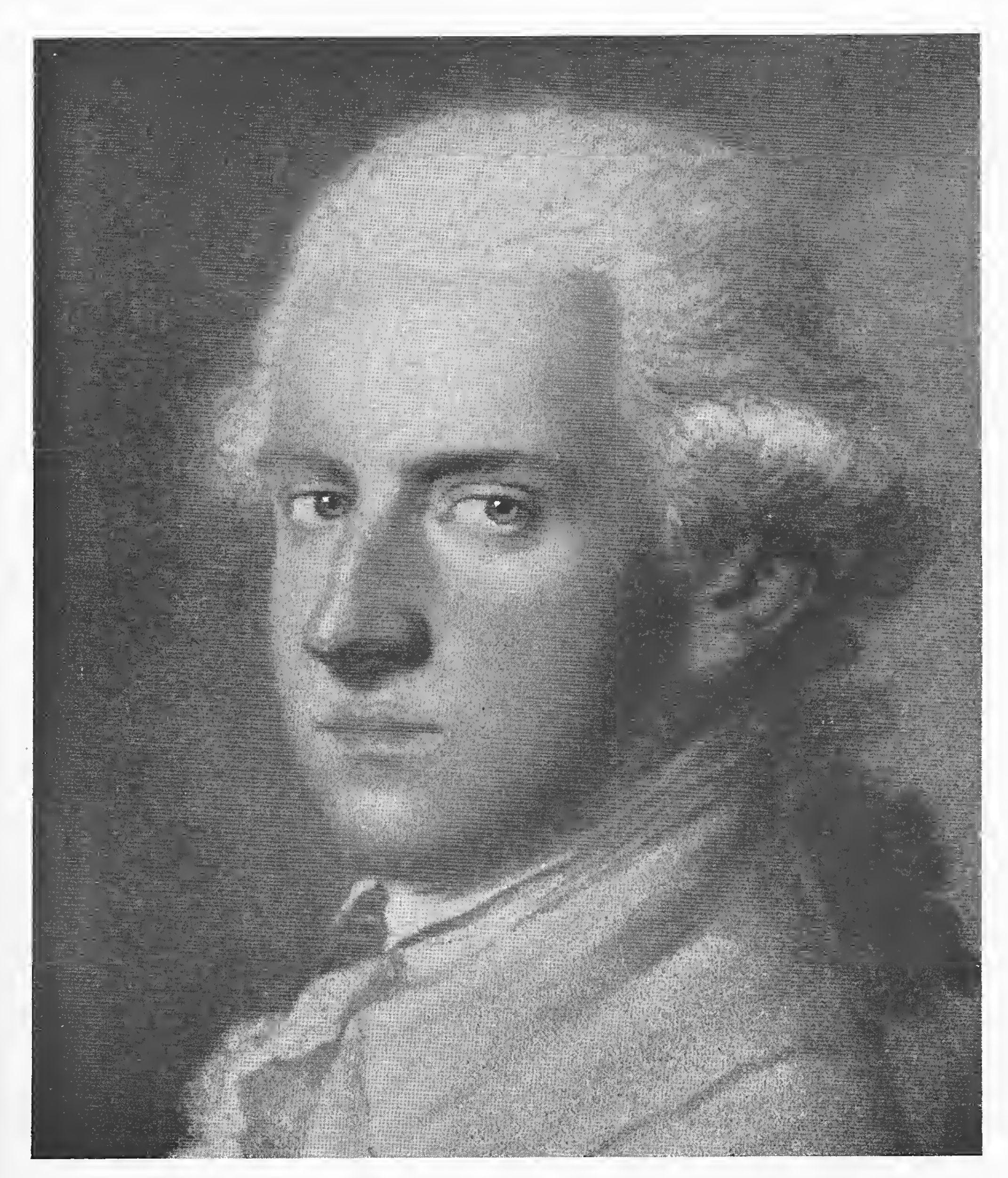
Nun aber hatte in jener Zeit die reifste und schwerste Kunst, in der der Mensch seine Seele aussagt, noch nicht ihr geprägtes Gesicht gefunden: die Dichtung. Sie eint Empfindung des Herzens und strenge gedankliche Absicht, untergründige Stimmung und helles, bewußtes Wollen. Gerade darum kann sie wie keine andere Kunst in ihren Werken das Wesen einer Zeit deuten. War es nicht denkbar, daß all die einzelnen Fertigkeiten, die sich das deutsche Volk wieder erarbeitet hatte und die nun zusammenhanglos nebeneinander standen, erst durch das weisende Wort der Dichtung zu dem Gefühl ihrer Gemeinsamkeit konnten geleitet werden? Mußte die Dichtung, wortmächtig, verkündend, in fordernder Schau, nicht zum Ausdruck bringen, daß alle Werke aus deutschen Schöpferschichten sich als Zeugnisse einer gemeinsamen völkischen Kraft zu bekennen hätten? Mächtig wie eine Gewitterwolke hing über der suchenden

Zeit, die in all ihrer Fülle noch keinen gemeinsamen Sinn gefunden, die Frage, welcher Mund die Erkenntnis spräche, daß alles vielfältige Schaffen den großen Sinn erst in der Gemeinschaft des Volkes finde, aus dem die Kraft zur Leistung emporstieg und in das der Gewinn der Leistung wie in einen bergenden Brunnen wieder zurücksinkt.

Die deutsche Dichtung ist damals zu unwahrscheinlichen Höhen emporgestiegen, hat sich weit von der Erde entfernt, ist völlig dem Geist und der reinen Idee verfallen. Das tiefe Wort, daß alle Schöpfung der Bindung bedürfe, um sinnvoll zu werden, hat auch sie nicht gesprochen. Vielleicht war die Zeit zu dieser Erkenntnis nicht reif. Kein Zweifel tastet daran, daß auch der schwindelnd hohe Aufstieg der deutschen Dichtung nur deshalb geschehen konnte, weil sie in ihrer Kraft an die ewigen Werte des deutschen Wesens gebunden war. Den Herrschergriff nach dem Unendlichen und die Sehnsucht nach der inneren Macht über die fernsten Welten, wie sie die deutsche Dichtung in jenen Tagen beseelten, hat noch jedes tapfere, gesunde Geschlecht aus deutschem Blute gekannt. Als damals der deutsche Mensch sich die höchsten, unirdisch fernen Ideen untertan machte, hat er sich gleichwohl nicht in schemenhafte und leere Welten des blutlosen Geistes verloren. Er entfernte sich nur von der näheren Wirklichkeit, um eine neue, weniger leicht zu ergreifende Wirklichkeit geistiger Dinge sich zu erobern. Stets wiederholt sich das alte deutsche Gesetz: ehe nicht alle Winkel der Welt erkundet sind, findet der deutsche Geist keine Muße, sich um die Notdurft des täglichen Lebens groß zu kümmern. Doch er verliert sich nicht in den blauen Fernen: wenn er sie kennt, kehrt er zu seinem Ursprung bereichert und stolzer als je zurück.

Fürwahr, die Zeit für die bewußt gewordene Erkenntnis, daß die mächtigsten Schöpferkräfte in den Tiefen des Volkes zu Hause sind und daß alles Schaffen zur Bindung hinstreben müsse, war noch nicht erfüllt. Wohl aber zwang gerade in jenen Jahrzehnten, da der Geist des deutschen Volkes am höchsten den Sonnen entgegenflog und unter den Füßen die Erde schier zu verlieren drohte, eine seltsame Ahnung immer wieder dazu, auch den Weg zum Volk, zur Herkunft, zur Bindung zu suchen. Wohl lockten immer wieder die reine Idee und der abgezogene, vom Erdenstaube befreite Gedanke: und keiner unserer großen Dichter und Denker hat sich der Lockung entzogen. Aber dann mahnte immer auch die Stimme des Blutes, leise und dennoch zwingend, unverstanden zuweilen und doch mit seltsamem Zauber. Und die Gemahnten folgten auch diesem Ruf:

Nicht nur griechische Götter spielen dann durch die Gedichte hin – plötzlich erklingt ein Bardenton, und mitten unter den fremden Göttern erwacht die Gestalt Armins: bei Klopstock. Einen anderen reißt aus philosophischem sternfernem Planen plötzlich ein heißer Trieb in die Vergangenheit seines Volkes hinein – und der gerade mit kühlen Begriffen umgegangen, findet sich nun von Gesichten umrauscht, in denen ihm das alte Leben des eigenen Volkes bannend ersteht: Friedrich Schiller. Der Größte fand in der leuchtenden Welt der Iphigenie und der Helena tiefste Gesetze für sein eigenes Sein und gab sich ihnen willig, berauscht, betört, in einer tanzenden Liebe hin: aber mit einem Male griff ihm die Magierhand des deutschen Doktors Faust ans Herz, und in ewigen Versen rann die Beschwörung zu einem Werke zusammen, das wie kein anderes die weitesten Spannungen unserer deutschen Seele umschließt: das Reich der Mütter – und die klare olympische Höhe, die unverlierbare Welt der Herkunft und des erlebten, geschlechterlangen Schicksals – und die ewige Lockung zur Ferne, die zu beherrschen kein Wille brennend genug sein kann.



Karl August von Sachsen-Weimar 1757–1828

Es ist ein Sinnbild für die Unerfülltheit unserer Geschichte: als die deutsche Dichtung ihre Grenzen ins Unermessene dehnte, fand sie die irdische Heimat, in der sie umsorgt und behütet gedeihen konnte, an einem der kleinsten Höfe des Reichs. Eine abgelegene, kleinliche Bürgerstadt, Weimar, hat die größten Geister des Volkes beherbergt. Enge und Spießigkeit waren dort zu Hause, unmöglich schien es, daß ein hoher Gedanke sich aus dem bescheidenen Treiben der Kleinstadt erheben könnte. Aber in dieser Kleinstadt residierte ein junger Fürst, in dessen Herz die hellsten Brände flammten. Karl August war zuweilen den biederen Bürgern recht unverständlich, weil er so fern aller starren, verlogenen Würde war. Er folgte allein seinem weiten Herzen, und in junger, schäumender Kraft zauberte er in die ältliche Stadt einen Musenhof, an dem sich die Genien Deutschlands trafen. Weimar wurde so zum heimlichen Herzen des Reichs. Was noch in Ewigkeiten die Welt von deutscher Größe erklingen macht, hat Karl Augusts Freundeskreis angehört.

Pastellgemälde von Johann Heinrich Schröder 1784. Aufn. Held, Weimar



Gotthold Ephraim Lessing **1729–1781**

Lessing kam aus einem sächsischen Pfarrhaus, aus ländlicher Stille, aus einem abgeklärten protestantischen Kreis. Aber sein Leben führte ihn nicht in diese ruhige Welt des schönen Gefühls zurück, sondern warf ihn in geschliffene Geisteskämpfe hinein. Von scharfem Verstand und kritischem Blick, sah Lessing schnell die Schwächen der Zeit und insbesondere der herrschenden Dichtung. Unbestritten verfügte die Literatur der Franzosen über den allgemeinen Geschmack. Klare, sprühende Kraft aus deutscher Gesinnung aber war nirgends vorhanden. Da wurde der junge Lessing ihr unermüdlicher, kluger, wortgewandter Verkünder. Als Kritiker focht er den ersten Gang für den Sieg einer wirklich deutschen Dichtung aus, als er den Vorurteilen, daß nur die französische Form wahrhaft künstlerisch sei, mit Spott und Wissen und mit seinen klaren Lehren von den Gesetzen der deutschen Kunst entgegentrat. Weit war damit das Tor aufgerissen, und Lessing war einer der ersten, der es mit eigener gültiger Schöpfung durchschritt: mit dem Lustspiel „Minna von Barnhelm" in erster Linie. Der Dichter hat unsere Sprache als erster nach Martin Luther von fremdem Einfluß befreit; als erster liefert er auch den Beweis, daß sie hohe Kunst zu schaffen vermöge.

Gemälde von J. H. Tischbein d. Ä. 1760. Corpus Imaginum



Friedrich Gottlieb Klopstock 1724–1803

Lessing sucht der deutschen Dichtung die klare, durchsichtige Form. Klopstock ist in seinem Werk noch dunkel, zuweilen verworren, dem bloßen Gefühl hingegeben – aber auch hier Entdecker, der mit manchem Stücke aus seinen Oden den Kommenden neue Wege weist. In der Erinnerung unseres Volkes sind seine Dichtungen, auch das große Epos „Messias", nicht mehr lebendig. Und doch hat er der deutschen Sprache weites Neuland erkämpft, das freilich erst den Späteren reiche Frucht trug. Was ihn aber für immer unvergeßlich sein läßt, ist sein suchender Weg in die deutsche Vorzeit. Auch er hat, genau wie die Zeitgenossen zusamt, in den Stoffen der griechischen Sage geschwelgt. Aber plötzlich geschieht das Wunder, daß er, kaum verständlich für seine Zeit, ins germanische Altertum greift und die Götter der Edda beschwört, von denen man damals kaum die Namen kannte. Das war eine unerhörte Tat aus tiefstem deutschen Instinkt, der seine echte Heimat suchte, weil ihm das aufgedrängte fremde Erlebnis plötzlich nicht mehr genügte. Einen Lichtfunken lang war in Klopstock die germanische Seele erwacht, die seit Jahrhunderten immer verdrängt worden war.

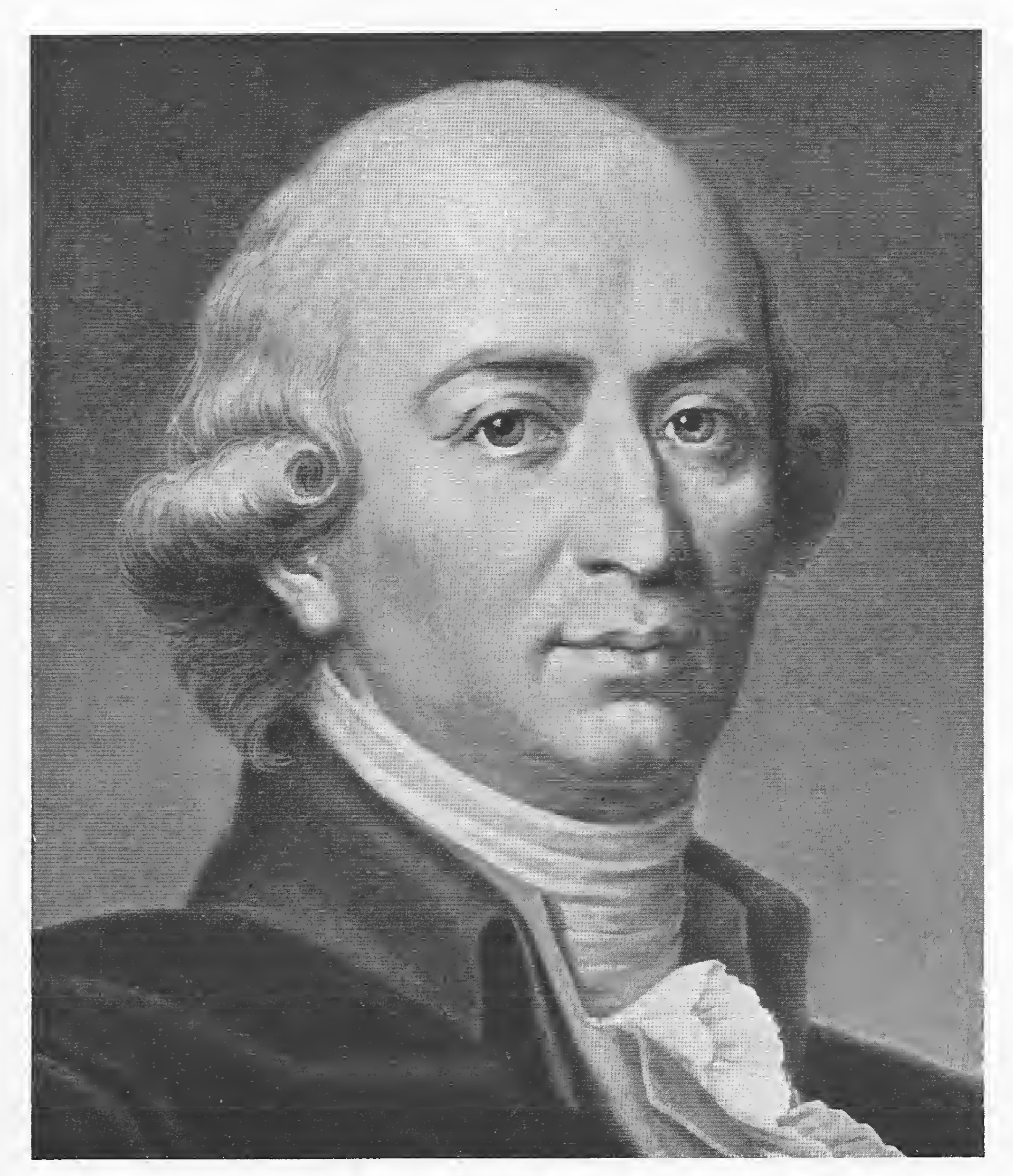
Gemälde von Jens Juel 1786. Corpus Imaginum



Christoph Martin Wieland 1733–1813

Im schwäbischen Stamm liegt jede Art der Begabung verborgen, schwere Tiefe und kauzige Wunderlichkeit, Neigung zu hymnischer Weihe und Lust am lockersten Spiel. Der Schwabe Wieland hat nach einer streng behüteten, kirchlich umfriedeten Jugend sein Mannesleben als loser, tändelnder Spötter begonnen, der mit Nymphen und alten Weisen sein lachendes Spiel trieb und im Schelmengelächter über die Torheit der Abderiten die größte Freude empfand. Antik sind also auch seine Stoffe, aber gestaltet sind sie von einem Schalk, der voll steckt von deutscher Eulenspiegelei. In seinen späteren Jahren hat dann auch Wieland vollends zum deutschen Kulturgut heimgefunden. Nicht mehr nur Götter und Nymphen läßt er nach seiner Laune nun tanzen: er hat das Mittelalter entdeckt, die Rittersage, die Feengeschichte, und sucht sich nun in solch deutschen Stoffen heimisch zu machen. Da wird seine Dichtung, etwa der „Oberon", auch fester, straffer, trägt reicheren Gehalt, erbohrt sich tiefere Schichten als je sein anmutig loses Getändel mit leichtgeschürztem südlichem Göttinnenvolk.

Gemälde von Ferdinand Jagemann 1806



Johann Gottfried Herder 1744–1803

Man mag zu Wieland wohl keinen stärkeren Gegensatz finden als Herder, der in einem ostpreußischen Lehrerhaus aufgewachsen und Theologe geworden war: zeitlebens hat er in diesem Beruf sich unglücklich gefühlt. Wie Wieland hat auch Herder in edler Begeisterung geschwärmt. Doch seine Seele hat sich nie in losem Spiele verloren, sondern flog immer den höchsten Dingen nach. Herder ist einer unserer großen Anreger gewesen, dem sich die Wachstumsgesetze der Völker ebenso klar erschlossen wie der Reichtum der Dichtung, die die Menschheit hervorgebracht hat. Lieder aus allen Sprachen hat Herder deutsch übersetzt und so das Blickfeld der Zeit unermeßlich geweitet. Tiefer aber prägt sich sein Werk der Geschichte der großen Einsichten ein, weil er das Denken auf die Schöpferarbeit des Volksgeistes verwies. Was die Aufklärung lehrte, daß die Vernunft die Herrin der Welt sei, wurde zum leeren Anspruch gestempelt, als Herder die Einsicht vertrat, daß in Sage, Geschichte und in der „Urpoesie" des natürlich gewachsenen Volkes sich die wahre Schöpferleistung bezeuge. Damit erhob sich Herder gegen sein aufgeklärtes Jahrhundert. Er kannte, weil er geschichtlich sah, das Leben in all seinem Reichtum; und davor verblaßte die Siebenklugheit des Rationalismus zu einem dünnen Schemengebilde.

Gemälde von Graeſle



Friedrich Schiller 1759–1805

Aus schwäbischer Erde wuchs auch Friedrich Schiller auf. Doch anders als Wielands heiterer Sinn war Schillers Geist hochfahrend und kühn und von keiner Grenze in Fesseln gehalten. Der Jüngling hatte das feurige Spiel von den Räubern geschrieben: und auch im reifen Mann ist jene frühe Flamme niemals erloschen. Nur klarer, glühender, stetiger leuchtet sie da in den Kern der Welt, um die reine Idee zu suchen, die hinter den Dingen als Sinn liegt. Gern sind Schwaben Grübler gewesen. Aber der Schwabe Schiller hat das Grübeln aller Dumpfheit enthoben und zu kristallenem Denken geläutert. So auch schuf er sein Werk: die großen Dramen wandeln wieder und wieder den schweren Gedanken ab, wie der einzelne Mensch den Mächten des Schicksals und der Notwendigkeit zu begegnen habe, um noch im Untergang Herr seiner inneren Freiheit zu bleiben. Freiheit – – und doch klang niemals das lästernde Wort der Auflösung auf. Streng gezügelt von frei gewählter Verpflichtung, stolz und groß unter dem klaren Befehl der Idee, ging Schiller den Weg jener wahren Freiheit, die sich selber in Zwang nimmt, um desto ungehemmter für andere schaffen zu können.

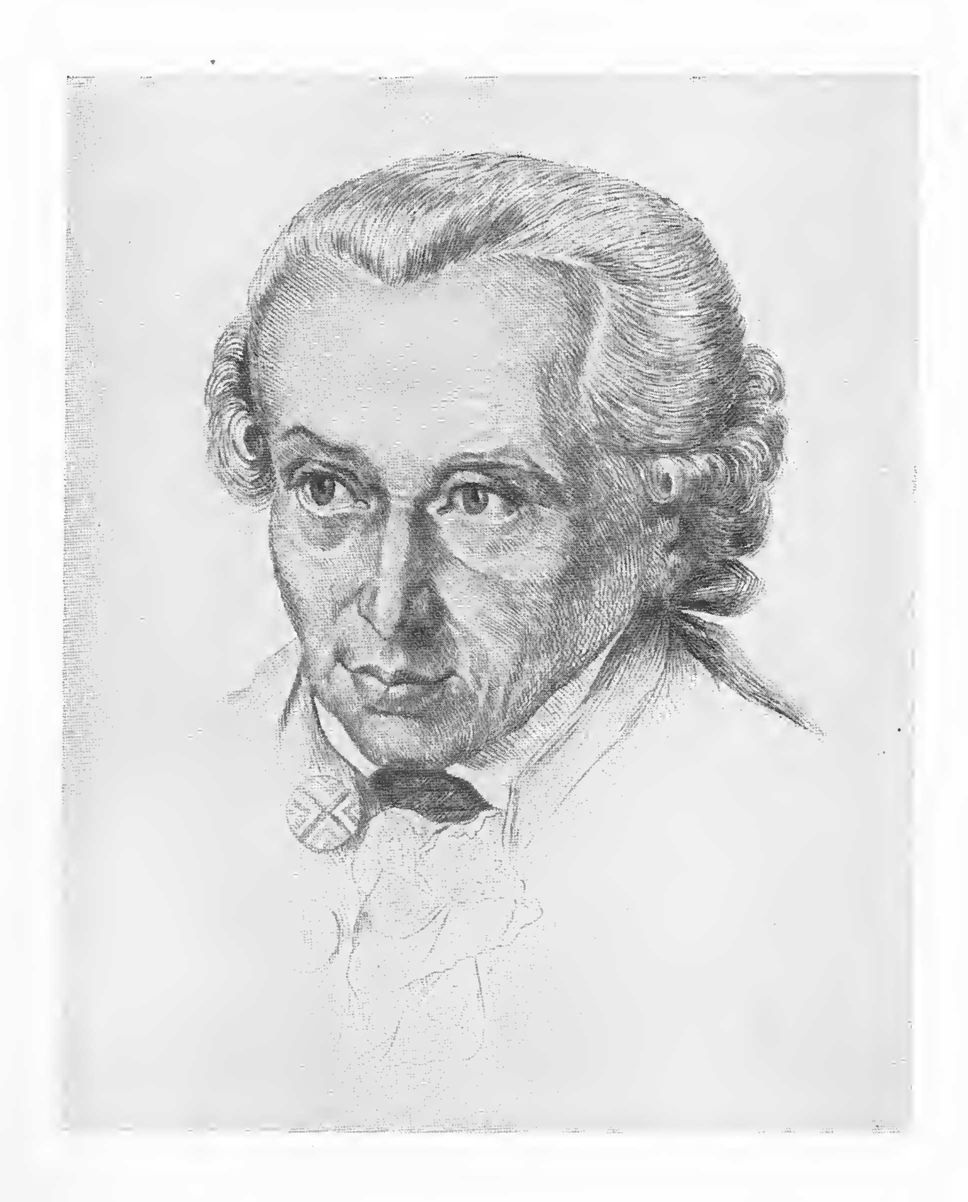
Ölbild von Weckerlin um 1780. Nach dem Original im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.



Johann Wolfgang Goethe 1749–1832

Als Schiller noch jung und unbekannt war, sonnte sich Goethe schon lange in der bewundernden Liebe der Deutschen. Doch nach wenigen Jahren sind beide Männer in einem der seltenen Freundschaftsbünde unserer Geschichte gemeinsam zum gleichen Ziele gegangen. Oft hat man neben Schillers flammendem Denken die große Ruhe, die Abgeklärtheit, die satte Reife an Goethe gerühmt. Aber dies Bild vom Olympier, der unberührt über den Wirren der Erde schwebt, ist eine fromme Täuschung. Auch Goethe hat wie jeder der großen Deutschen bitter und schwer mit sich und seinen Dämonen gerungen, um sich die Kraft zu seinem Werk erst zu erdienen. Gnade fällt nicht dem Ruhenden zu. Auch Goethe ist nur darum der Sieger geworden, weil er den Kampf in allen Abgründen kannte. Er hat das tiefste Bild des deutschen Menschen gesehen: den ewig suchenden, nie zufriedenen Faust, der durch Höhen und Tiefen irrt und keine Vollendung findet, der alles Geschaffene prüft und wieder verwirft, und der zum Leben erst dann sein Ja sagt, als er erkennt, daß es Arbeit, Bemühung, Ringen, unermeßliche Leidenschaft zu immer neuem Werk ist.

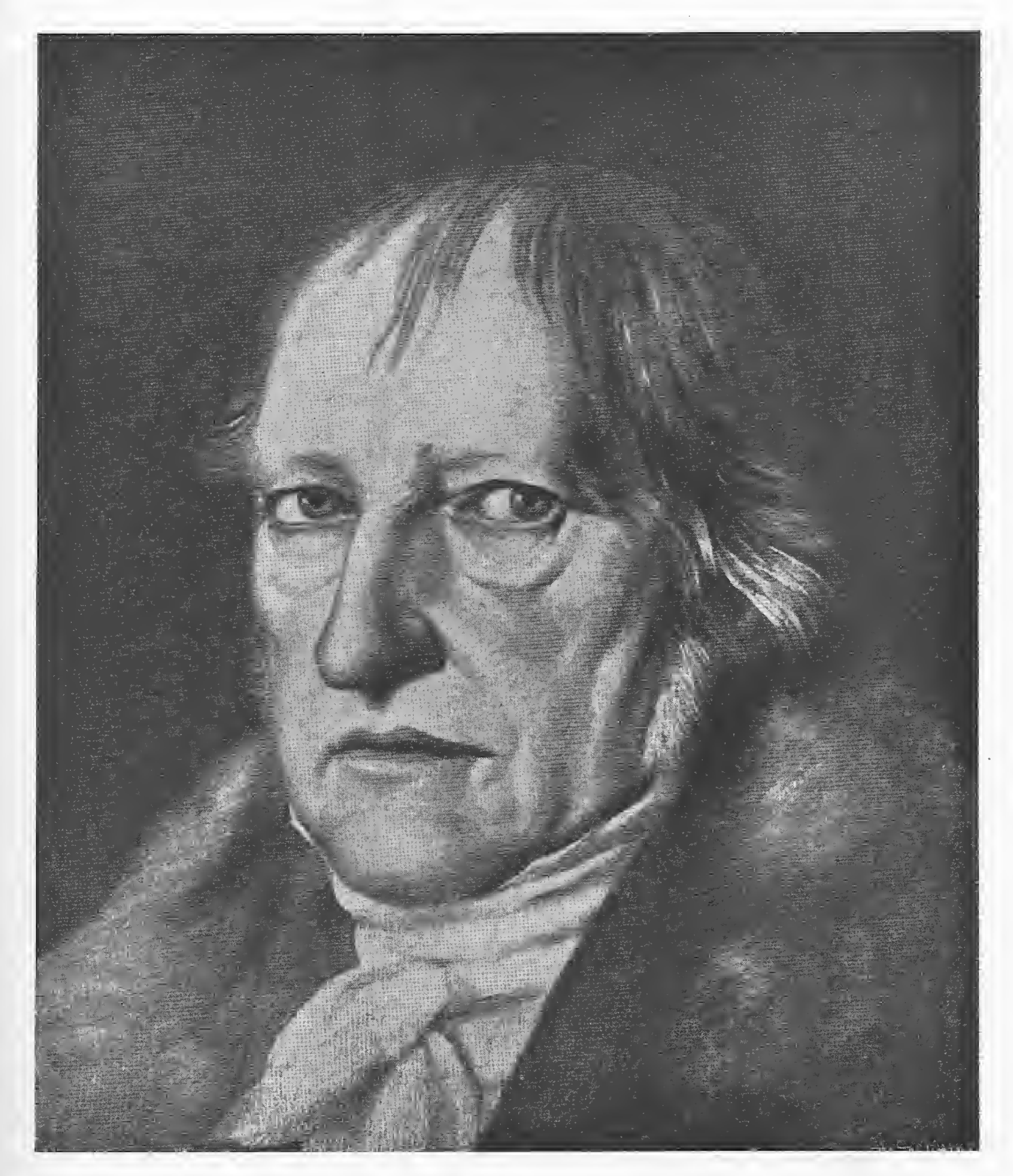
Kreidezeichnung von J. H. Lips 1791. Goethe-Geburtshaus, Frankfurt a. M.



Immanuel Kant 1724–1804

In einem Sattlerhause wurde Immanuel Kant geboren, und seine Jugend hatte manche Entbehrung gesehen. Aber sein strenger ostpreußischer Geist hob ihn auf einen Thron, von dessen klarer Höhe herab er vielen Geschlechtern die Bahn ihres Denkens vorschrieb. Keine Zeit unserer Geschichte war ernster der Philosophie ergeben als die, deren wahrhafter Herrscher in Königsberg saß und in das Irrsal der unklaren, wirbelnden Welt mit ordnendem Geiste eingriff. Er hat das große Recht der Vernunft verkündet – aber das haben viele getan. Kant jedoch tat es aus seinem deutschen Gewissen heraus und grenzte die Macht der Vernunft so strenge ein, daß sie nicht zu zügellosen, entfesselten Ansprüchen ausarten konnte wie bei den meisten der Rationalisten. Er gab der Gesetzgeberin Vernunft selbst ein Gesetz, das sie band: die Pflicht. Und er fand seine edelste Einsicht, als er Pflicht nicht als äußeren Zwang erkannte, sondern die stolze und fordernde Lehre aussprach, daß das Gefühl der Pflicht dem eigenen Willen entwachse und ein Adelswert der Diener an einer großen gemeinsamen Sache sei.

Radierung von Peche nach dem Gemälde von Dobler 1791. Kunstverlag Hermes, Dresden



Friedrich Wilhelm Hegel 1770–1831

Breitere Wirkung noch als die Lehre Kants, aber wohl kaum eine vertiefte, hat die Philosophie Hegels getan. Hegel war Schwabe; da verwundert es nicht, daß er in seinem Denken Wege ging, die kühn bis zur Gewalttätigkeit waren. Sein ungeheurer Gedanke, daß alles Geschaffene nur ein Ausfluß des Geistes sei, führte ihn uferlosen Spekulationen entgegen, die ihn den Boden unter den Füßen verlieren ließen. Um so tiefere Einblicke hat er in das Wesen und in die Rechte des Staates erschlossen. Es war wie ein Wunder, daß dieser Mann aus einem der eigenwilligsten deutschen Stämme sich zum großen Verkünder der preußischen Staatsidee aufwarf. Nirgendwo in Deutschland hatte der Staat so große Ansprüche zu erheben gewagt wie in Preußen; Preußen zog dafür auch das Unverständnis und bald die heftige Abneigung der Nation auf sich. Da trat Hegel auf und verkündete rühmend, daß in dem verschrienen Staat die höchste Wirklichkeit stecke, daß er das größte Recht zur Forderung habe, daß der Gang der Geschichte hinführen müsse zum Staat als der edelsten Schöpfung des Weltgeists. In einer Zeit, die von staatlicher Wirklichkeit keine Vorstellung hatte und im weltfernen Reiche der Ideale lebte, war diese Lehre wie eine kühne Verkündigung.

Gemälde von Jacob Schlesinger



Wilhelm von Humboldt 1767–1835

Mit dem bleibenden Kern seines Werks wies Hegel den Weg aus den musischen Reichen in die härtere Welt des Staates. Wilhelm von Humboldt ist diese Straße zum Staat selber gegangen. Einem Geschlecht der Mark zugehörig, hat er eine erlesene Erziehung genossen und im Umgang mit den führenden Männern der Zeit und in der Freundschaft mit Schiller seinen gepflegten Geist geadelt. In jungen Jahren hatte dies schöne Sein des edlen Genießens ihn voll erfüllt; nichts ging ihm über die Freiheit zu einem gesteigerten, von Geist und Idee überglänzten, zwanglosen Leben; daß der Staat ein Recht auf den Menschen habe, leugnete er mit Leidenschaft. Als er dann älter wurde, brach in die traumschöne Welt seines edlen Geschmacks ein wüster Klang aus dem nackten irdischen Kampf: Napoleon klirrte über die Erde und trat auch Humboldts preußische Heimat tief in den Staub. Da verflogen die Träume, und nur die Not des geschmähten Staates war Mahnung und fordernder Ruf. Humboldt, einst der freie Ästhet, wurde Minister, Glied des verpflichtenden Staates, gefügiges Rädchen in der großen Maschine; Humboldt, einst der Prediger geistiger Zwanglosigkeit, fand sich zum Dienst. Wieder wendete sich die Zeit.

Zeichnung von Schmeller. Goethe-Nationalmuseum, Weimar

Kampf um die Freiheit

In den Jahren, da mit unserer klassischen Dichtung und idealistischen Philosophie das geistige Leben Deutschlands einen Gipfel erglommen hatte, beherrschte ein seltsamer Zwiespalt die Haltung der Zeit. Sie gab sich geklärt und gemessen, still und in vornehmer Ruhe, sie mied den Streit und nahm eher den Tadel der Weltfremdheit auf sich, als daß sie den Händeln des Tages sich beigemischt hätte: aber diese ruhige Geistigkeit konnte zu ihren Siegen nur kommen, weil sie der tiefste Antrieb jeglicher deutschen Schöpfung, die uralte deutsche Unruhe, zu ihrem Werke spornte. Die Scheu vor dem Kampfe nach außen paarte sich seltsam mit einem unersättlichen Drang und einem brennenden Kampf um hohe Gewinne des Geistes. Liegt nicht die Frage nahe, ob nicht die Kämpferhaltung, die bisher sich einzig an geistigen Dingen bewies, auch auf das Verhalten in irdischen Kämpfen zu übertragen sein möchte?

Nicht lange, da wurde die Frage vom Schicksal selber gestellt. Das Volk, das in seinem Dichten und Denken den verwegenen Mut zum Unbekannten, zum höchsten Anspruch und zum schwersten Siege bewiesen hatte, mußte nun zeigen, ob dieser Mut sich auch auf umdrohteren Feldern bewähren würde. Über Deutschland brach das Verhängnis herein, dessen schlimmer Träger Napoleon war.

Napoleon und mit ihm die Welt der französischen Revolution hatten das morsche Reich in einem einzigen Ansturm zu Trümmern geschlagen. Die kleinen Staaten waren in willenloser Ergebung dem Korsen zu Füßen gesunken. Preußen, das lange schon nicht mehr den ehernen Geist Friedrichs des Großen, sondern zögerndes Hinwarten, mutlosen Schlendrian und die Blindheit überalteter Führer über sich spürte, hatte noch eine Schlacht gewagt und war bei Jena und Auerstädt in ein Verderben gerast, das das Werk der drei großen Fürsten mit Schande und Feigheit bedeckte. Wie ein verächtlich schwacher Staat ohne Haltung hatte Preußen, das durch Zucht und Ehre zur Größe gestiegen war, kapituliert. Mit dem Fall dieses einzigen Bollwerks aber, dem man Stärke zugetraut hatte, war Deutschlands Schicksal selber besiegelt. Grinsend stand vor den Deutschen das Gespenst der Knechtschaft; fremde Soldatenstiefel knirschten über die deutsche Erde; in Napoleons Heeren verblutete Deutschlands Jugend für die gewalttätigen Träume eines Despoten. Und die Fürsten der deutschen Kleinstaaten, gottgesandt, wie sie sich nannten, eilten zur Huldigung an den Hof des Tyrannen, der sie vielleicht auch mit einer kleinen Gnade bedachte.

Da ereignet sich eines der deutschen Wunder. Das deutsche Volk ist in Länder und Stämme zerrissen und von gegenseitigem Argwohn zersetzt; die Fürsten sind schwach oder feig oder sogar verräterisch und wagen nicht, gegen den Blick des Korsen zu mucken; erbarmungslos unterdrücken die fremden Besatzungen jede Regung der Widersetzlichkeit – und dennoch bricht nun aus dem zerrissenen, verratenen, beargwöhnten Volk ein gemeinsamer Wille zur Freiheit und zum Widerstand auf. Wie lange war dieses Volk nicht mehr von einem einzigen Triebe geleitet! Nun spürt es unterschiedslos die fremde würgende Faust am Hals und unterschiedslos fühlt es sich in den aufsprudelnden Haß der Abwehr hineingerissen.

Es war ein Wunder, daß dieses wilde Gefühl Gemeinschaft gebildet hat, die alle kleinen, belanglosen Feuerchen der Eigenbrötelei in den Staaten und Stämmen löschte. Es war das zweite Wunder, daß dieser schöpferische gemeindeutsche Aufstand nun auch die inneren Kräfte des deutschen Wesens, die immer in die verschiedensten Richtungen auseinandergelaufen waren, in seinen Dienst zwingt. Was hatte sich bisher das breite Volk um die Mächte des Geistes gekümmert? Hatte die hohe Bildung bisher zum Staate Verbindung gehabt? Waren dem Volk die staatlichen Formen anders denn als lästiger Zwang erschienen? Nun aber reißt ein Schicksalswille die deutschen Schöpferkräfte zusammen. Deutschland tritt in eine der erstaunlichsten Zeiten seiner Geschichte, da Volk und Geist und Behörden, blutstarke Kraft, geschultes Wissen und neubelebte Staatsgewalt sich leidenschaftlich ins gleiche Werk verbeißen. Der Soldatenstaat Friedrichs des Großen war bei Jena und Auerstädt untergegangen, weil man den alten fordernden Geist, der ihn beseelte, hatte einschlafen lassen. Nun wird er wieder erweckt, und aus den Trümmern der verderblichen Schlacht entstehen ein neues Heer und in einem neuen Staat eine lebendige Staatsgesinnung. Die innere Leidenschaft der geistigen, philosophischen, dichterischen Tätigkeit, die bisher die edelsten Kräfte des Volkes beseelte, schlägt wie ein Funke nun auch in den Alltag hinein und entzündet den Willen zum Dienst für eine Idee auch in den einfachsten Herzen. Ein Wunder, wie jene scheinbare Verlorenheit in Sternenräumen nun härteste Forderung an die besten Kerne des Ichs wird! Das breite Volk endlich, das lange vernachlässigt war und von der hohen geistigen Leistung der Nation ausgesperrt schien, spürt in der Not der Stunde plötzlich sein Blut aufrauschen, hört darin die Stimme der Ahnen, vernimmt darin den Ruf des Schicksals, das Einsatz fordert, damit das Ganze gedeihe. Heroische Klänge allüberall, heroischer Zusammenklang, wo bisher nur eigennütziges Spiel war. Napoleon hatte Europa demütigen wollen: als das Herzland des Erdteils die geschichtliche Mahnung vernimmt und sich zum gemeinsamen Aufstand zusammenschließt, zerschellt das Glück des Fremden in Splitter und Spreu.

Preußen ist es, das die Befreiung zum Siege trägt. Aber in dieses Preußen strömen die lodernden Kräfte des ganzen Reichs. Die Männer, die dem Werk der Befreiung ihre Ideen schenken, sind aus allen deutschen Stämmen gekommen: aber nur in Preußen hat ihr Wollen Gehör gefunden. Preußen selber erlebt in jenen Jahren eine neue Verwandlung. Die große Reform des Freiherrn vom Stein flößt dem alten Staat eine neue Gesinnung ein. Wie eine Revolution bricht dieser Wandel in der Gesinnung über die alten Formen hin, von denen keine unangetastet bleibt. Doch ohne Lärm und ohne Blut erhält die preußische Welt dies neue Gesicht. Strenge, planmäßige Arbeit, straffste Zucht, freies Dienen, ein neues Gefühl der Pflicht kehren wieder in Preußen ein, nachdem sie seit Friedrichs des Großen Tod beinahe vergessen waren. Verjüngt erhebt sich der Staat, überreich an neuen Ideen, neuem Fordern, neuem Wollen, voll von Zukunft und Glaube und Kraft zu kommender Schöpfung.

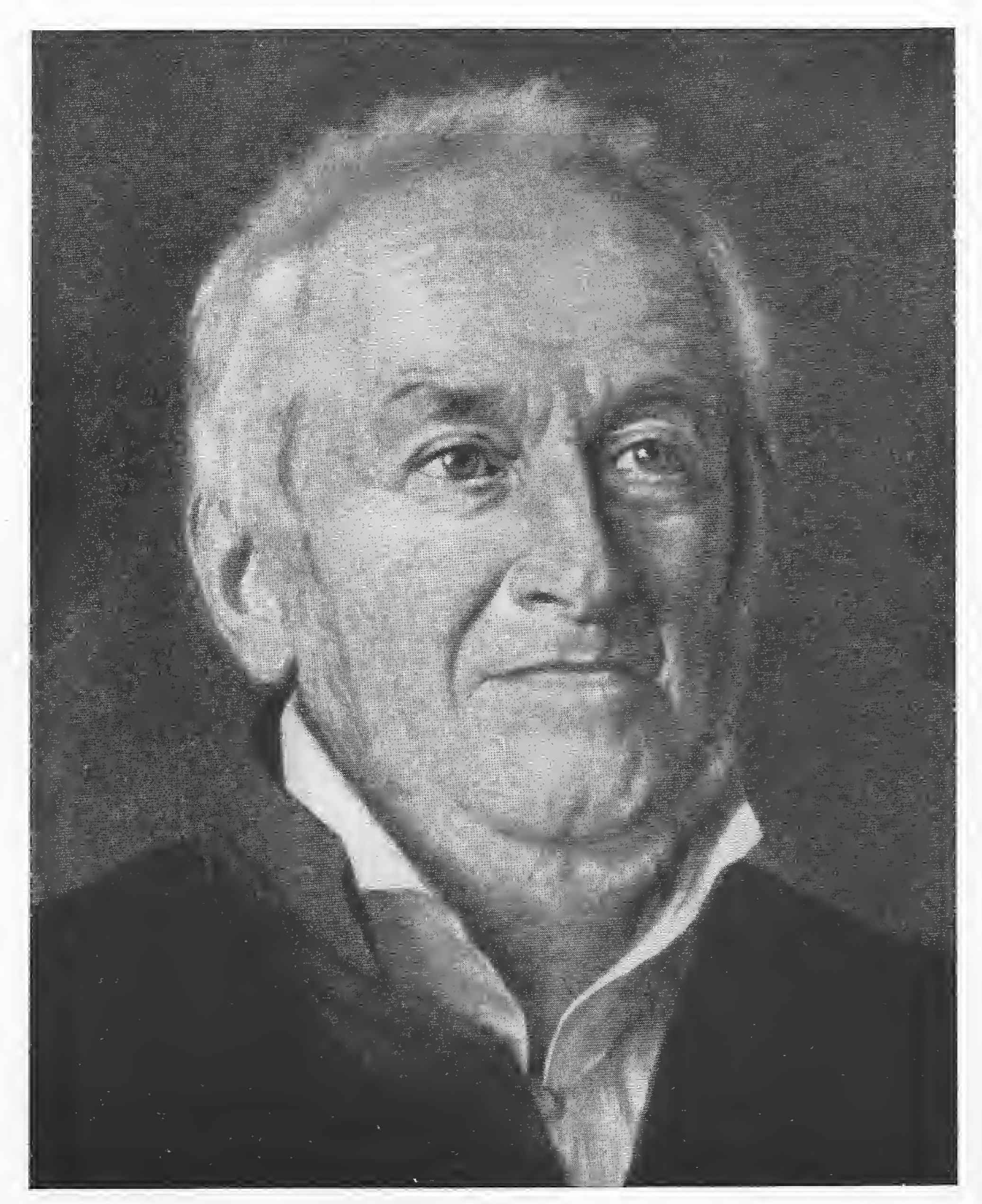
Aber es wird das lähmende Ende dieses erschütternden Aufbruchs sein, daß alle neuerschlossenen Quellen wieder versiegen, noch ehe sie mächtiger Strom geworden sind.



Johann Gottlieb Fichte 1762–1814

Als Preußen in Jena geschlagen war, hatten schmähliche Kommandanten und Bürgermeister ihre Städte und Festungen den französischen Heeren widerstandslos geöffnet. Durch Berlin gellten Clairons und schlichen bezahlte Spitzel. Da war es nicht ein Politiker aus der Zunft, sondern ein Philosoph, den die Schande des Vaterlands zur rebellierenden Tat trieb. Vor immer größeren Massen hält Johann Gottlieb Fichte seine flammenden „Reden an die deutsche Nation". Er war das Kind eines armen Webers der Oberlausitz und hatte bis in die Mannesjahre hinein gedarbt. Doch der Glaube an die Idee befeuerte ihn, so daß er die Wohlfahrt des Lebens kaum vermißte. Einmal hatte auch er in rosiger Schwärmerei dem Traum von der glücklich machenden Menschheit angehangen. Dann grellte die rohe Wirklichkeit des fremden Verderbens in seine Hoffnung und riß den entrückten Weisen vor das trauernde Volk hin, das selber keinen Weg aus der Schande wußte und voller Sehnsucht nach einem führenden Wort war. Fichte entreißt dem Elend der Zeit die Maske, stachelt den Stolz, schürt die geheime Empörung. Und als dann nach Jahren wirklich der Kampf beginnt, steht der mahnende Redner zu seinem Wort: der Philosoph, geistige Leuchte der Zeit, reiht sich den Gliedern des Landsturms ein.

Gemälde von Prof. Plühr. Weimar 1931



Ernst Moritz Arndt 1769–1860

Auf Rügen wurde Ernst Moritz Arndt als Sohn eines kleinen Bauern und noch als schwedischer Untertan geboren. Nach jedem Betracht kam er aus engsten Verhältnissen. Aber sein Geist flog so hoch und seine Forderung war so kühn, daß er mit seinem Wollen die stolzesten deutschen Ziele umspannte und fern in die Zukunft griff. Die Waffe, die er gegen den Korsen und gegen den Geist der Auflösung führte, war das mächtige Wort, das er in Büchern, Flugblättern, Aufrufen, Liedern, Mahnungen unter das Volk warf und das Brände an Haß und Stolz entzündete. Er hat den „Geist der Zeit" angeklagt, erbarmungslos strafend, zornig verdammend, doch auch mit zwingender Kraft die tapfersten Tugenden weckend. Jahre verrannen, bis im Völkerkampf gegen Napoleon die ausgesäte Leidenschaft aufschoß. Arndt ging inzwischen in die Verbannung, litt Not, ließ bürgerliche Geruhsamkeit lachend und zornig in alle Winde wehen, kannte nur eines: funkenschlagenden Kampf, sprühenden Zorn. Der große Hasser hat den Aufstieg des Vaterlandes lang überlebt. Doch haben einzig die Jahre des preußischen Freiheitskampfes dem reichen Leben die hellste Erfüllung gebracht.

Gemälde von J. Roeting



Friedrich Schleiermacher 1768–1834

Es ist ein Zeugnis der tiefen Erregung des Volkes, daß selbst die Theologie sich der Not des Vaterlands auftut und die Kanzel zur Stätte adelt, die dem gedrückten Staat Dienst und Hingabe weiht. Schleiermacher, einer der feinsinnigsten Kirchenmänner, die Preußen besaß, predigt in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin die neue Gesinnung des Opfers für die gemeinsamen Ziele. Nicht wie andere Theologen verliert er den kostbaren Tag mit Spitzfindigkeiten in Lehre und Auslegung. Er steht mit beiden Füßen auf der geschändeten preußischen Erde und fühlt, wie von diesem heiligen Boden Verpflichtung in ihn aufsteigt. So gibt er den gläubigen Hörern als köstliches Gut die Mahnung zur Zuversicht. Er hält im trostlosen Niedergang aller Hoffnung den Glauben wach, stärkt den erschlaffenden Mut, schürft in die Seelen und holt die gläubigsten, tapfersten Schätze daraus hervor, weist sie den Zagen mit spornenden Worten und härtet mit dieser Arbeit am Selbstvertrauen und an der Hoffnung auf Gottes Beistand den Mut der Gemeinde. Der Kampf ist noch fern, doch um ihn gut und tapfer zu wagen, bedarf es erst der guten und tapferen Haltung der Seele.

Stich von H. Lips



Josef Görres 1776–1848

Josef Görres hat ein unstetes Leben geführt, kühn im Zuschnitt, wagemutig in jeder Tat, ungewöhnlich in jedem Gedanken, doch ohne die zielklare Sicherheit, die einen so starken und mächtigen Willen, wie er ihn besaß, zu wirklich großer Schöpfung führt. Als junger Mensch hat er schwärmerischer denn jeder andere der französischen Revolution entgegengejubelt; aber in seinem Alter hat er sich dann auf dunkle ultramontane Politik geworfen. Seine größte, wahrhaft fruchtbare Zeit hat er im literarischen Kampf gegen Napoleon erlebt. Als Rheinländer hat er Preußen nie sonderlich geliebt. Doch als der Korse dem ganzen Reich wie ein Werwolf im Nacken hing, schlug auch Görres in Zorn und Empörung gegen den Würger. Vielleicht hat keiner so blitzende Worte gefunden wie er in seinem „Teutschen Merkur“. Aus dunklen Abgründen flammte sein Zorn, Feuer aus schwarzer Wolke. Die Gewalt seiner Sprache hat zuweilen selbst Arndts urstarke Kraft übertroffen. Görres galt für Napoleon bald als eine der schlimmen deutschen Gefahren, die das luftig gebaute französische Weltreich in seinem Kerne bedrohten.

Gemälde von Settegast



Heinrich von Kleist 1777–1811

Heinrich von Kleist ist unser unglücklichster Dichter gewesen. So überstark war seine Seele mit revolutionären Energien geladen, daß er, als er diese immer nur zwecklos verflammen sah, keinen Sinn mehr in sein Leben hineinzudeuten vermochte. Wie ein Prometheus hat er gerungen. Was er in seinen Dramen erreicht hat, geht über Schillers und Goethes Erfüllungen noch hinaus: er aber wollte Höheres. Als ihn das Leben mit Schlägen und Demütigung verfolgte und zur schlimmsten Pein, der Echolosigkeit, verdammte; als aller Trotz und aller Stolz das Schicksal nicht zwingen konnten; als seiner Sehnsucht auch die geringsten Pläne immer wieder entglitten: da hat er Leben und reiches Werk gelassen beiseitegeschoben. Der schalen Zeit hat er die „Hermannsschlacht" geschenkt, lohende Dichtung, gellender Schrei des geschlagenen Volkes: doch niemand hat das Drama aufzuführen gewagt. Noch kühner griff er nach dem Kranze der Ewigkeit mit seinem „Prinzen von Homburg". Hier ist das tiefste Gesetz der preußischen Haltung Gestalt geworden: denn Staat und Dienst, freier Entschluß zur Sühne der Schuld, kristallene Rechtlichkeit, die ewigen Mächte strenger Zucht zügeln den Willen in seiner menschlichen Schwäche. Niemals hat ein Dichter dem Staat ein helleres, härteres Ja entgegengerufen.

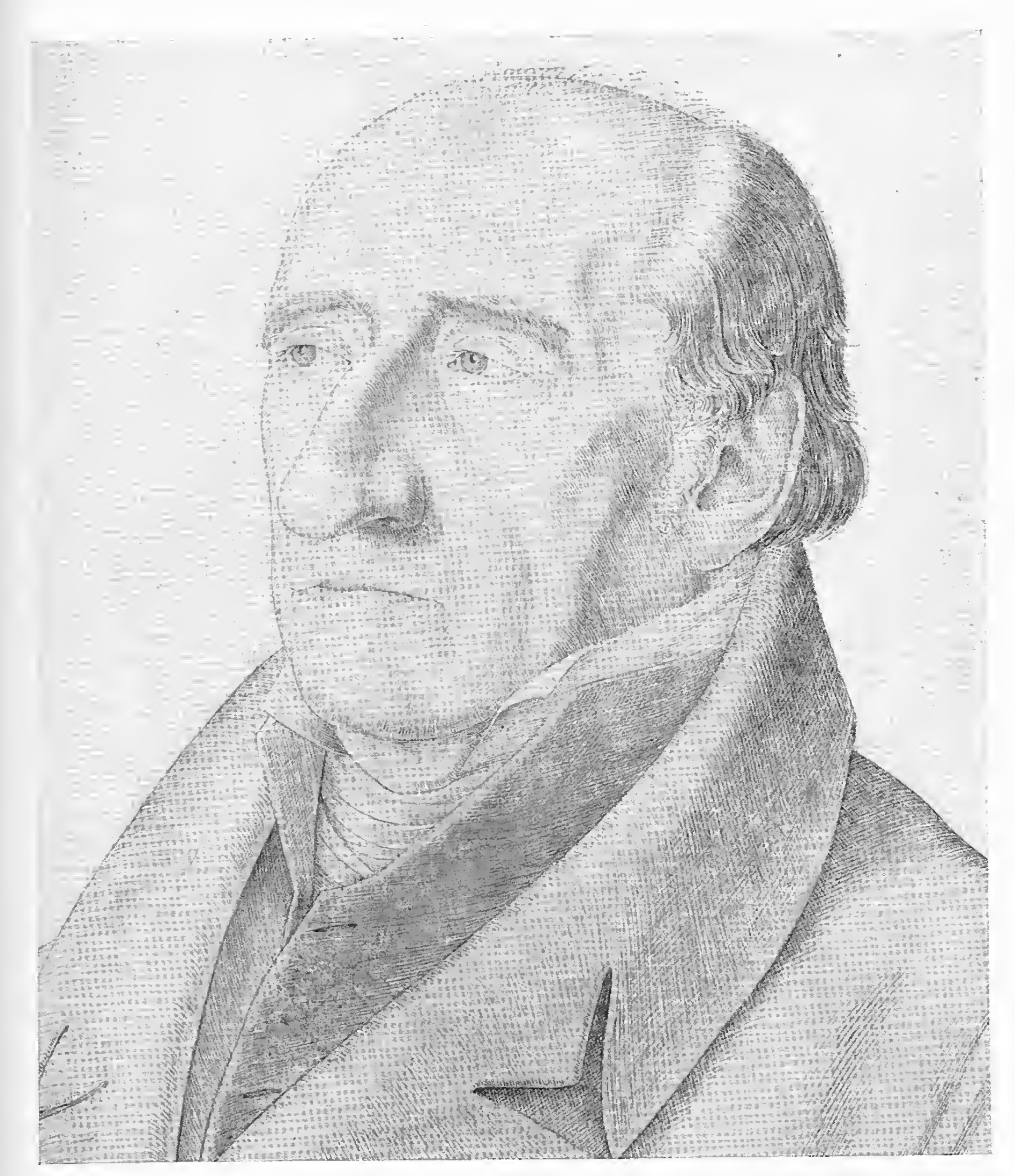
Nach einem Miniaturbild von Krüger 1801



Königin Luise von Preußen 1776–1810

Das preußische Volk kannte keine stärkere Hoffnung als die auf Befreiung. Aber der zögernde König, sein Kabinett und sein Hof verschließen sich müde dieser Bereitschaft. Nur eine kleine Partei am Hof betreibt die Rüstung der Kräfte und läßt mit Mahnung und bohrender Frage den König nicht los. Gerade die junge Königin folgt schrankenlos ihrem Herzen, das auf Befreiung und Aufstand gegen den Unterdrücker drängt. So sammelt Luise die Hoffnung der Patrioten, doch auch den Haß des französischen Usurpators auf sich. Einsam kämpft sie in verständnisloser Umgebung für Preußens Ehre. Die Unbedingten im Lande, die glühenden Herzen, die Träger des großen Zorns und der großen Rache sind ihrer Königin bis zum Tode verschworen. Im Düster der Zeit ist Luise der einzige Stern Preußens. Sie hat an ihrer Liebe zum Vaterlande schwer leiden müssen. Als die fremden Truppen Preußen besetzten, ist sie mit ihren kleinen Kindern in schlechtem Gefährt durch den Winter nach Ostpreußen geflohen: niemals hat das Volk ihr diese Schmerzen vergessen. Und als dann die feine, stille Frau sorgend und planend wie hundert harte Männer am Neubau des Staates mitdiente, wurde ihr Tun dem Volke zur Verheißung und zum fordernden Beispiel.

Gemälde von W. Böttner 1799. Schloß Darmstadt



Karl Freiherr vom Stein 1757–1831

Bereits sieben Jahre nach dem Zusammenbruch von Jena und Auerstädt, also in einer staunenswert kurzen Frist, wurde Napoleon von einem erneuerten Preußen geschlagen. Zwischen dem Fall und dem Aufstieg liegen Jahre der zähesten Arbeit für die innere Erneuerung. Gegen die Widerstände der Reaktion am Hof, unter dem Argwohn Napoleons ging sie vor sich; und dennoch hat sie wie eine Revolution gewirkt. Der Freiherr vom Stein war der kühne Reformer des Staates, ein Mann von aufbrausender Kraft, unerschüttert in seinem Wollen, schroff gegen müde Lässigkeit, jäh gegen jeden feigen Gedanken, schonungslos selbst vor dem König. Seine umstürzende Tat entsprang der Erkenntnis, daß man vom Volk nicht Pflichten verlangen könne, wenn man ihm nicht das Recht zum Stolz und zur eigenen Leistung dagegen biete. Wer dem Staate sein Blut opfern soll, muß an dem Staat mit Leib und Seele hängen. Dieser Gedanke schleudert den ersten Pfeil auf die alte reaktionäre Gesinnung. Als Stein ihn verwirklicht, geschieht in Preußen eine legale Revolution. Stein befreit die Bauern aus der Leibeigenschaft, gibt ihnen eigenen Grund, fügt sie so der Gemeinschaft organisch ein. Er gewährt auch den Städten Selbstverwaltung und weckt im Bürger genau wie im Bauern den Stolz, daß der Staat seiner Arbeit bedürfe.

Zeichnung von Friedrich Wilhelm Olivier. München Graph. Sammlung



Gerhard David Scharnhorst 1755–1813

Stein hat den Staat erneuert; Scharnhorst ist der Reformer des Heeres geworden. Wie Stein war auch er kein gebürtiger Preuße, und es ist ein Zeichen des jungen Atems, der durch die Zeit weht, daß dieser schweigsame General nicht den feudalen Kreisen des alten Systems, sondern dem breiten Volke entstammte: als Bauernjunge wuchs Scharnhorst in Hannover auf. Nun aber formt er aus dem Zerfall das neue preußische Heer. Er setzt vor die Welt einen königlich großen Gedanken hin: der Staat darf die Wehrpflicht jedes Mannes verkünden und jedem freien und stolzen Mann muß diese innere Pflicht, dem Staate dienen zu dürfen, Ehre sein. So baut er das Heer, das Napoleon schlagen soll. Zucht und Ordnung, die alten Gesetze Friedrichs des Großen, bleiben unangetastete Pfeiler. Nicht mehr aber ist die neue Armee eine geworbene Truppe und nicht mehr sind ihre Führerstellen nur wenigen Auserwählten gesichert: nach dem Grundsatz der besseren Leistung liest Scharnhorst die fähigsten Köpfe zu Führern aus. Scharnhorst ist Napoleons Überwinder geworden. Zwar hat er niemals selber sein Heer dem Korsen entgegengeführt. Aber er hat die Waffe geschmiedet, durch die der Fremde verbluten soll.

Gemälde von Fr. Gebauer



Karl von Clausewitz 1780–1831

Scharnhorst hatte dem Heere die neue Form gegeben; Clausewitz läutert die neuen Ideen des Meisters zu wissenschaftlicher Höhe. Er ist der Begründer der modernen Lehre vom Kriege geworden. Es zeugt von dem Umfang seines weiten, reichgebildeten Geistes, daß er seinen Gedanken über den Krieg auch die Lebensgesetze von Volk und Staat einzuordnen versteht. Clausewitz gehört zu jenen Soldaten der Zeit, denen die hohe Schule der Philosophie das Blickfeld geweitet und den Charakter zu sittlicher Größe gestählt hat. Sie alle hat die Kantische Pflichtenlehre und die Forderung Fichtes in Bann geschlagen, sie alle fühlen, wenn sie dem Staate dienen, sich einbezogen in den umfassendsten Wertkreis des Daseins. Clausewitz hat das tiefste Bekenntnis solch makelloser Haltung uns überliefert. Nachdem er, als Preußen gefallen war, verzweifelt und mit zerrissenem Mut sich in russische Dienste begeben hatte, weil er dort besser gegen den Korsen zu wirken vermochte als in der erschlafften Heimat, hat er den schlimmen Erbärmlichkeiten der Zeitgenossen die ehernen Sätze seiner „Bekenntnisdenkschrift" von 1812 entgegengeschleudert, die zum Höchsten gehören, was preußische Haltung dem deutschen Gewissen zu sagen hat.

Ölbild von K. W. Wach 1830



Neithardt von Gneisenau 1760–1831

Scharnhorst und Clausewitz waren Soldaten von strengster Zucht, die führenden militärischen Denker der Zeit, Neugestalter des preußischen Heeres und der Lehre vom Krieg: aber in Gneisenau schlug überdies das leidenschaftlichste Herz. In den Jahren der Schande, da die Maßgeblichen ihre Tage willenlos hinzögerten, war er am preußischen Hof der aufbegehrende Geist, der zum Kampf und zur Empörung trieb und sich vor seinem König sogar als Revolutionär bekannte, sofern die revolutionäre Erhebung des Volkes dem Joche Napoleons gelte. Als dann Preußen jubelnd die Waffen ergriff, schien Gneisenau im Schatten des Kommandierenden Generals Blücher zu stehen. Doch während der alte Haudegen die stürmische Liebe des Heeres genoß, war es Gneisenau, der als Generalstabschef die großen Pläne schuf, an denen Napoleons Ruhm zerschellte. Neidlos gönnte er dem alten Blücher den lauten Kriegsruhm: sein flammender Geist verzehrte sich nur im Dienst an dem großen Werk. Als der führende Feldherr blieb er doch immer der schlichte, alte Soldat, zeitlebens ein freier, weitgespannter Geist, rücksichtslos in der Hingabe an den Staat, jeder reaktionären Starrheit geschworener Feind.

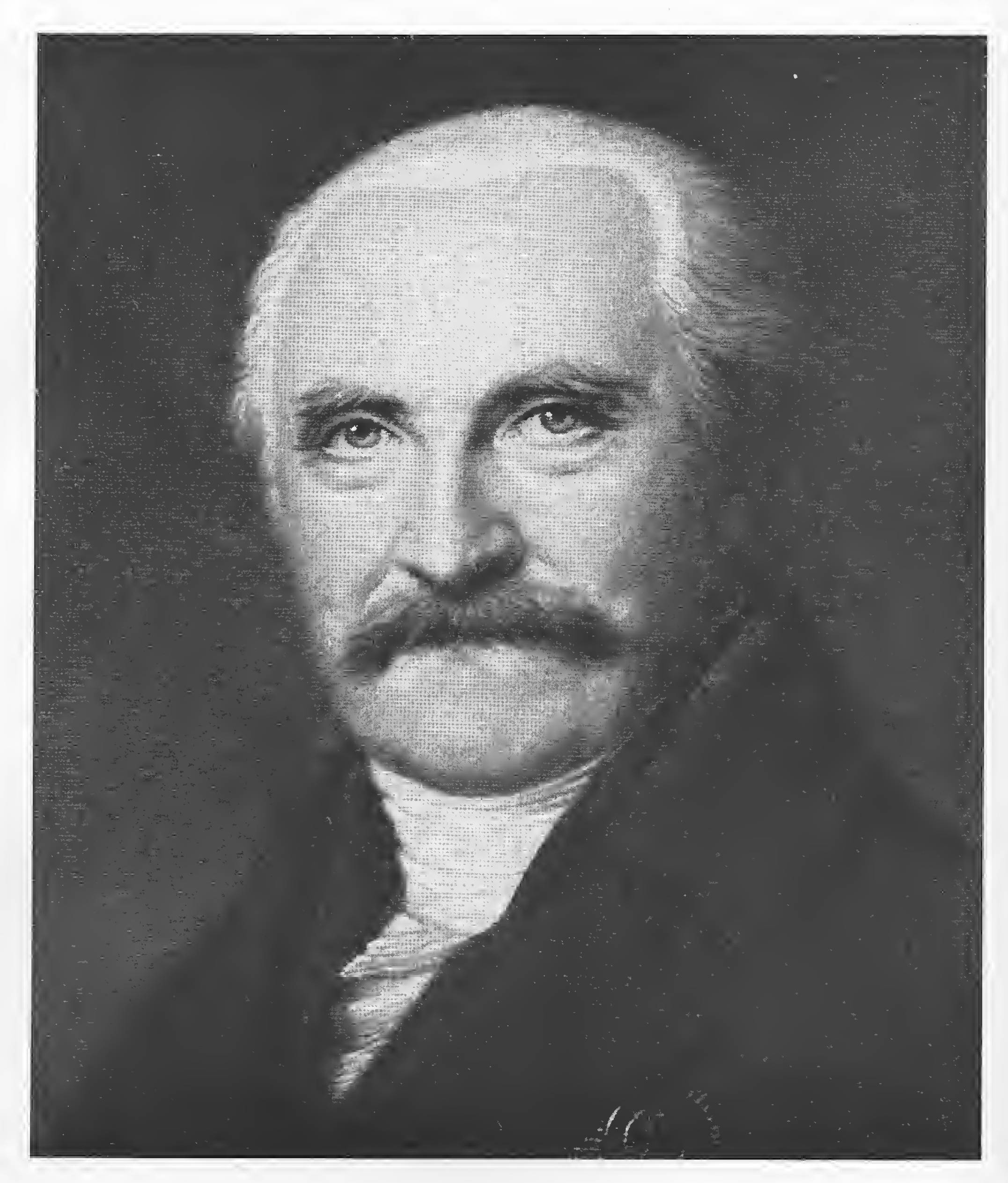
Lithographie von Schall, nach dem Gemälde von F. Krüger



David Ludwig von Yorck 1759–1830

Im russischen Schreckenswinter von 1812 war Napoleons glänzendes Heer in den eisigen Stürmen der östlichen Steppen erfroren. Die preußischen Truppen hatte General Yorck zu führen gehabt. Als der Korse das Heer im Stich läßt, führt Yorck seine Preußen durch den russischen Winter zurück. Da stellt ihm das Schicksal die Frage, an der er zu zeigen hat, ob die Kraft zu geschichtlicher Größe in ihm wohne: im Auftrag der russischen Führung sucht Clausewitz Yorck zum Abfall von Napoleon zu bewegen. Abfall bedeutet Kampf gegen den Würger, Erfüllung der wilden Sehnsucht, Freiheit für Preußen, Vorstoß gegen die Unterdrücker, die über die Heimat Schande um Schande gebracht. Abfall von Frankreichs Kaiser bedeutet aber auch Treubruch gegen den eigenen König, der ihn zum Gehorsam gegen Napoleon zwang. Abfall bedeutet deutsche Freiheit und Meuterei gegen des Königs Befehl zugleich. Der Preuße Yorck, dem Zucht über alles geht, hat lange mit sich gerungen, bis er erkannte, daß das Schicksal des Staates höhere Pflicht als die lahme Weisung eines müden Monarchen bedeutet. Dann schließt er mit den Russen zu Tauroggen ein Bündnis — der Krieg um die Freiheit bricht los. Hart und tapfer, „scharf wie gehacktes Eisen" hat General York in diesem Kriege gekämpft.

Gemälde von Berthold Woltze. Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde



Gebhard Leberecht von Blücher 1742–1819

Seit dem Siebenjährigen Krieg hatte sich Blücher in preußischen Diensten Rang und Ruhm erworben. Als Preußen vor Napoleons Heeren unrühmlich kapitulierte, gehörte er zu den wenigen Führern, die bis zur letzten Patrone sich wehrten. Der Fall des Staates stürzt ihn in wilde, irre Verzweiflung. Doch 1813 wurde der Greis wieder jung, im Sturm der Erhebung trieb er mit wie die Tausende Freiwilliger, die zu den Waffen strömten. An der Spitze der schlesischen Armee holt er sich schnell Sieg um Sieg. Der greise Generalfeldmarschall ist ungebärdig wie ein tollender Frühlingssturm. Den Zögerern im Großen Hauptquartier, vor allem dem Österreicher Schwarzenberg, fährt er brausend durch die überklugen, verzwickten Pläne. Wille zum Vormarsch, mitreißender Aufruf und ein zündendes Wort an die Truppen sind seine nie versagenden Mittel, die den Siegesmarsch von der Katzbach nach Caub am Rhein und bis nach Belle-Alliance begleiten. Er ist Soldat von Geblüt, kein Bürogeneral; er liebt das Lager, das derbe Wort, den schnellen Entschluß, er verachtet geleckte Schranzen und sorgt für seine Soldaten gleich einem Vater. Diese erwidern die Liebe und zwingen die schwersten Aufgaben in ihre Gewalt.

Ölbild von Groyer 1817



Ferdinand von Schill 1776–1809

In seinen Kämpfen und Siegen hatte Blücher bewiesen, daß das erneuerte Heer unerwarteter Leistungen fähig sei; die Erfolge waren die Frucht der neuen Gesinnung. Daß aber die preußisch stolze Gesinnung der Ehre auch vor der Reform noch nicht völlig erloschen war; daß der Wille zum Kampf manchen Führer auch in den Jahren der tiefen Müdigkeit niemals freiließ; daß gerade die jüngeren Offiziere unter der Schande litten und eher den sicheren Tod als die dauernde Demütigung ertrugen, hat Ferdinand Schill bewiesen. Der unbekannte Major, der 1806 zusammen mit Gneisenau die Festung Kolberg ruhmreich verteidigt hatte — einer der wenigen Fälle, da nicht klägliche Feigheit kapitulierte —, führt 1809 auf eigene Faust sein Regiment gegen rheinbündische Truppen. Ein kleiner Major gegen Napoleon — aber er hofft, daß sich an seiner Tat der Wille zum Aufstand entzünde, bis Deutschland auch im verborgensten Grenzdorf in Flammen stünde. Der Kühne hat sich getäuscht, damals noch ließ ihn Deutschland im Stich. Er fiel, seine Offiziere wurden von Frankreich wie Straßenräuber erschossen. Aber nach wenigen Jahren schon waren sie die großen Helden der Nation.

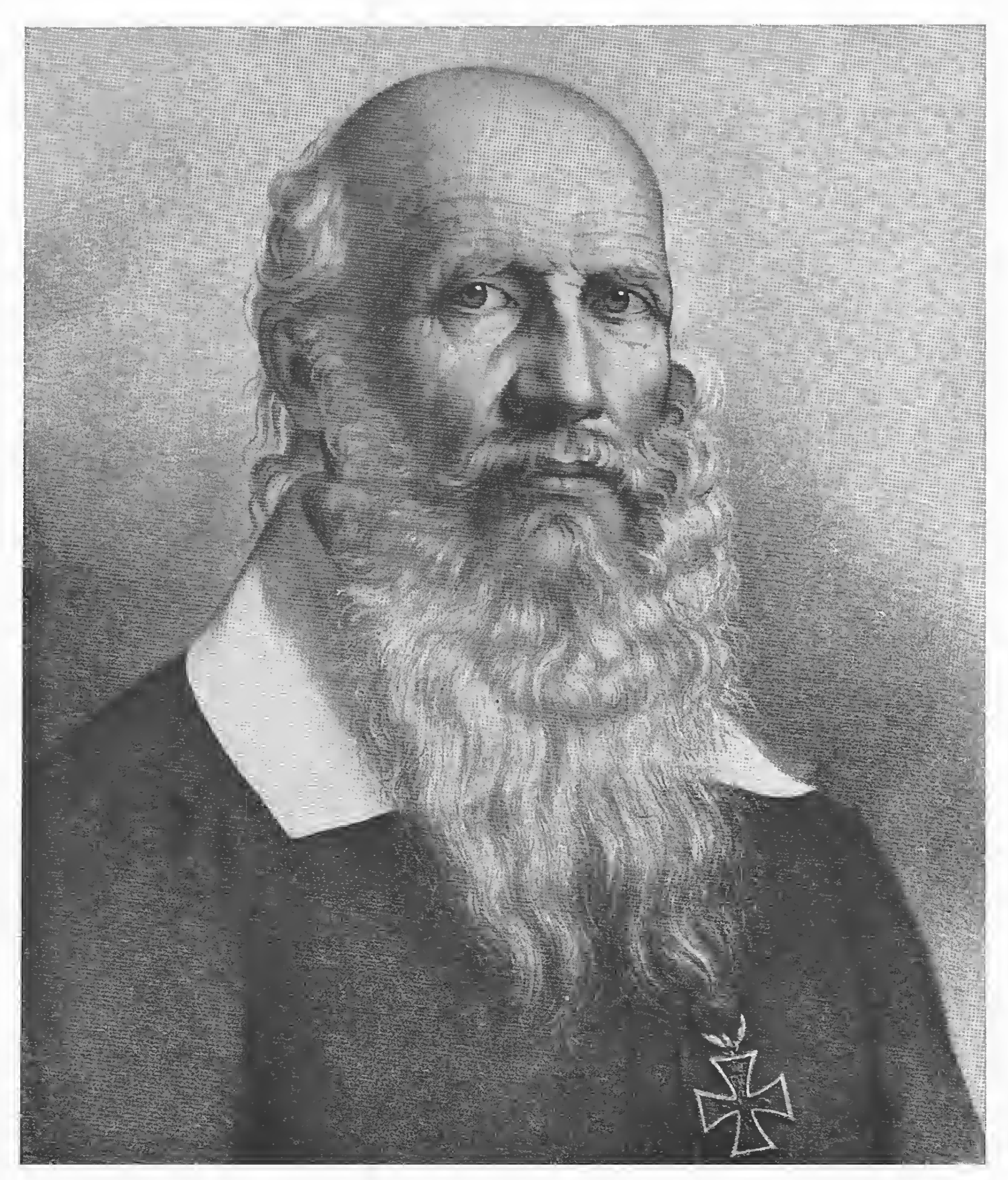
Zeichnung von Ludwig Buchhorn



Andreas Hofer 1767–1810

Ferdinand Schill hatte in Preußen den schlummernden Geist der Ehre hochreißen wollen. Der Tiroler Volksheld Andreas Hofer hat, was Schill erfolglos erstrebte, groß vollbracht. Seinem Aufstand schloß sich das ganze Tiroler Land, die Bewohner der Dörfer im Tal und die letzten Sennen und Wildschützen der Felsöden an. Franzosen und Rheinbundtruppen hielten Tirol besetzt und saugten es aus. Da trotzte im Frühjahr 1809 der unabhängige Sinn des Bergvolkes auf. Der unbestrittene Führer des Aufstandes war Andreas Hofer, ein Wirt aus dem Passeiertal, nunmehr Feldherr, Volksheld, politischer Unterhändler in einem. Er führte den Kampf als Kleinkrieg, doch hat er auch große Schlachten gewagt: ein Führer schlecht bewaffneter Haufen gegen geschulte Offiziere bester Armeen, ein Rebell, der stets der Gefahr der Erschießung ins Auge sah, gegen großmächtige Generale, hinter denen der Herr des Erdteils stand. Aber er hat gesiegt: noch heute singt das Volk von den Schlachten am Berge Isel. Die Feinde räumten mehrmals das Land, doch Hofer wurde von einem feilen Verräter den Franzosen vor die Gewehre geliefert. Zu Mantua starb er den Opfertod, der wie der Tod der Schillschen Offiziere zur Fackel neuer Empörung wurde.

Gemälde von Altmüller 1809. „Historia-Photo", Berlin



Friedrich Ludwig Jahn 1778–1852

Aus allen Lebensschichten strömten dem Staat erneuernde Kräfte zu, um ihm ihren Dienst zu leihen. Den ungewöhnlichsten Weg zur Rüstung des Volkes hat Jahn beschritten, als er den Nachwuchs der Nation zu schulen begann, noch ehe das Heer den Jüngling in seine Zucht nahm. Zwar hatte die Turnkunst im bescheidenen Rahmen schon vorher bestanden; doch Jahn erst hat sie zum großen Erziehungsmittel der Jugend erhoben. Turnen war ihm ein Dienst für den Staat und eine strenge Schule zu sittlicher Haltung, zur Gradheit an Körper und Seele, zur Unbedingtheit des Mutes. Das war das anspornend Neue, daß nicht leerer Kasernenhofdrill, Korporalwesen und Exerziermeisterstrenge den Turnplatz beherrschten, sondern die Forderung an den Charakter und den strengen Adel der Seele. Unabschätzbar sind die Verdienste dieser rüstenden Arbeit. Doch als nach den Siegen der Heere, nach Leipzig und Waterloo, das böse Verhängnis sich zeigt, daß nicht die Kämpfer, sondern die Reaktion die Gewinne scheffelt, wird auch das Werk des Turnvaters übel verdächtigt. Er hatte freie und grade Seelen erzogen: als 1815 muffigste Reaktion sich des Sieges bemächtigt, gilt ihr der grade Charakter als staatsgefährlich.

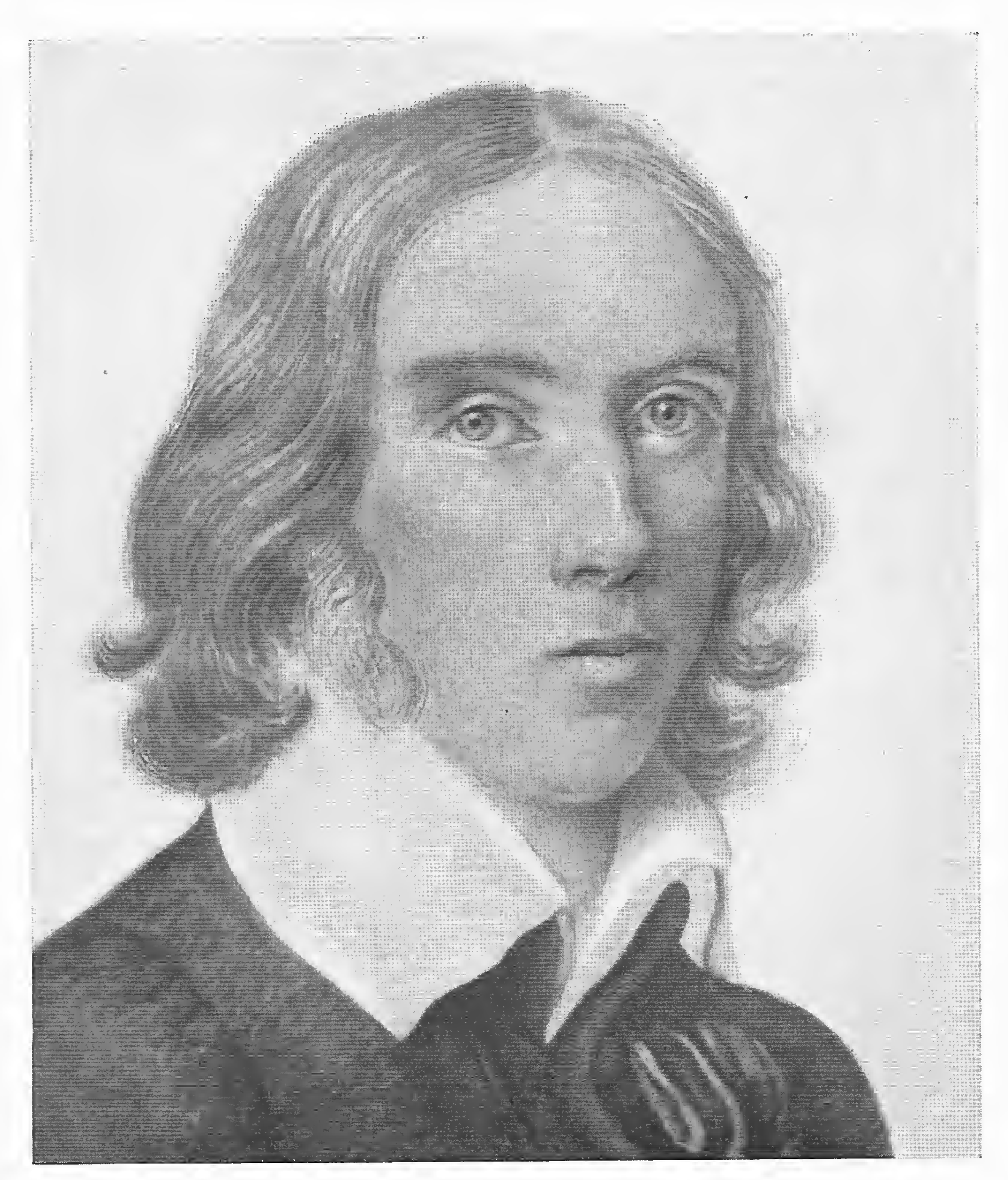
Nach dem Leben gezeichnet von Engelbach 1846



Klemens Lothar Fürst Metternich 1773–1859

Wenn es gelungen wäre, Steins und Arndts und Scharnhorsts Ideen bis zur letzten Forderung durchzusetzen, hätte sich aus den Bränden des Kriegs ein Staat erhoben, dessen innere Kraft in ungeahntem Maße gefestigt war. Doch 1815 siegt das alte System: Wortführer der Reaktion ist Metternich, Staatskanzler Österreichs, heimlicher Drahtzieher aller Entschlüsse der kleindeutschen Höfe. Als Rheinländer war er in den Dienst des Donaustaates getreten. Ohne Zweifel hat seine Politik das habsburgische Österreich vor dem frühen Zerfall gerettet. Aber die Einigung Deutschlands, den heißesten Traum aller heißen Herzen, hat er für Jahrzehnte hinaus grausam verhindert. Das neue freiere Wollen, das sich eben gegen Napoleon das geschichtliche Recht erstritten, wird nun als verderblich für die löbliche Ruhe und Ordnung verschrien. Die Männer, deren rastlosem Werk die Rettung Europas zu danken war, erscheinen in den schmählichen Winkelreden der Denunzianten als Träger des wildesten Aufruhrs. Und als sich gegen die Reaktion die gläubige Jugend erhebt, wirft Metternich ihr seinen Bannstrahl entgegen, weil sie voll Unruhe steckt und als einziges Ziel nur das einige Deutschland kennt.

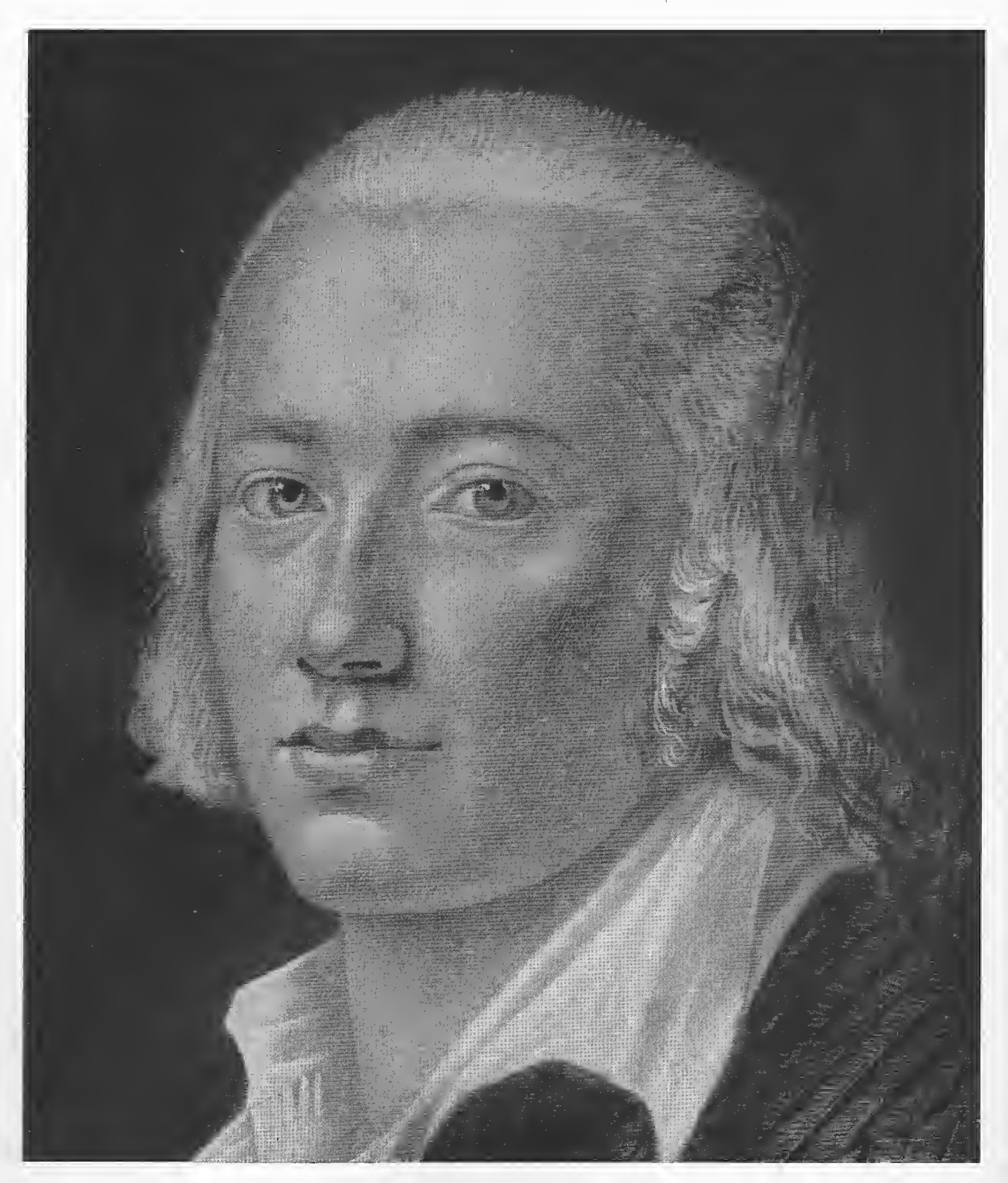
Ölbild von Th. Lawrence



Johannes Riemann 1793–1872

In der Burschenschaft hatte sich damals die gläubige Jugend Deutschlands zum Kampf für Freiheit und Einheit gesammelt. In diese Worte, die so leicht verzerrt werden konnten, legte die Jugend einen geradezu heiligen Inhalt. Der Theologiestudent Riemann war unter den Gründern des neuen Bundes. Ehre, Freiheit und Vaterland hatten die Burschen auf ihre Banner geschrieben; sie selber verpflichteten sich zu einem Leben des Vorbilds, der inneren Zucht, der Unbedingtheit in ihrem deutschen Wollen. Metternich hat sie verfolgt, als ob sie dem Staat den Untergang drohten. Doch galt ihre Verschwörung einzig dem starren, reaktionären Treiben der kleinstaatlichen Zwingherren. Der tiefe Grund, aus dem der Quell der Begeisterung brach, war Glaube. Nicht war es so, daß sich Phantasten die Köpfe berauschten: vielmehr mühte der ewige deutsche Jüngling sich wieder um seine Gestalt, voll Sehnsucht und Traum, von mancher Hoffnung geblendet, in manchem rosigen Vorurteile befangen — und dennoch ein Träger der Zukunft, weil er zum Opfer bereit war und aus der Tiefe des Herzens lebte.

Nach einem Gemälde in der Landesbibliothek Eutin



Friedrich Hölderlin 1770–1843

In jenen Jahren, da Kampf die besten Kräfte erweckte, hatte das deutsche Volk sich verjüngt. Nun müht sich der gläubige Nachwuchs der Nation jahrzehntelang, sich selbst nach einem jungen Inbild zu wandeln. Doch während sich dafür beste Kräfte verzehren, hatte die eingeborene Jünglingssehnsucht der Deutschen schon lange Gestalt gefunden: Friedrich Hölderlin hatte bereits mit vollen Händen sein tiefstes Wissen verschenkt, als die Zeit noch müd und lässig im alten Trott lief und von den verjüngenden Stürmen keine Regung verspürte; mit dem politischen Wandel der kommenden Zeiten hat ihn keine Beziehung verbunden. Dennoch hat das innere Gesetz der Zeit in seiner Gestalt sich geläutert verkörpert. In ihrem geheimsten Wollen sind jene Geschlechter sehnsüchtig nach einem nie erlebten Glauben gewesen. Hölderlin aber trug in seinem tragischen Leben diese geheime Sehnsucht wie eine stille Flamme hoch vor sich her. Ewiges Bild der Jünglingsseele, reinstes Gefäß für die Ströme, die den jungen Deutschen seit Parzivals Zeiten mit dem Rauschen der Ferne lockend erfüllen, schreitet er jenseits alles vergänglichen Treibens der Tage; doch die im tiefsten verborgene Sehnsucht jener Geschlechter, die einem inneren Reiche zustrebt und für dieses dunkle Wollen nur unbeholfene Worte findet, hat er allein in ewiges Licht hinaufgehoben.

Pastellgemälde von Hölderlins Jugendfreund F. Hiemer 1792. Nach dem Orig. im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.

Verinnerlichung

Es lastet wie ein Verhängnis auf unserem Volkscharakter, daß wir nach glücklichen Siegen die Waffen beiseitelegen und wieder zurück in die Stille, zu Heim und Acker und Traum gehen. Den Sieg zu sichern und alle Erfolge zu nützen, neue gewaltige Bauten auf dem errungenen Grund zu errichten, zäh und beharrlich der tapfer erkämpften Sache auch nach dem Siege die Kraft zu leihen: all diesen Notwendigkeiten hat im Lauf der Geschichte unser Volk nur wenig Bedeutung zugestanden. Himmelstürmender Mut, manchmal Berserkerzorn blitzen durch alle Kämpfe, in denen dies Volk sich bewies; hinterher aber ist plötzlich die Arglosigkeit eines Kindes da, dem man Sieg und Ruhm ablisten kann, ohne daß es die Tücke merkt.

Das deutsche Volk hatte Napoleons Macht, die länger als ein Jahrzehnt die Staaten Europas grausam gedrückt, für immer zerschlagen. Es hatte im Lauf des Kampfs nicht nur das Maß der eigenen Kraft erkannt, sondern auch weithindeutende Ziele gefunden, die zu erringen noch langehin unablässige Mühe nötig war. Der Traum von der Einheit des Reichs lockte in blauen Fernen; die Hoffnung auf ein befreites, tätiges, machtvoll sich regendes Leben im Innern des Staates fuhr wie ein Sturm durch das Blut. Doch als die listige Klugheit des Absolutismus die Ernte des Kampfs in die morschen Scheuern der alten, brüchigen Ordnung fuhr, fand sich der Rausch, in dem das Volk bis hin zum kleinsten Mann durch die Tage gestürmt war, plötzlich ernüchtert: und nichts als Ratlosigkeit war da. Wie sollten die Massen, die nur Vertrauen und Überschwang kannten, dem dreisten Verfahren der alten Machthaber begegnen?

Die Jugend kämpfte, wehrte sich lange gegen den Druck der gefestigten alten Ordnung, die schon vor ihrem Grabe gestanden war und nun sich noch schnell eine Frist zum Weiterleben erschlichen hatte. Doch bald verklingt der edle Schwung dieser kämpfenden Jugend im hohlen Pathos ungefährlicher Reden und endlich gar in den Winkeln lässiger Opposition. Die anderen aber – die Älteren, die Massen, was immer in Rang und Besitz ist und Ordnung liebt – finden sich ab. Der Krieg hat so Vieles, Mühsames aufgewühlt, nun ist die Seele der Ruhe bedürftig . . . Man soll darüber nicht zürnen und schmähen: denn noch ist in jenen Jahrzehnten die deutsche Seele nicht zäh, nicht geübt genug, lange Anspannung zu ertragen. Gewiß, ihr Gang in die Stille ist Flucht. Doch um für unabsehbare Zeiten ringen zu können, muß man sich vorher streng an Seele und Leib gerüstet haben.

Der Gang des deutschen Geistes aus den durchlärmten Feldern des politischen Kampfes ist Flucht – und dennoch kein Gang in die Müdigkeit und in den Schlaf. Wie oft schon hatte die deutsche Seele aus einer Enttäuschung ihrer politischen Hoffnungen sich zurückgezogen! Doch immer hatte sie dann in die anderen Schichten, aus denen die deutschen Schöpfungen wachsen, hinabgebohrt und an der Stelle entschwundener Pläne von Macht und Stärke ihr stilleres Reich der Innerlichkeit erbaut. So war das nach dem Absturz der Staufer, so war das nach der Verheerung des Dreißigjährigen Krieges, so geschieht das auch jetzt, nachdem die rein politische Hoffnung nicht mehr den Willen zu bannen vermag. Was den deutschen Charakter immer als Ur-

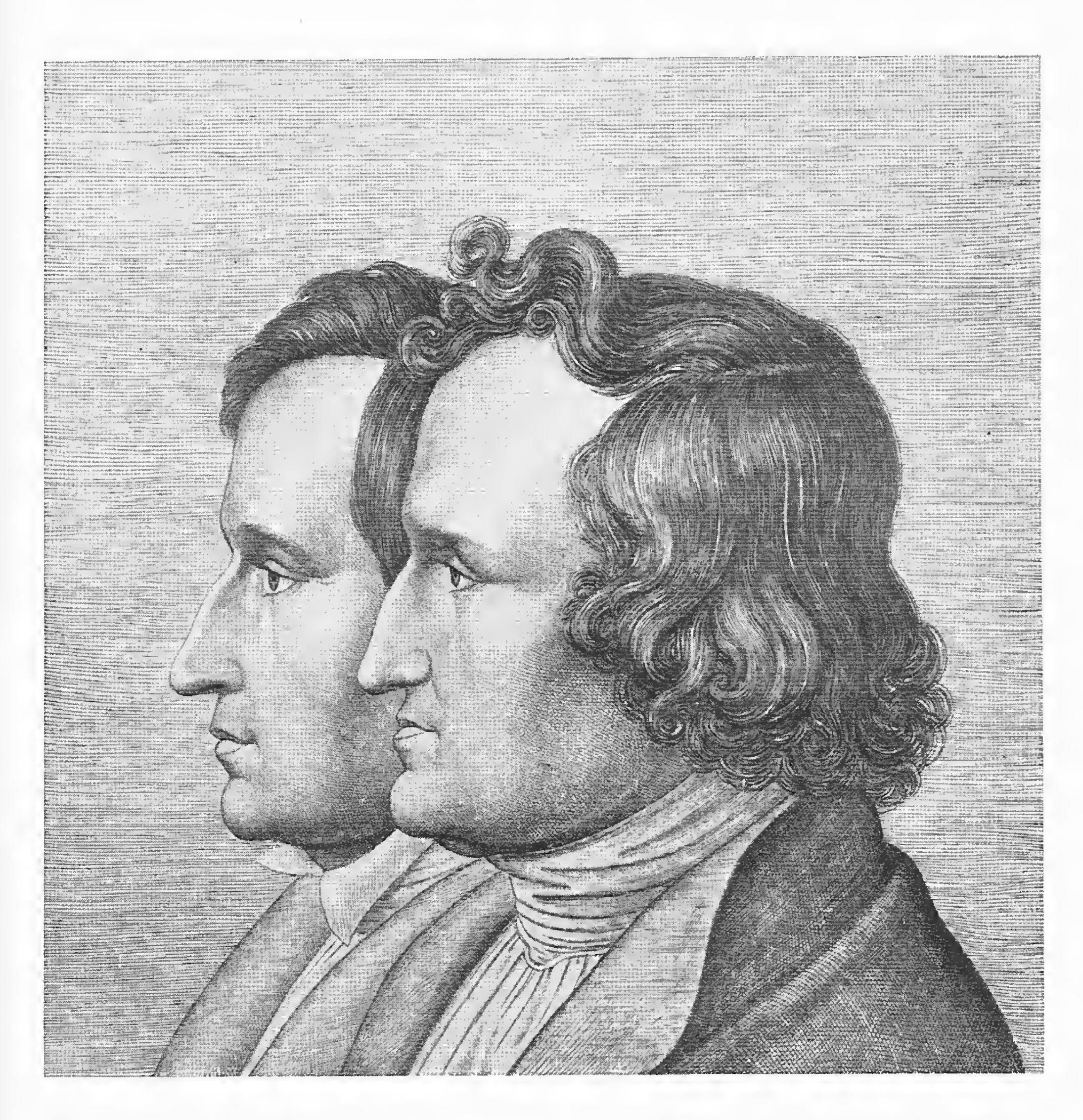
strom durchrauschte, bricht nun wieder hervor. Deutschland öffnet sich stilleren Werten, arbeitet emsig an einem inneren Reich, in dem nur das Gefühl seine Herrschaft übt.

Da treten die harten und strengen Gebote, die den Sinn der Deutschen noch eben allein auf den Staat ausrichten wollten, zurück und räumen anderen Werten das Feld. Unverlierbar bleibt freilich das tiefste Erlebnis erhalten, das neugefundene Wissen um die zwingende Kraft der Gedanken an Volk und Deutschheit und heilige Herkunft. Sie hatten bisher die Jugend zum Tod auf dem Schlachtfeld getrieben. Auch in stillen Gelehrtenstuben waren sie lange die leitenden Sterne, an die sich eine neue Richtung der Wissenschaft hielt, als sie nun nicht mehr Griechen und Römer, sondern die eigene Geschichte durchspürte. Damals schon, mitten im Kriegsgeschrei, angefacht von den Feuern völkischer Leidenschaft, waren plötzlich viele Gelehrte dem reichen Erbgut des deutschen Volks nachgegangen, hatten staunend die leuchtende Größe der nationalen Geschichte erlebt, hatten Sagen und Märchen gesammelt, waren dem Volk auf seinen Wegen durch die Jahrhunderte eifrig gefolgt. Ein Bild der Deutschheit formt sich da, wie man es niemals gesehen, tief in die Herzen greifend, erschütternd in seinem inneren Reichtum, Wunderwelt, die ein Strom von Gefühl nun vollends mit einem goldenen Schimmer verkleidet.

Das Bild der alten Zeit war in Gelehrtenstuben entstanden. Nun aber findet es, nachdem sich über den Staat die große Ruhe breitet, den Eingang auch in die Herzen des Volkes. Heinrich von Kleists strenge und schroffe Gesinnung, die wie Befehl war, ist nie in ihrer letzten Bedeutung dem Volke bekannt geworden: in stilleren Reichen ruht es nun aus, beim biederen Bürger, im Dorf, im Kreis der Familie, in der traulichen Enge warmer Zimmer, dann am Abend der Vater sich mit seinen Kindern abgibt, indes die Hausfrau treu und redlich über der Handarbeit sitzt – und in der Ofenröhre schmoren die Äpfel, und in samtdunkle Winkel rinnt leise das Licht. . . Aber das hohe Gesetz des Staates, für das Prinz Homburg einst sterben wollte, ist fern.

Die neue stille Welt, in der sich Deutschland nun wohlgefällt, ist damals immer wieder geschildert worden, im Bild, im Lied, im Holzschnitt, im großen Gemälde. Mit ihrer Stille hat sie den Dichter so tief ergriffen wie den Musiker. Sie klingt in allen Versen wieder, in denen diese Zeit sich bekannte, nirgendwo läßt sich der traumhafte Unterton und die stille Weise der Sehnsucht verbergen. In jeder Note hat die Musik der Zeit sie eingefangen, jenes träumerisch schöne, romantische Spiel, das sich in die Mondnacht verliert, das über Rebenhänge hinsingt, das voll Erinnerung steckt – und das nach jenem heldenhaften Rausch, der Steins und noch des letzten freiwilligen Soldaten Seele jäh durchflammte, doch nur ein schönes Spiel bleibt.

Sie alle, die in dieser stillen Zeit aus ihrer Seele deutsche Schöpfung schlagen, rühren mit ihren Kräften an höchste Sterne. Doch flammt in ihrem Werke nicht der große Blitz, mit dem das Schicksal einen hohen Kampf verkündet. Nur einer untersteht dem Zwang der letzten und gnadenlosen Schicksalsfragen, nur einer wirft sich ringend aller Weltennot entgegen, die seine Seele namenlos bedrängt, nur einer türmt in seinen Tönen einen Berg, das Schicksal zu berennen: Beethoven ist es, und in seinem Ringen wetterleuchten die Zeichen kommender Wende.



Die Brüder Grimm 1785–1863, 1786–1859

Noch hatten die Freiheitskriege gegen Napoleon nicht richtig begonnen, im Jahre 1812, da gab ein gelehrtes Brüderpaar, Jakob und Wilhelm Grimm, den ersten Teil ihrer „Kinder- und Hausmärchen“ heraus. Nach dem Krieg folgte der zweite, und während sich die Erregung der Kämpfe nunmehr wieder glättet, beginnt auch der große Erfolg dieses Buches. Die beiden Gelehrten hatten mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit die neue Sprachkunde mit begründet und erschlossen so das deutsche und dann das germanische Altertum, die alte Sitte, das alte Recht, die vergessene Mythologie. Die deutsche Geschichte wurde durch diese Arbeit tief in die Vorzeit zurückgeführt und gewann im Germanentum den heroischen Hintergrund. Doch hat diese wissenschaftliche Leistung die Wirkung, die die Kinder- und Hausmärchen übten, niemals erreicht. Hier hatten die Brüder wirklich aus dem lebendigen Brunnen des Volkes geschöpft. Sie waren in ihrer hessischen Heimat von einer Spinnstube zur nächsten, von einer Greisin zur anderen gewandert und hatten die alten Geschichten, die sich das Volk seit langen Geschlechtern erzählte, treu aufgeschrieben. So retteten sie einen kostbaren Schatz, der strahlen wird, solange die deutsche Sprache dauert.

Kupferstich 1843



Johann Peter Hebel 1760–1826

Johann Peter Hebel war ein badischer Bauernbub und ist später Schuldirektor geworden. Aber mit dem einfachen Volk seiner oberrheinischen Heimat blieb er zeitlebens so innig verbunden, als hätte er den Zusammenhang mit Dorf und Schenke, mit Acker und Pfarrhaus niemals gelöst. Die starke Sehnsucht zu bescheidenen Dingen lebte in ihm, und so kommt er als einer der ersten deutschen Erzähler dazu, Dorfgeschichten zu schreiben. All die bunten Gestalten, die jedes kleine Gewese, Bauernstädtchen und Dorf, bevölkern und ihrer Schläue, Tölpischkeit, Rechtschaffenheit, Redlichkeit folgen, gehen durch Hebels Erzählungen hin, unvergeßlich für jeden, der ihnen einmal begegnete, echtestem Leben abgelauscht und selber in saftiger Fülle geformt. Eine stille und heitere Welt hat Hebel beschworen, Käuze und Sonderlinge, menschlichen Durchschnitt, Gescheiterte, Kluge in wirrem Gemisch: auf kleinstem Felde ein Bild von der farbigen Menschenwelt. Seine Geschichten sind in einem Kalender, dem „Rheinischen Hausfreund", weit im Volke herumgekommen. Er hat sie schon vor den Befreiungskriegen geschrieben; doch erst nach dem Kampfe setzt dieses bescheidene, still zurückgezogene Wirken sich überall durch.

Gezeichnet und gestochen von F. Müller



Jean Paul 1763–1825

Jean Paul Friedrich Richter hat seine Jugend in Frankens dunklem Winkel, im Fichtelgebirge, verbracht. Schwarze Wälder, die voller Geheimnis stecken und ins Dickicht verlocken, dahinter vielleicht eine seltsame Wunderlichkeit sich findet, Nebel und Sonne im Durcheinander, massiges Felsgebrock, um das nächtlicherweile die Geister ihr Wesen treiben mögen: so war die Welt Jean Pauls, von der er mit goldenem, tiefem Herzen erzählt. In seinen Romanen steckt viel Humor, anderer als bei Hebel, weniger hell, noch mehr zum Bedachtsamen hingewendet, schrullig zuweilen, aber von jener versöhnlichen Güte leis übergoldet, die den Dichter so deutsch macht. Jean Paul hat während des Krieges seine Landsleute redlich zur tapferen Tat aufgerufen. Doch im Grund seines Wesens war er ein Mensch, der die Tiefen des Seins in abseitigen Gestalten eher gespiegelt fand als in den Trägern großer Geschichte. Auch ihm bietet die Welt des Idylls die tiefsten Erlebnisse, in den Stuben der wohlbehüteten Bürgerlichkeit sind seine Käuze zu Haus.

Zeichnung von Vogel von Vogelstein 1822



Josef von Eichendorff 1788–1857

Als Offizier und Beamter tat der schlesische Freiherr Josef von Eichendorff im preußischen Staat bis nah an sein Ende rechtschaffenen Dienst. Aber sein inneres Leben, die Worte der Seele, gehörten allein seiner Dichtung, der süßesten, schmerzvollsten Lyrik, die neben Goethes vollendeten Versen in Deutschland erklang. Der Dichter verbrachte sein Leben zwischen Pulten und Akten in irgendeinem Amte Berlins. Und doch ist in seine Lieder das stille Geheimnis unberührter Natur eingegangen. Zartes Heimweh nach den schlesischen Wäldern, in denen weiße Schlösser die Jahre verträumen und reglos dem Gang der Ströme im nächtlichen Lande lauschen, macht seine Gedichte zu feiner, stiller Musik. Eichendorff ist 1813 und 1815 gegen Napoleon mitgeritten, klar und hart und zum letzten bereit. Doch in die Ewigkeit ging nur das Werk seiner Seele ein. Als einen der köstlichsten Schätze ließ sie neben den Liedern die schalkische, märchenbunte Sehnsuchtsgeschichte vom „Leben eines Taugenichts" uns zurück.

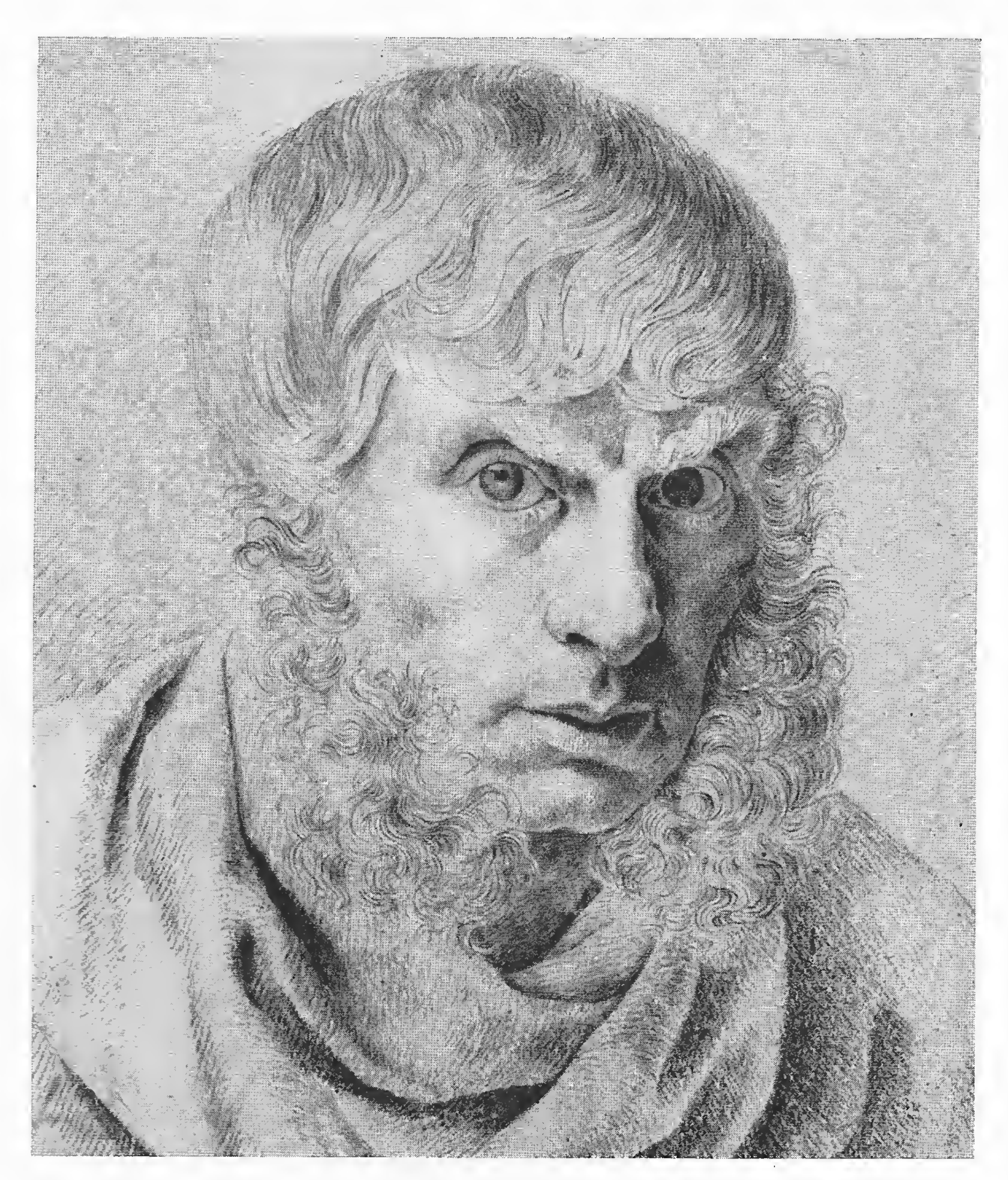
Zeichnung von Franz Kugler 1832



Eduard Mörike 1804–1875

Immer hat das protestantische Pfarrhaus der deutschen Kultur wertvollste Träger geschenkt. Auch Eduard Mörike webte um sich gleich einem Schutzmantel die Stille, die aus ländlichen Pfarrgärten atmet. Aus Frommheit und kindlicher Andacht am kleinsten Ding, aus weltfroher Offenheit schuf der schwäbische Pfarrer sein Werk. Sein Leben ist nicht immer glücklich gewesen; Krankheit, landläufige Menschenmühsal haben es überreich heimgesucht. Aber der dichtende Pfarrer ging ungetrübt wie ein Kind seinen Weg, still und beständig in seiner Treue zum Kleinsten, dabei ein unbestechlicher Wächter über den Adel der Form. In seinen Gedichten wie seinen Erzählungen, etwa der zarten Novelle von Mozarts Reise nach Prag, ist ihm Höchstes gelungen. Mit dem schlichtesten Wort hat er reine Schönheit enthüllt und ehrfürchtig an die Tiefen der Seele gerührt.

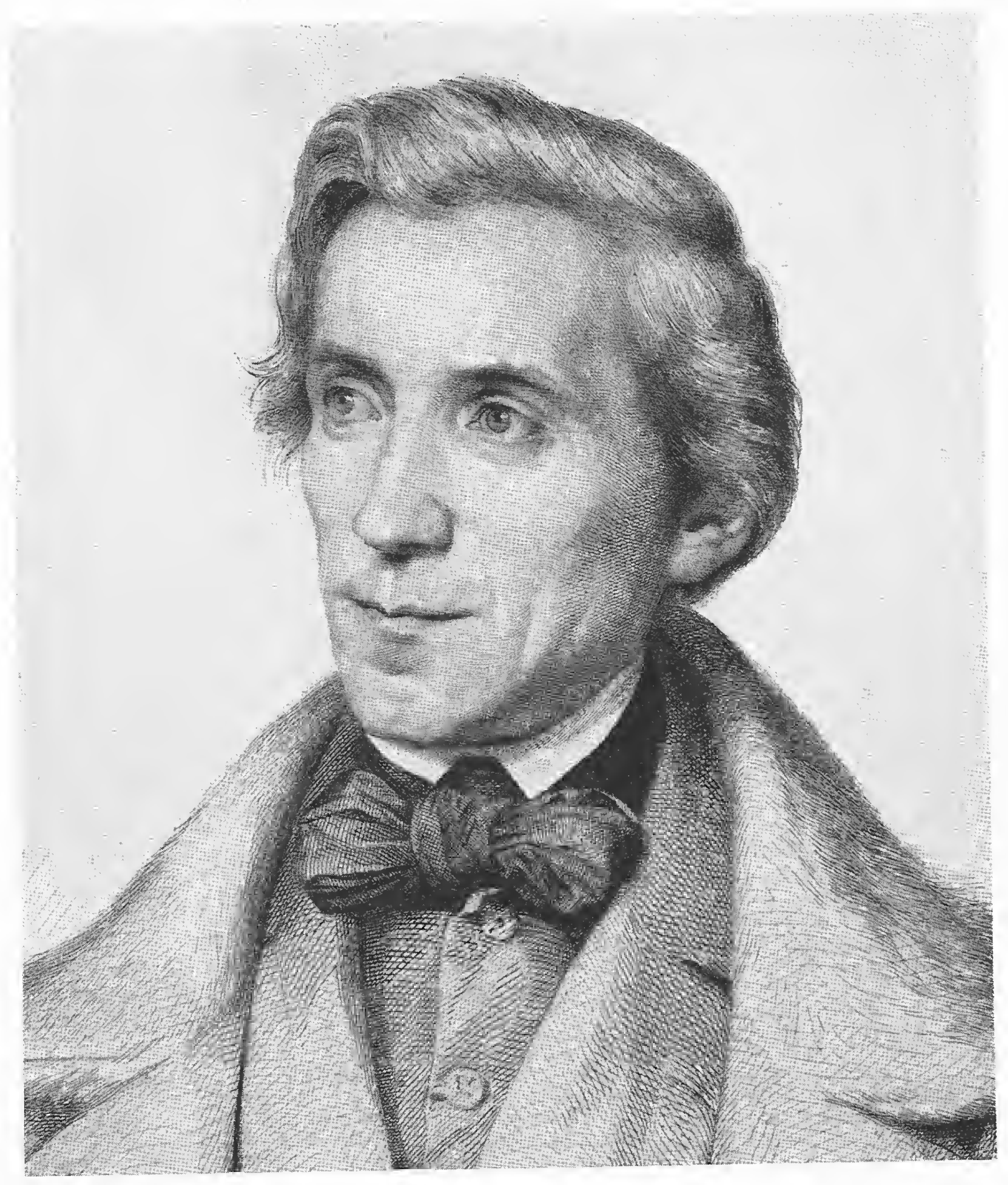
Lithographie von B. Weiß 1851



Kaspar David Friedrich **1774–1840**

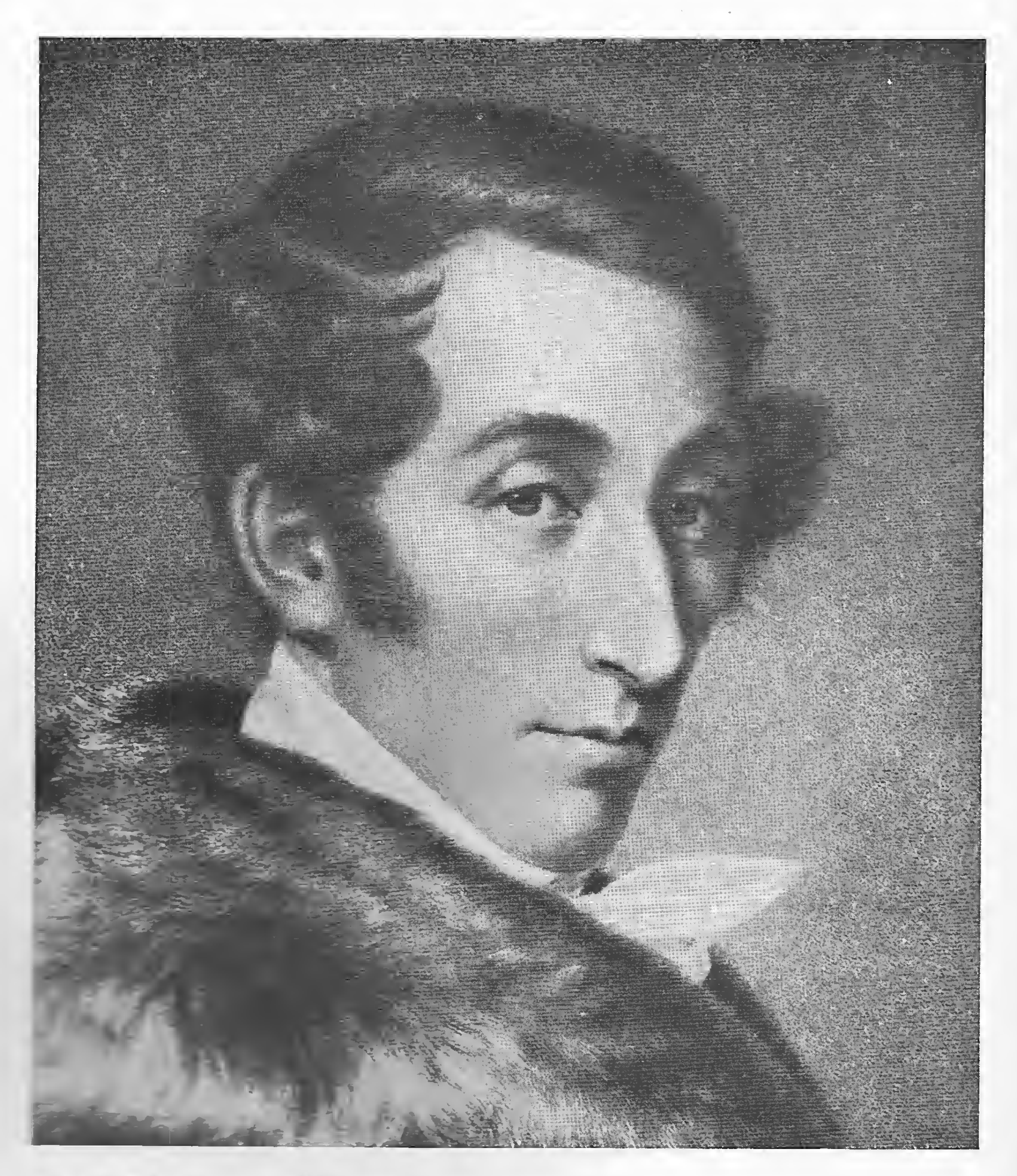
Kaspar David Friedrich ging einen Weg der Entrückung. Er war der Sohn eines Greifswalder Seifensieders, aber als reifer, schaffender Mann stand er ganz einsam in dünner Luft, die keine irdische Dumpfheit und Enge trübt. Er hat die Landschaft gemalt; und wie er sie malte, ist unvergleichlich. Nicht Einzeldinge, Nachahmung, Abklatsch hat er gesucht; er hat es unbegreiflich verstanden, das innerste Wesen der Landschaft jenseits der Einzelformen zu treffen, das Gefühl der Ferne zu malen, die Weite spürbar zu machen, Schimmer unendlicher Räume ins Bild zu bannen, ungeheure Stille einsamsten Mittags auf Bergeshöhen schweigen zu lassen. Herbe, verhaltene Farben, stillste Linien, in denen eine Erregung nun auszuschwingen scheint, geben seinen Gemälden das äußere Gesicht. Der seelische Antrieb ist überklarer, hellsichtiger, einsamer Glaube, ein Du und Du mit den schweigenden göttlichen Mächten, die unergreifbar in Fernen ruhen, zu denen nur Zutritt findet, wer nicht mehr in irdische Nöte verstrickt ist.

Selbstbildnis. Berlin, Nationalgalerie



Ludwig Richter 1803–1884

Innig dem täglichen Leben verschrieben ist die Kunst Ludwig Richters. Liebenswürdig, voll herzlicher Güte schildert der Obersachse vor allem in seinem Holzschnittwerk die deutsche Häuslichkeit, das ruhegesättigte Leben der kleinen Bürger in kleinen Städten, der harmlosen Jugend unter der Linde im Dorf, der spielenden Kinder, die allerwärts ihr unschuldig schelmisches Wesen treiben. In seinen Holzschnitten, die dem gesunden Volke gemäß sind wie eine frische, einfache Speise, ist wenig von weltbewegenden Dingen die Rede. Sie spiegeln Behaglichkeit, warme Nähe, biedere Enge, Abendfrieden. So sind sie der ehrliche Spiegel der Zeit, die in Enge und Frieden ihre Herzenswünsche erfüllt sieht. Keiner der zeitgenössischen Künstler hat Richters Volkstümlichkeit erreicht. Zahllos sind seine fleißigen Zeichnungen; die Bilder, mit denen er Märchen und Sagen schmückte, fanden Eingang in jedes lesefreudige Haus. Aus einem anderen Grunde als der einsame Kaspar David Friedrich gehört auch Richter den ewigen deutschen Schöpfern zu; Friedrich hatte in seinem Werk die ferne Verlorenheit unserer Seele gezeigt; Richter erzählt von behaglichem Erdenglück, das an Ruhe und Frieden genug hat.



Karl Maria von Weber 1786–1826

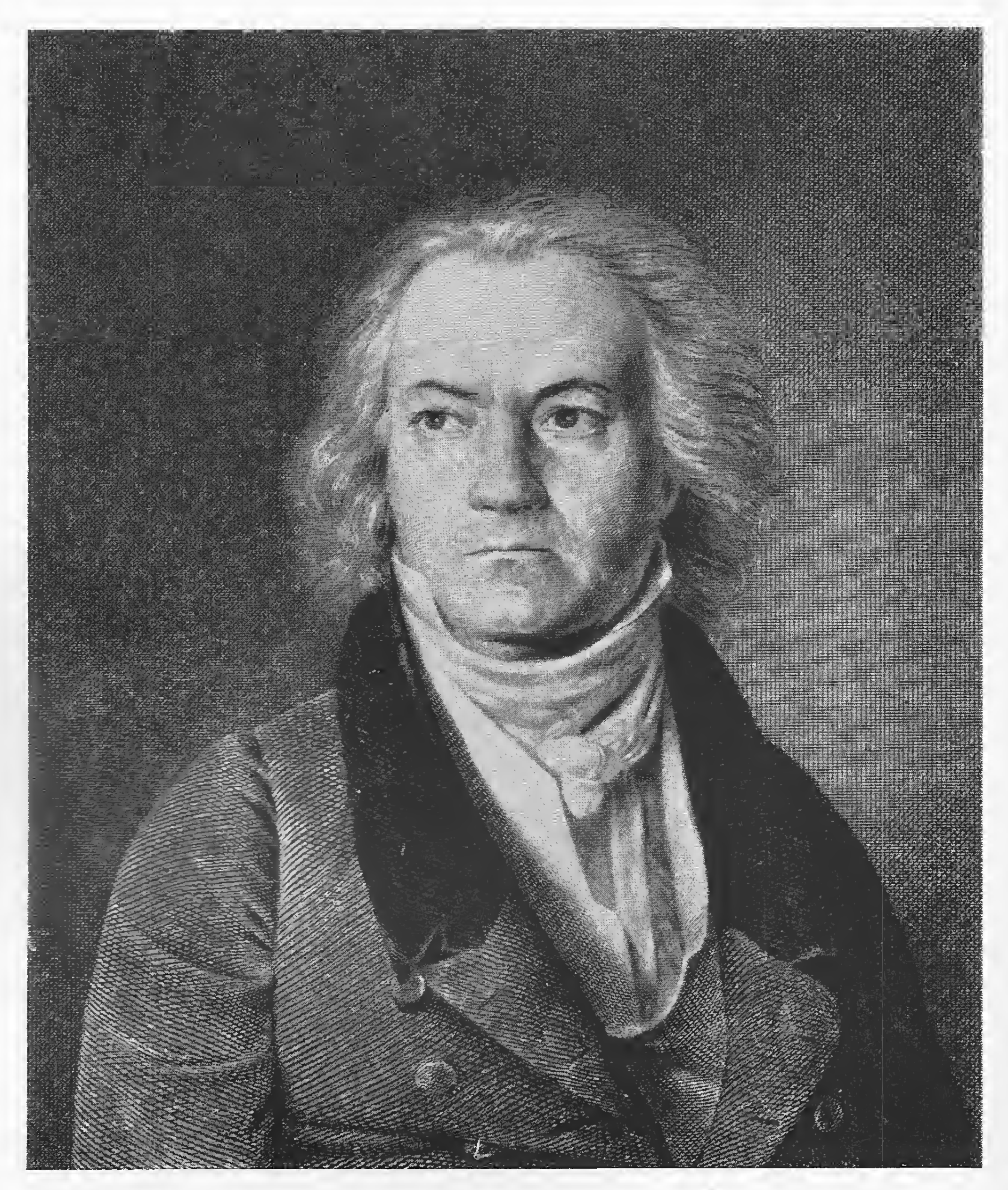
Kein Geringerer als Richard Wagner hat Karl Maria von Webers Rang in der deutschen Musik so hoch gerühmt wie in diesen Worten: „Wohin dich auch dein Genius trug, immer doch blieb er mit tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht." Karl Maria von Weber steht am Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte der Oper. Gluck hatte dereinst die italienische Oper zu reformieren versucht und seine eigenen Werke zwar im Gewand seiner Zeit, doch mit tieferem Inhalt geschaffen. Weber nun überwindet auch das überkommene Äußere und führt mit der „romantischen" Oper neue Form und neue Tiefe zugleich in die Musik ein. Er holt die Werte des Volkstums für seine Arbeit herbei und zeigt seinen Hörern Sagen- und Märchenstoffe, die ihn seine romantische Liebe hat finden lassen. Volkstümlich einfach sind auch seine Weisen, die nicht nur die Massen entzücken, sondern zu Anfangsstufen eines neuen Kunstschaffens werden.



Franz Schubert 1797–1828

Als Franz Schubert seine Symphonien und Lieder schuf, klangen der deutschen Musik wieder Töne entgegen, in denen ein österreichisches Herz Wärme und Tiefe, Wehmut und singende Freude, Träume und schwellende Sehnsucht aussprach. In Wien führte Schubert ein recht dürftiges Leben; doch ließ er durch das tägliche Grau sich seine Kunst nicht verdüstern. Volkston brachte sein Lied, von jedem erfühlbar, jeden in seine Schmeichelgewalt verstrickend. Man sang seine Weisen vor dem Tore am plätschernden Brunnen, man sang sie in den Sälen des hohen Adels, der Wanderbursch sang sie, wenn er am Straßenrand das Heidenröslein grüßte. In alle Herzen sang sich der Musikant hinein, der in der Seele die schwere, mitunter schmerzliche Süßigkeit aller Schöpfung erfahren hatte. Er hat sich kindlich der Welt geöffnet und wie ein Kind hat er dann auch sein Werk hingeschenkt. Sein Leben war nicht von himmelstürmendem Aufbegehren beherrscht. Auch sein erfülltestes Werk hat er dem Schicksal nicht abgetrotzt, daß er es zur Vollendung hinführen könne: die Siebente Symphonie, in der er die schmerzlich selige Lauterkeit seines Herzens tief und keusch enthüllte, ist unvollendet geblieben.

Zeichnung von Kriehuber



Ludwig van Beethoven 1770–1827

Vom Niederrhein aus war der junge Beethoven nach Wien gekommen, um Mozarts und Haydns Schüler zu werden. Bald aber fand die Seele des Schülers die eigene Sprache, und so ging schnell in Beethovens Töne die Stimme des Abgrunds an Dunkel und Schwere ein, der den Meister erfüllte. Denn enger als er war keiner den Elementen verschwistert. Als höbe ein Riese der Urwelt sich aus den dunkelsten Gründen, schmerzlich sich allem Lichten entgegensehnend, trotzig sein Wollen den Göttern entgegenwuchtend, ohne Erbarmen sich dem Höchsten entgegenpeitschend, um es in seine Fäuste zu zwingen: so stritt er in seiner Musik den uralten Kampf mit dem Schicksal. Das Schicksal schlug ihn in diesem Streit mit der schlimmsten der Qualen: er, dem sich der Sinn der Schöpfung nur in Tönen erschloß, wurde taub. Und dennoch mehrte das nur seinen Trotz. Immer einsamer, scheuer ist er geworden, je mehr seinem Ohre die Welt verstummte. Doch immer wilder, herrischer, siegreicher endlich stürmte er gegen das Schicksal an. Sein Ende erstrahlte im letzten Triumph: er holt sich die Krone, als er, königlich hoch, erhabener Überwinder, dem Verhängnis sein Siegerlied an die Freude entgegenjubelt.

Gemälde von Waldmüller

Das Jahrhundert der Unrast

Als unser Volk in den Träumen seiner romantischen Jahre und in der liebenswürdigen Ruhe des Biedermeiers Zufriedenheit fand, verbarg sich in der stillen, aus Wehmut und innerer Sonnigkeit seltsam gemischten Stimmung der Zeit ein Abschiednehmen. Denn hatte bisher die deutsche Seele sich von den feinen und leisen Schwingungen des Gemüts tragen lassen, war sie seit langem in ihrem Wollen zuerst den innerlichen, von Geist und Schönheit beherrschten Dingen geöffnet, so wird sie sich fortan mit einer Welt auseinandersetzen müssen, in der die gesicherten alten Ordnungen innerlich fragwürdig werden: das 19. Jahrhundert tritt seine Herrschaft an.

Man kann dieses Jahrhundert nicht in einzelne Zeitabschnitte zerteilen, die in ihrem tiefsten Wesen voneinander geschieden wären, weil jeder von ihnen seine besonderen Züge trüge. Denn wenn auch eine Überfülle seltsamster, eigenwilligster Kräfte in diesem Jahrhundert nebeneinander stehen, die auf den verschiedensten Straßen den verschiedensten Zielen zustreben, so sind doch alle in ihrem Wesen von dem gleichen Gesetze beherrscht, das das Gesicht der Zeit bis in die letzte Falte durchprägt: bis in die letzte Lebensregung hinein ist dieses Jahrhundert von einer seltsamen Rastlosigkeit heimgesucht, von einem ruhlosen Tasten nach neuen Zielen, von einer gierigen Hast, die sich auf alle Werte des Daseins stürzt, auf gesunde und schlimme, auf verderbende und auf die Kräfte des Aufbaus. Nach allen Seiten stoßen unersättliche Fragen vor; in jeden Winkel des Daseins spürt die Neugier hinein; ein ruhloser Wille zum Wissen sammelt fiebrig jede geringste Erfahrung; ein Schwall von Redseligkeit spritzt durch die Welt, verkündet lauthals die kleinen und großen Triumphe der angetriebenen Geschäftigkeit, schwätzt in Zeitung und Parlament, am Stammtisch und in den Reden auf hohlen Festen die innerste Leere dieser Epoche bloß. Zwiespältig bis in den Grund seines Wesens hinein ist dieses Zeitalter, wißbegierig und unternehmend, stets auf der Suche nach fremden Geheimnissen, immerzu aufgepeitscht von dem Trieb, so schnell wie möglich neue, verhüllende Vorhänge vor dem Ungekannten zu lüften.

All diese Unrast hat zu erstaunlichen Leistungen hingeführt. Was dem Jahrhundert das äußere Gesicht gibt – der Aufschwung der Wissenschaften und danach der Technik zu nie für möglich gehaltenen Höhen –, hat seinen Ursprung in jener eifernden Rastlosigkeit, mit der das Jahrhundert von einer Anstrengung zur andern jagt. Der germanische Suchergeist hatte sich da mit einem Male auf die irdischen Dinge geworfen, wühlte sie um bis zum Grund, untersuchte sie noch in ihrem letzten Atom, gab keine Ruhe, ehe er nicht die verschwiegensten aller Gesetze entdeckt und seiner Erkenntnis zu eigen gemacht. Die Erde wird in ihren dunkelsten Winkeln nunmehr erschlossen; Naturkräfte wie Dampf und Elektrizität, bisher nur Spielzeug für müßige Geister, werden ins Übergewaltige hochgetrieben und zur Hergabe ihrer letzten Energien gezwungen; die Chemie erobert sich eine Welt, die noch niemand kannte; die Medizin kämpft gegen verborgene Feinde, die bisher noch niemand sah, so verheerend sie seit undenklichen Spannen die Menschheit entvölkert hatten; die Wirtschaft rast in einen wahnsinnigen Taumel hinein, den sie Blüte nennt; unermüdlich durchfurchen die Schiffe die silbernen Meere;

unaufhörlich schwingen die drahtlosen Wellen über die Kontinente; schon werden die ersten Eroberer der Luft jubelnd gefeiert . . .

Und so wird die Erde in ihrem äußeren Bild wie in den verborgenen Tiefen ihrer Gesinnung verwandelt. Erst jetzt ist der Mensch, wie es scheinen möchte, ihr wahrhafter Herr geworden; erst jetzt sind die Fesseln gefallen, die an die alten, ewigen Ordnungen banden. Der Deutsche aber hat diesen gewaltigen Wikingerzug, der die Welt erst modern gemacht hat, geführt.

Zu hohen Dingen rast dieses Jahrhundert hin – und doch auch in tiefe Verderbnis hinein. Wohl sind die Fesseln, die an die alten, engen Ordnungen banden, gefallen. Doch mit dieser Lösung sind auch die Dämonen frei geworden: zügellos jagen sie hinter dem Taumel einher. Die Technik erringt sich Zone um Zone, aber zugleich entseelt sie die Erde, der sie das alte Gesetz des Wachstums raubt, um sie mit der neuen Gewalt der Maschine zu unterjochen. Die Wissenschaft will keine Grenzen mehr dulden, die der erkennende Geist ehrfürchtig achten müßte: da irrt sie sich in den lästernden Höllen der Überheblichkeit langsam und sicher zu Tode. Die Wirtschaft erschließt sich die Kontinente und sammelt Schätze und wuchert mit ihrem Gold: doch sie verdirbt die menschliche Seele, spaltet die alten, gesunden Gefüge, hetzt die Menschen aus gleichem Blut in den Irrsinn des Bruderhasses hinein, weil der Dämon der Gier alle gesunden Gefühle zerfressen hat. Einst war die Seele des Volkes den hohen, inneren, göttlichen Dingen weit aufgetan. Nun ist diese heimliche Welt verhängt und verpanzert, und wenn wirklich einmal ein Wort an sie rührt, dann sind es Zweifel, wüstes Gespött, anmaßender Dünkel. Großes hat diese neue Gesinnung gebracht, doch den entscheidenden Auftrag des Schicksals begriff sie nicht: sie hat nicht verstanden, die Dämonen zu bändigen, die die Gunst ihrer Stunde nützten und nunmehr verderblich in allen Falten der Seele hocken.

Das Jahrhundert der Unrast sieht zu jeder Stunde den geschichtlichen Kampf beider Welten. Die deutschen Schöpfermenschen schlagen der neuen Zeit in vorderster Reihe die breite Bahn, stoßen die Fackel des neuen Wollens ins Dunkel vor, sind Kämpfer voll Hingabe, Hoffnung und Mut. Und dennoch regt sich im tiefsten Gewissen der Zeit die Ahnung von dem Verhängnis, das aus den Fernen herannaht. Nicht jeder, der forschend und tätig sich in die Zukunft hineinkämpft, spürt die kommende Not im hellen Bewußtsein. Aber mitunter stehen die Zweifel auf und zuweilen kündet in ersten kleinen Gefechten sich schon der Kampf gegen das drohende Unheil an, das im Gefolge der Technisierung heraufzieht. Die Zeit ringt um ihren Sinn, aber sie weiß noch nicht in voller Klarheit um das höchste Gesetz, das Ehrfurcht vor jeder gesunden Bindung und sorgsame Bändigung jeder neuen Errungenschaft heißt. Das Jahrhundert ist ratlos in tiefster Seele, es kennt keinen Halt.

Zeitfremde Kunst

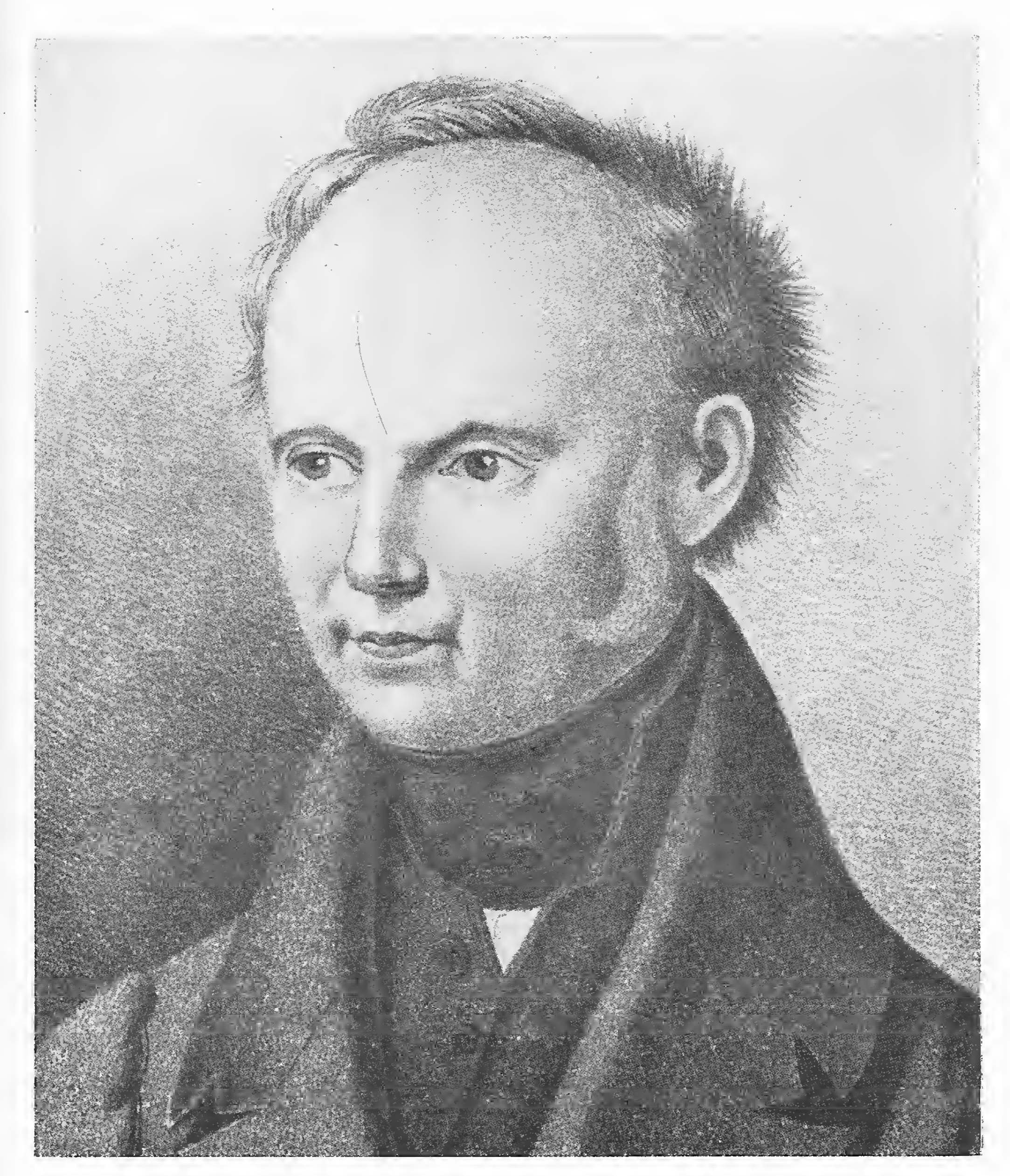
Als über das 19. Jahrhundert die große Ratlosigkeit stürzte, die mitten im sprühenden Leben des neuen wirtschaftlichen Aufschwungs doch keinen bleibenden Sinn fand, entging kein denkender Geist der Versuchung durch Zweifel und bohrende Fragen. Schmerzlicher aber als alle andern mußten die Künstler den Zwiespalt der Zeit empfinden. Noch hing die Kunst in allen Fasern mit dem großen Erbe der letzten Jahrzehnte zusammen, die nur von Geist und Seele beherrscht worden waren und darin die große Sicherheit ihrer Gesinnungen fanden. Noch strahlte Goethes Sonne durch die verdämmernde Zeit, die sich zu neuen Wertungen kehren wollte und doch für ihr Wollen noch keinerlei Formen gefunden hatte. Mahnend und unantastbar ragte das alte, kulturstarke Erbe hinein in den Tag, gehörte ihm schier noch an, zwang noch jedem Bewunderung ab. Und dennoch spürt es erschauernd den Wandel, der seine ersten grollenden Donner durch die Zeit rollen läßt.

Es bleibt entscheidend, daß höchste Kunst beinahe nur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entstand; beinahe schrankenlos hatte die zweite sich der Technik, der Sache, dem Stoff ergeben. Wenn aber wirklich aus dem mechanischen Taumel sich ein bleibendes Kunstwerk erhob, dann zürnte es auf in den Blitzen der Klage und des Protestes. Die gemäße Luft fand seelisches Schaffen nur damals, als die Dämonen der neuen, modernen Welt noch nicht in voller Entfesselung tobten.

Und dennoch ist die schweifende Unrast der Zeit auch in den Kunstwerken spürbar, die von dem materialistischen Treiben durch Klüfte getrennt sind. Alle wahrhafte Kunst holte die Kraft aus anderen Quellen als der Taumel, in dem sich der äußere Aufschwung der Zeit vollzog. Unverstanden und fremd schaffen die Künstler in einem einsamen geistigen Raum, indes draußen der Lärm anderer Interessen dröhnt. Doch alle suchen sie in ein Verhältnis zu dieser unverständlichen, undurchsichtigen Zeit zu kommen, das das Wesen der Zeit zu deuten erlaube. Sie alle wollen die neuen Aufgaben meistern, fühlen sich nicht als flüchtende Epigonen, sind voll Glauben und kühner Gewißheit, daß sie in dieser seltsam verschlossenen Welt, zu deren Herzen man keinen Zugang findet, eine geschichtliche Sendung trügen. Sie suchen, von leidenschaftlicher Sorge verzehrt, den Schlüssel zu diesem Herzen, sie suchen den Sinn und die Deutung der Fragen, wie jeder Tag sie stellt. Doch immer ist die Antwort gleich grau und verwirrend: immer entzieht sich die Zeit einer bejahenden Deutung, immer spricht sie mit Worten und Formeln, die der Künder der Seele nicht versteht. Neue, gewaltige Aufgaben stellt diese Zeit, denn sie selber ist groß und voll Zukunft. Aber sie weckt keine jasagende Freude im Dichter, denn keine Deutung sieht ihr auf die vernebelten Gründe. Die Frage bleibt ungelöst, wo denn das große Geheimnis sich berge, das den innersten Sinn dieser Zeit erschließen kann. Zwei Welten stehen fremd voreinander, die werdende technische und kapitalistische Macht und das Erbe der

alten Kulturepochen: sie reden in verschiedenen Zungen; sie beten zu Göttern, deren keiner den andern kennt.

Eine reiche Reihe von Trägern der höchsten Werte geht durch das Jahrhundert hin. Aber fraglos in sich gefestigt, in einer von keinem Zweifel getrübten Ordnung gebunden, ist beinahe keiner. Selbst Stifter und Annette von Droste-Hülshoff, diese in den gesicherten Formen des alten Geschlechtes, jener in der Natur tief verwurzelt, sind von Zweifeln und Unzufriedenheiten durchjagt, die frühere Geschlechter nicht kannten. Gar erst die anderen, kritischen, weniger vom Gemüte beherrschten geistigen Führer der Zeit! Hebbel zergrübelt die Welt, weil er erkennt, wie sie in Formlosigkeit auseinanderfällt, und weil er weiß, daß sie haltende, wahrende Ordnungen braucht, an deren Grenzen die auseinanderfahrenden Triebe der Willkür sich brechen. Raabe, der um den großen Zweifel im Menschenherzen grausamer als ein anderer weiß, sucht sich lange vor der krassesten Wahrheit durch die Flucht in die stille Betrachtung und durch den Trost seiner lächelnden feinen Seele zu retten und wird doch immer wieder in den Verzicht und in Klage hineingerissen. Ludwig I., der Künstlerkönig, flieht in antike Welten zurück, weil er in seiner eigenen, modernen kein Maß mehr findet, das die schwankenden Ordnungen wieder ins Lot zu fügen vermag. Wagner steht Zeit seines Lebens im Kampf gegen die seichte Welt, die er in ihrer tiefen Fragwürdigkeit und ihrer Untergangsreife schonungslos brandmarkt. Mächtigste Schöpfungen bringt dies Jahrhundert in seiner Kunst hervor, anspruchsvoll, höchsten Erfüllungen zugewandt, von brennendem Ehrgeiz geschaffen, groß und gewaltig und oft bis zum letzten vollendet – doch all diese Menschen des Geistes stehen einsam und fremd in einer Zeit, die ihre Leidenschaft nach ganz anderen Dingen ausgesandt hat. Klage, Verzicht, Grübelei, all die düsteren Tätigkeiten, mit denen eine in jeder Bindung gelockerte Welt sich wieder zur Haltung zurückfinden will, begleiten die Zeit, die überaus groß und zugleich überaus stark gefährdet ist.



Christian Dietrich Grabbe 1801–1836

Am Anfang des Jahrhunderts der Unrast steht ein Mensch, der mit 35 Jahren schon stirbt, der keiner unserer Größten war, der keines seiner Werke zu hoher Reife gebracht hat – und der dennoch wie ein Sinnbild der ganzen Epoche anmutet, die er mit seinem kurzen Leben eröffnet. In Christian Dietrich Grabbes Dramen verrät sich auffahrend zuweilen eine Gestalterkraft, die so ursprünglich und stark ist, daß sie gewohnte Maße zu sprengen scheint: genialisch, aufzuckend gleich einem jähen Blitz. Aber dann geht der seltene göttliche Funke wieder in einem brodelnden, braunen, wüsten, lärmenden Chaos unter. Es ist, als hätte der junge Dichter in seinem kurz gemessenen Leben und seiner Kunst ferne Jahrzehnte vorausgelebt, als hätte der wirre, chaotische Taumel, der nun beginnen wird, sich in Grabbes vergänglichem Körper zusammengedrängt. Schöpferisch bis zur Genialität, doch ohne Haltung und Kraft verschleudert er sich in chaotischen Bränden: er trinkt sich zu Tod, er verlottert, er kommt in Wirrnis und Wüstheit um – aber zuweilen greift er in Firmamente hinauf: genau so hat das Jahrhundert der Unrast gelebt.

Lithographie von Weibezahl



Hoffmann von Fallersleben 1798–1874

In anderer Weise als Grabbe ist auch Heinrich Hoffmann aus dem lüneburgischen Dorfe Fallersleben von seiner Zeit gestempelt: nur ist er nie den strudelnden Strömen verfallen wie der trunkene Poet aus Detmold. Hoffmann senkt tiefe Wurzeln in die Romantik zurück, die ihm die große deutsche Vergangenheit, die alte Dichtung, die alte Sage erschloß. Diesen Stoffen hat er seine Kraft als Gelehrter gewidmet. Daneben jedoch ist er Dichter gewesen: und hier faßt ihn streng die Hand des neuen Jahrhunderts mit seinen neuen Wertungen an. Es hat sich von allen idyllischen Träumen abgewendet und weist die Dichtung nun auf die Stoffe des Tages hin. Hoffmann spürt diesen Zwang, sich den Zeitgedanken zu nähern, und so wird er einer der politischen Dichter, die mit ihren Liedern die nationalen Ideen der Zeit besingen. Wie immer bei tagespolitischer Dichtung ist von seiner Lyrik wenig lebendig geblieben. Nur ein Lied rauscht mächtig auf, innerste Stimme des deutschen Volkes, reinstes Gelöbnis, Sang, in dem sich der Wille des Volkes hymnisch bekennt: Hoffmann von Fallersleben ist der unsterbliche Dichter des Deutschlandliedes gewesen.

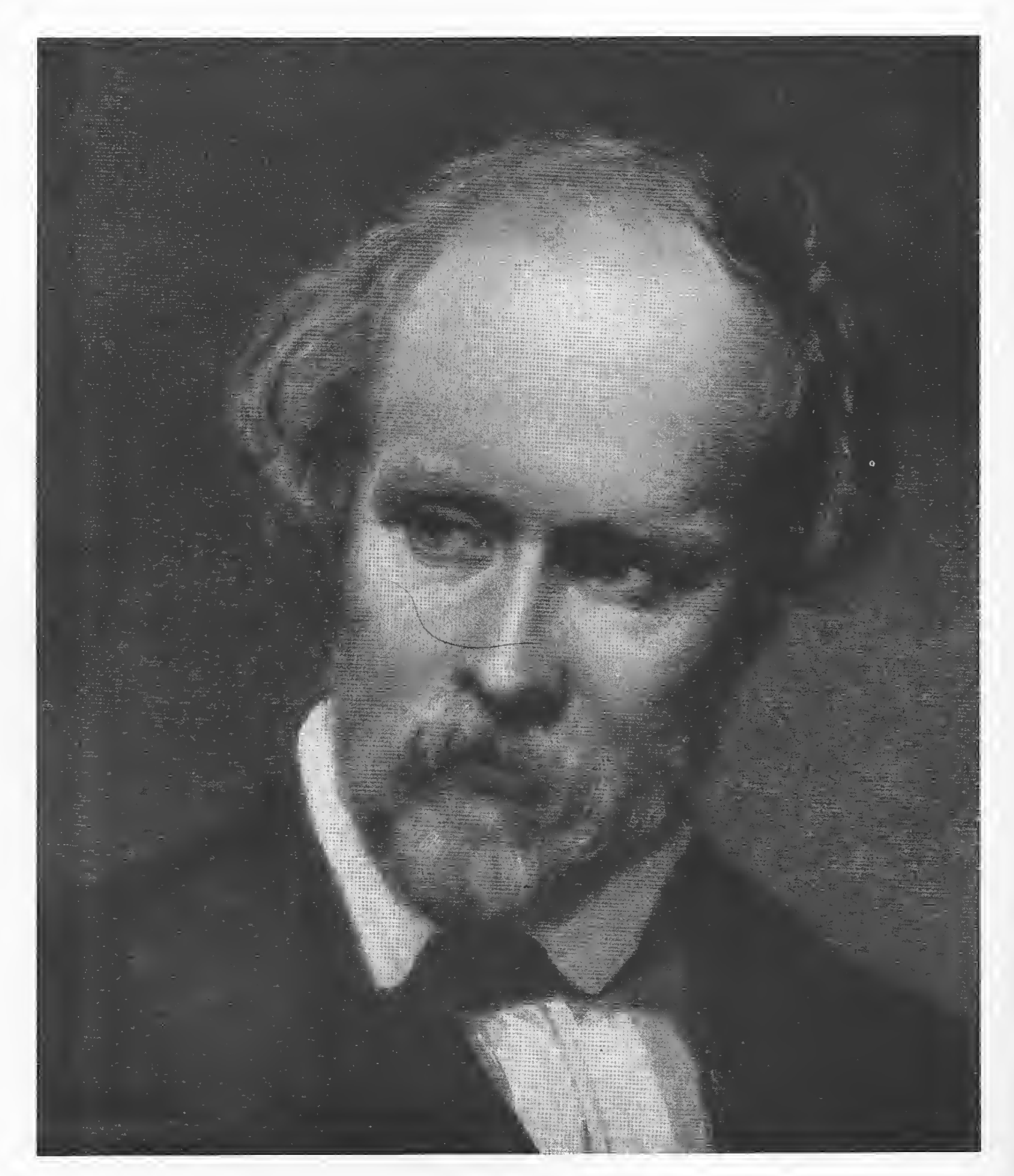
Holzschnitt von E. Fröhlich



Ludwig Uhland 1787–1862

Ludwig Uhland, als Schwabe Grübler und Kämpfer zugleich, steht mitteninne in den lautesten Händeln der Politik. Auch er ist aus der Gelehrtenstube des germanistischen Forschers gekommen. Aber als man in Deutschland für ein einiges Reich, ein freies Volk und den Sturz der absolutistischen Reaktion unter Metternich kämpft, hält es den Schwaben nicht mehr in seiner Klause. Er tritt als Redner, Prediger, Verkünder hinein in das Volk und zeigt den Massen als seine hohe politische Idee das romantische Bild vom mittelalterlichen Reich mit seiner alten Verfassung. Da leuchtet in den trüben Kämpfen der liberalen Bewegung mit einem Male der Traum von der alten Kaiserherrlichkeit auf, als deren gläubiger Herold Ludwig Uhland durchs Volk zieht. Er hat als Politiker eigenwillige Gedanken entwickelt, doch höheren Ruhm verlangt trotz allem sein Dichterwerk. In seinen Balladen, bleibenden Meisterwerken der deutschen Sprache, hat er stark und bunt und in bannender Kraft die großen Heldenzeiten beschworen, damit ihre Treue, ihr Mut, ihre Tapferkeit, all die männlichen Tugenden untergegangener Geschlechter, den Lebenden zum Vorbild und Mahnmal würden.

Gemälde seines Freundes Morff 1818



Friedrich Hebbel 1813–1863

Hoffmann und Uhland hatten, als sie der Politik ihre Dienste liehen, sich dem Tatsachensinn des Jahrhunderts enge verschrieben. Friedrich Hebbel, um dessen Wiege in einem ärmlichen Maurerhaus die Nebel Dithmarschens brauten, grübelt der Zeit bis in die düstersten Schründe nach, um ihr Gesetz zu suchen und der verrätselten, wirr gewordenen Welt ein neues leitendes Licht zu finden. In seinen großen Dramen, den mächtigsten Werken seit Schiller und Kleist, steht hinter jeglichem Wort die bohrende Frage nach dem Sinn und einem notwendigen neuen Gesetz für die erschütterte Welt. Wohl lärmt die Zeit froh und tüchtig äußeren Aufstiegen zu. Doch hinter dem Lärm haucht innere Leere ihr großes Schweigen aus. In dieses Schweigen sinnt sich Hebbel hinein, ganz ins Düster, ganz ins Grau des Schicksals, das er über den Menschen verhängt glaubt. Das Leben ist tragisch, und der handelnde Mensch steht dieser Tragik in Einsamkeit gegenüber. Lastend ist Hebbels Dichtung: sie erspürt die grauen, düsteren Untergründe der Zeit.

Gemälde von Karl Rohl. Freies Hochstift, Frankfurt a. M.



Franz Grillparzer 1791–1872

Als der Norddeutsche Hebbel in Wien seine ersten Erfolge errang, hat ein gebürtiger Wiener sich verbittert in einsamste Stille zurückgezogen. Franz Grillparzer betreute als hoher Beamter des Kaiserstaats eine bürokratische Stellung, die dem schaffenden Dichter das äußere Dasein sichert, doch seelisch hemmend und quälend wirkt. Grillparzer hat in seiner Dichtung von Schillers Dramen gelernt, aber nur um die eigene Kraft zum Meisterschaffen zu schulen. In seiner Jugend lachten ihm erste Erfolge. Als er dann tiefer schürfte und edlere, zartere, reichere Werke schuf, stellte sich die Verständnislosigkeit oberflächlicher Massen wie eine lähmende Wand vor ihm auf. Und weil der Dichter dann gar vor Metternichs Reaktion seinen freien Nacken nicht beugen wollte, sperrte ihm die Zensur alle Wege zur Wirkung. Da kamen nach langen, enttäuschenden Kämpfen Bitterkeit und verzichtende Müdigkeit über ihn. Einer der tiefsten Dichter der Zeit zieht sich zurück und schafft nur noch, um die Schubladen seines Schreibtischs zu füllen. Während der kostbarsten Jahre umdämmert Unverständnis den einsamen Mann. Die Zeit aber hastet „realen" Erfolgen nach, da mögen die Dichter seelisch zugrunde gehen . . .

Lithographie von J. Kriehuber



Gottfried Keller 1819–1890

Während Hebbel sein Leben vergrübelt und Grillparzer bitter schweigt, sitzt in der Schweiz eine echte Dichternatur über einem lauteren, brunntiefen Werk. Gottfried Keller hatte einmal sich zum Maler berufen gefühlt; aber in Zürich war der Drechslersohn dann ein hoher Beamter geworden, der seinen Tag hinter Akten versaß, indes seine Seele sich ein helles, sonnentrunkenes, vom Grün der Wälder und Matten umleuchtetes Reich erbaut. Selten hat deutsche Prosa so viel von der Farbigkeit dieser Erde einzufangen gewußt. Und dennoch spricht auch dieser, von innerem Glanze durchhellte Mann kein volles Ja zu seinem Jahrhundert. Aus Hast und Lärm zieht sich der Dichter still in die Wälder zurück und sinnt den Zeiten nach, da die Welt noch ungefährdet in ihrem Glanz gehen konnte. Sein schönstes Buch, der „Grüne Heinrich", ist eine Geschichte der Erinnerung: voll schwellender Hoffnung war der Jüngling hinausgezogen in das rauschende Leben, hatte Glanz und Not, Traum und manche Beglückung genossen; aber dann holt ihn die Heimat wieder in ihre Hut. Während draußen die Fremde lärmt, zieht sich der Dichter in Reiche zurück, das Seldwyler Käuze, Legendengestalten, Bergbauern, Knappen, Edelfräulein bevölkern.

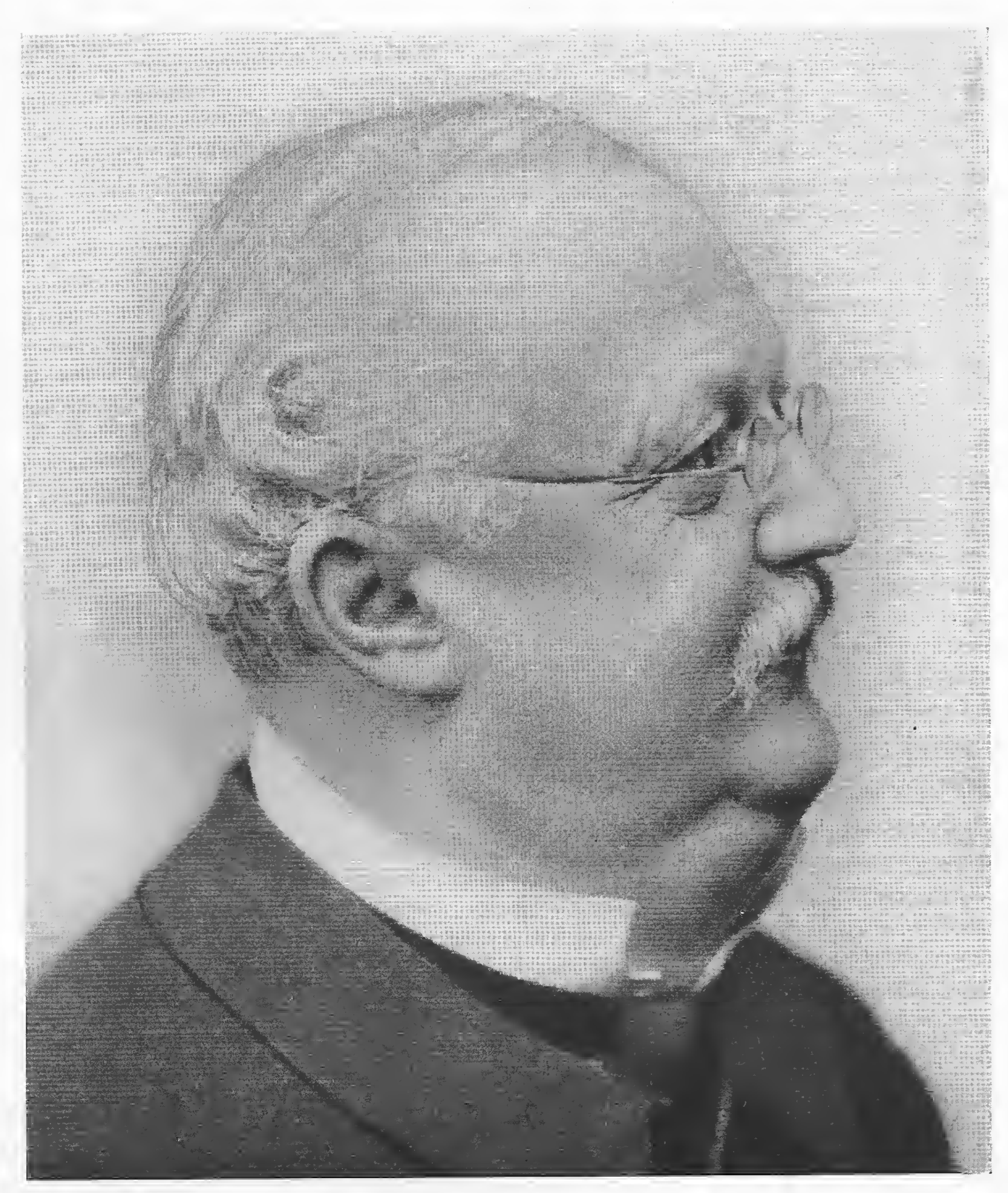
Naturaufnahme von Ganz, Zürich



Jeremias Gotthelf 1797–1854

Von Gottfried Keller geliebt, schafft in der Schweiz zwischen seinen Bergen ein Pfarrer ein Dichterwerk, das tiefer in die menschlichen Ursprünge greift als Kellers Schöpfungen selber. Albert Bitzius hatte sich Gotthelf genannt, als er zu dichten begann. Doch hinter dem milden christlichen Namen lag eine Kraft verborgen, die alle urtümliche Schwere des Bauerntums groß und dämonisch gestaltet. Hebel hatte dereinst Bauerngeschichten geschrieben, in denen die Bauern biedere Leute waren. Gotthelfs Gestalten aber tragen in ihrer Seele den Kampf zwischen Schicksalen aus; tobend jagt der uralte Streit zwischen guten und bösen Mächten durch ihr Gewissen; sie werden selber zu Trägern der alten Weltgegensätze, dichterische Gestalten aus tiefster Schau in Weite und Abgrund der Seele. Man hat den Pfarrer, der die Züge seiner Geschöpfe ins Harte, Große, urtümlich Starke geprägt hat, lange verkannt. Nur die Erzählung „Uli der Knecht" ist weiter herumgekommen, doch auch sie galt lange nur als einfache Dorfgeschichte; den mächtigen Schicksalsatem, der durch sie weht, haben die Zeitgenossen nicht gespürt.

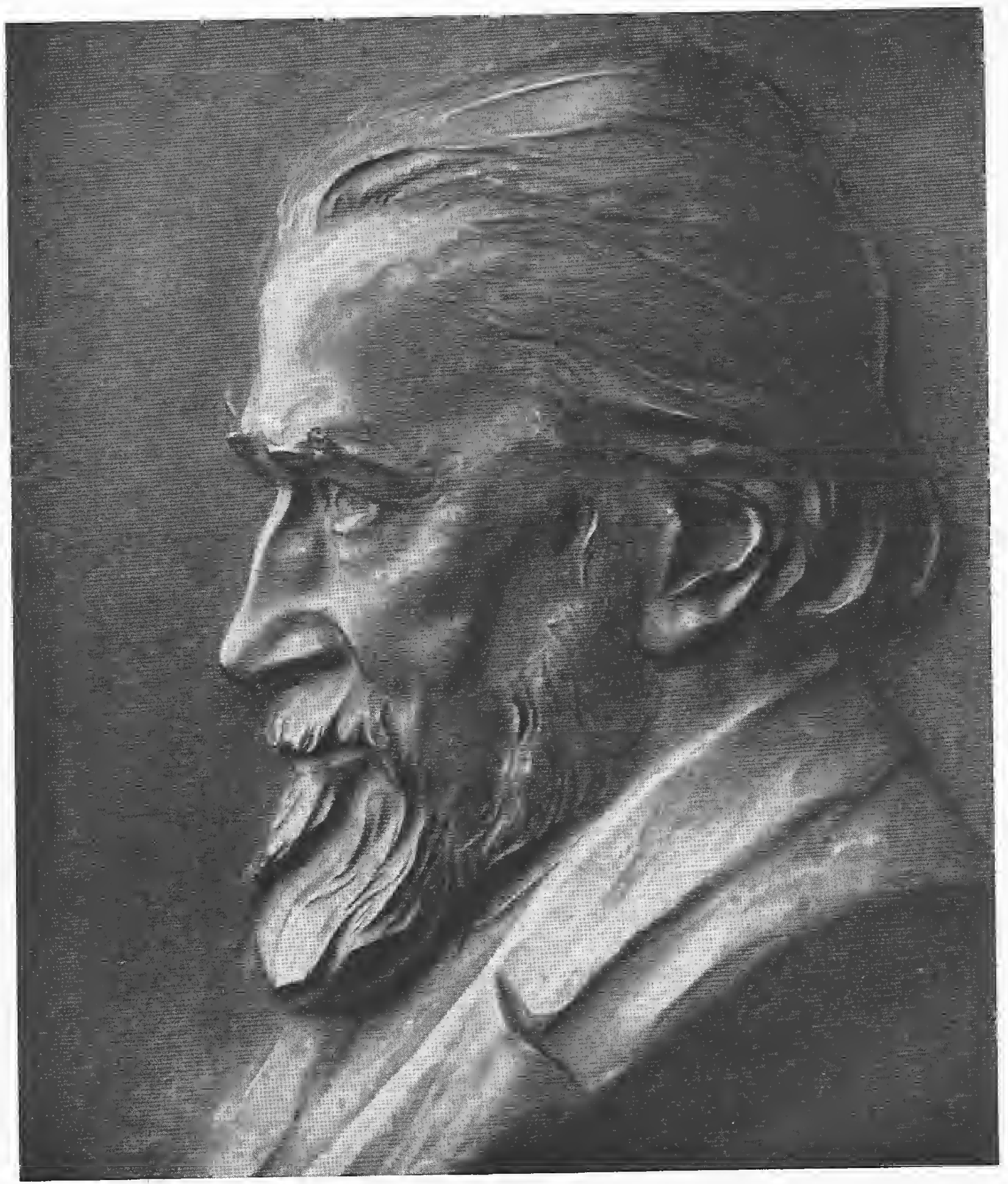
Nach einem Ölbild von Johann Friedrich Dietler



Conrad Ferdinand Meyer 1825–1898

Keller und Gotthelf hatten, so fern sie auch dem Treiben ihres Jahrhunderts mochten gestanden haben, ihr Werk aus blutvollstem Leben geschöpft: alte, starke Natur hatte ihr Schaffen aus gesunden Wurzelgründen genährt. Der dritte der großen Schweizer, Conrad Ferdinand Meyer, besaß keine so enge Bindung an die elementaren Mächte. Auch er ist seinem lauten Jahrhundert ausgewichen, scheu und furchtsam, melancholisch beinahe, ein Mensch der zartesten Nerven. Was ihm den Halt gab und sein Schaffen erst möglich machte, ist ein gepflegter Kunstverstand, den er bei seinem Werk mit reifstem Bedacht verwendet. Seine berühmten Novellen, einzelne seiner Gedichte sind gemeißelte Schöpfungen und ohne Tadel in ihrer verfeinerten Form: es ist ein Ereignis, daß diese Zeit, in der sich alle Formen zu lösen begannen, diese behutsame Pflege der strengen Maße hervorbringt. Was aus dem Werk seiner Landsleute mächtig hervorströmt, farbige Fülle der Welt, zuckende Kraft, bauernhartes, schweres Empfinden, ist bei Meyer sorglich gezügelt. Doch Jürg Jenatsch, der wilde Streiter, ist ein wirklicher Held: ausgreifend, Widersacher der Zeit, Zeugnis von Meyers Sehnsucht nach einem kommenden starken Menschentum.

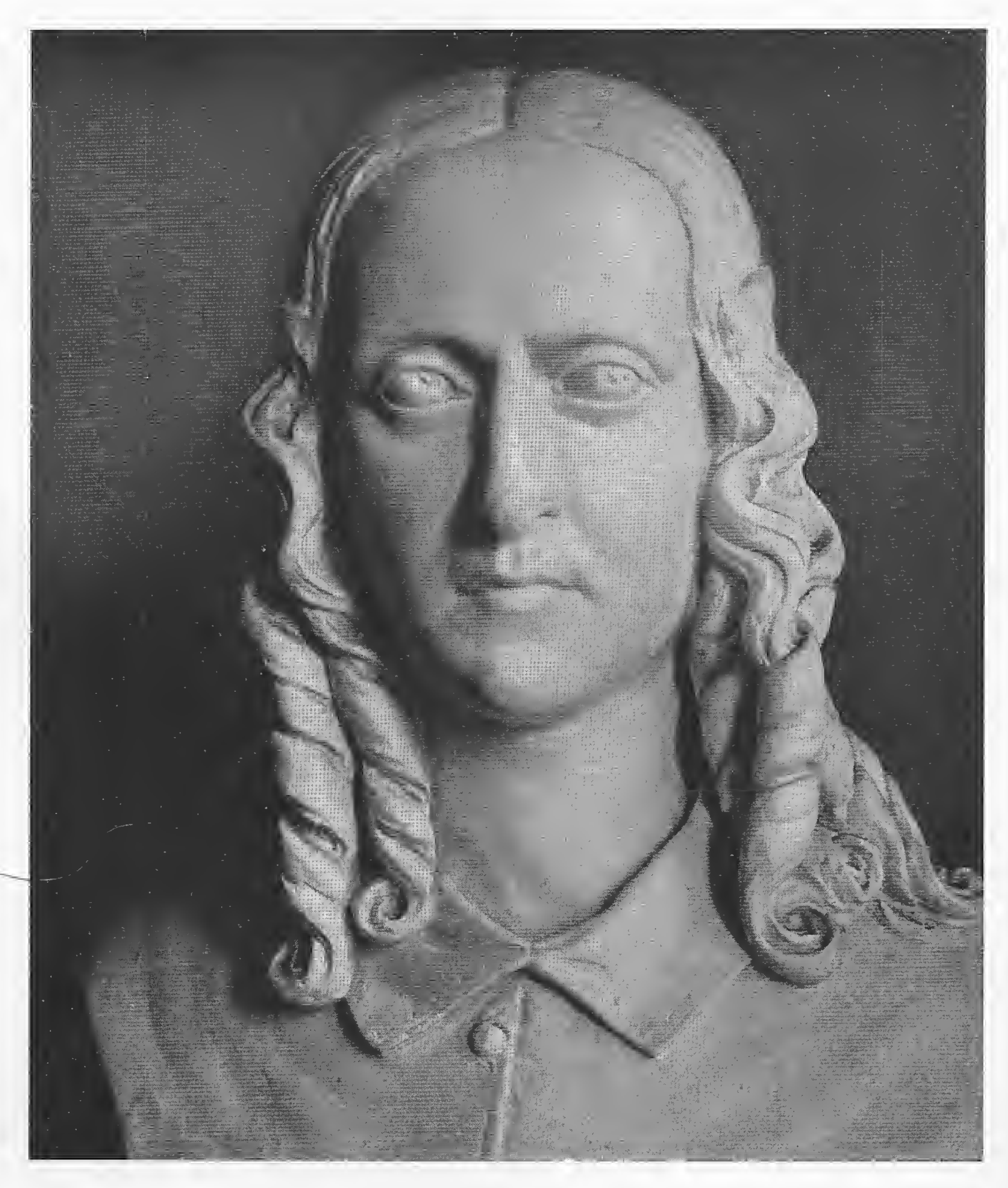
Photogravüre F. Bruckmann, München



Wilhelm Raabe **1831–1910**

Wilhelm Raabe, der Sohn eines kleinen braunschweigischen Beamten, brachte ein köstliches Gut in sein Leben mit: jenen besonderen deutschen Humor, das lächelnde Wissen, daß auch im Schmerz noch göttliche Heiterkeit sich verbirgt und daß auf dem Grunde der Freude eine leise, samtene Traurigkeit wohnt. So lächelt sich Raabe durch die Welt, die voll ist von Größe und Wunderlichkeit und die er inbrünstig liebt, selbst wenn sie viele wertvolle Jahre ins Grau taucht, selbst wenn sie der lächelnden Liebe mit der schlimmsten Antwort, mit Schweigen, begegnet. Raabe schenkt jahrelang seinem Volk Werk um Werk, eines goldener als das andere, sonnengereifte Früchte, die herb und süß und voll Weisheit sind. Aber wieder geschieht das Unheil: die Zeit kümmert sich nicht um die Schätze, die neben den breiten Straßen stehen und des tiefen Herzens warten, das sie beseligt aufnimmt. Wilhelm Raabe wurde zum Greis, ehe die Zeitgenossen seine Stimme vernehmen wollten. Da ward sein Wort dunkler, wissender, tiefer noch mit den Schwächen der Seelen vertraut. Und dennoch hatte der Meister sein verzeihendes Lächeln niemals verloren, dennoch ist er der Klage um die verfallende Zeit stets wieder Herr geworden.

Nach einer Plakette



Annette von Droste-Hülshoff 1797–1848

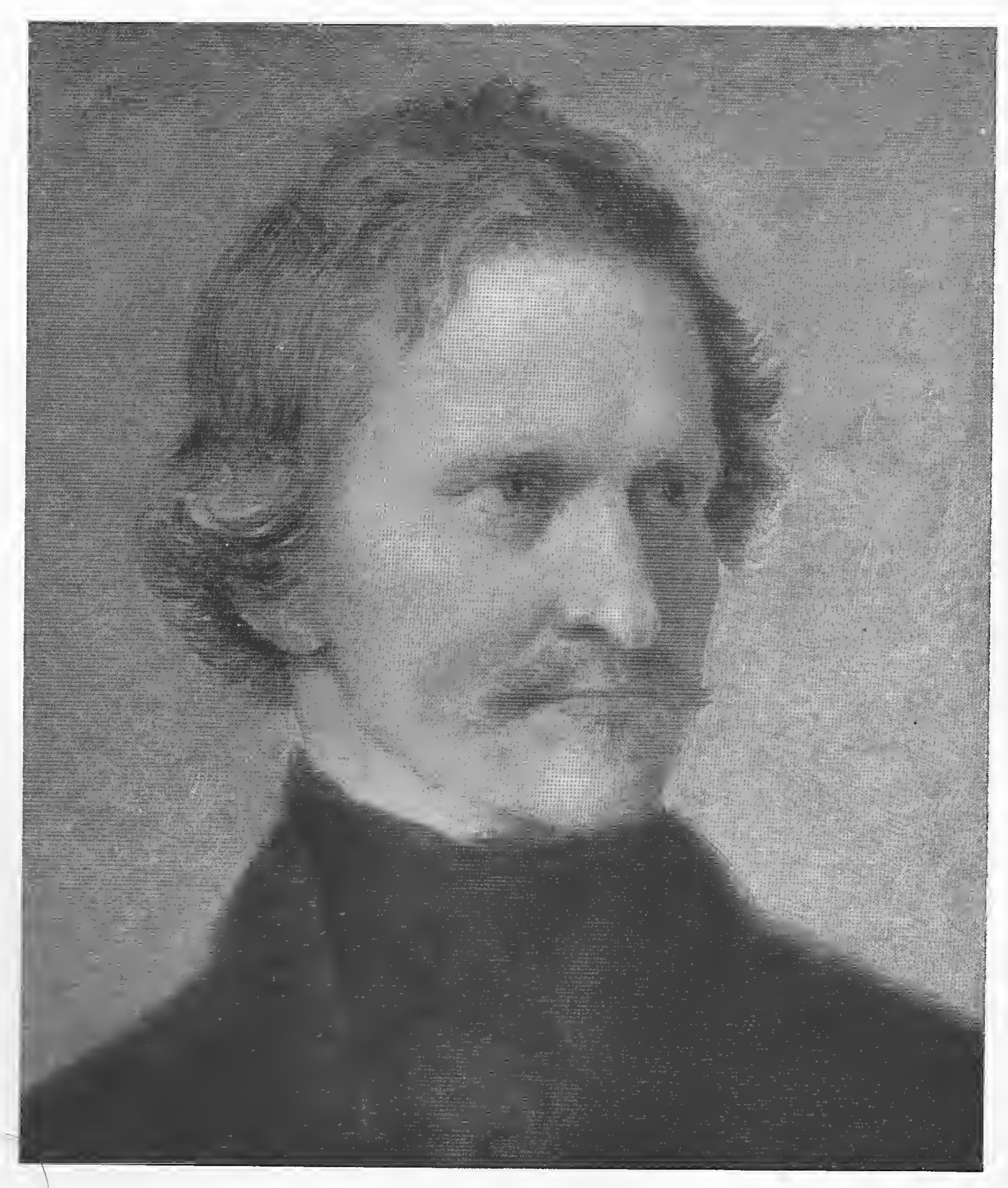
Annette von Droste-Hülshoff kam aus den gefestigten Schranken eines westfälischen Adelsgeschlechts. Auch als sie hinaustrat in die Aufgelöstheit ihres Jahrhunderts, blieben die alten Bindungen wirksam: die Wirrnis der Zeit brach nicht so umstürzend, aufwühlend, fragend und fordernd in dieses strenge, gesammelte Leben ein. Und doch ist auch Annette von Droste-Hülshoff von mancher seelischen Not bitter geschlagen worden. Standesvorurteile der Mutter hemmten die weite Entfaltung der reichen Seele; die Enge des äußeren Lebens spannte sich schmerzhaft um Sehnsucht und Wünsche nach höchstem Werk: all diese Leiden aber gaben dem Werke die Tiefe. Annette hat die westfälische Erde in ihrer hintergründigen Schwere der deutschen Dichtung erschlossen. Moor und Nebel und Birken über der Heide, Spuk und Geheimnis rinnen zu geisternden Bildern zusammen. Ganz tief hat die Frau, die man zwang, „gleich einem artigen Kinde" im abgezirkelten Kreis des alten Herkommens sitzen zu bleiben, in die ringende Menschenseele und die geheimnisreiche Natur hineingesehen und in ihrem fraulich erfühlten Werk eine stille, sehr herbe Welt geformt.

Büste im Schloß zu Meersburg



Adalbert Stifter 1805–1868

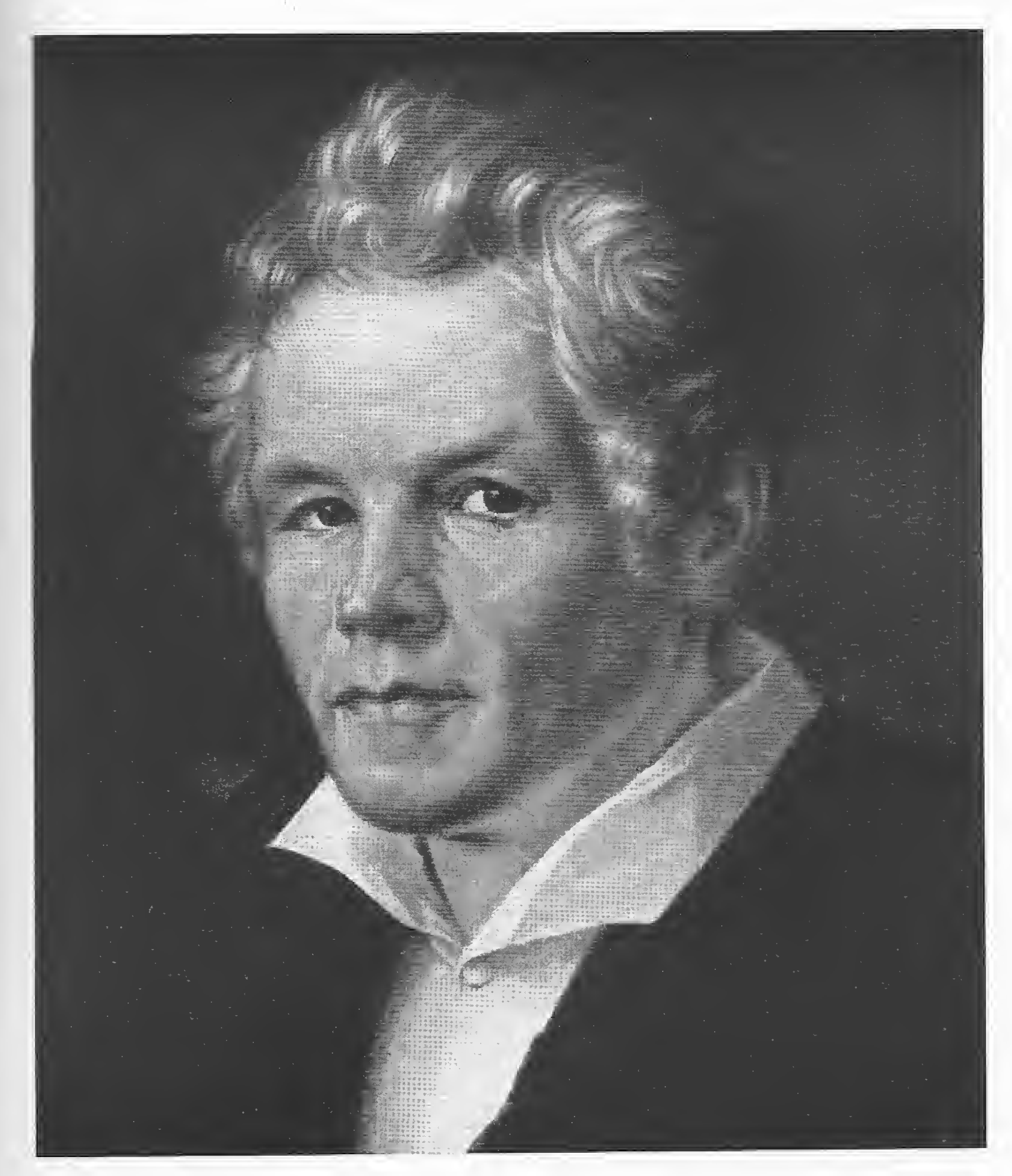
Adalbert Stifter ist immer den großen Einsamkeiten vertraut gewesen. Niemals hat seine Stimme, die wie das Rauschen des Waldes war, in seiner Zeit den Rückhall gefunden, der ihrer Tiefe Antwort gegeben hätte. Der Junge wuchs aus den böhmisch-österreichischen Wäldern in sein ereignisarmes Leben hinein. Und niemals wieder hat ihn der Wald, in dessen Verzauberung er unlösbar verstrickt blieb, aus seinem Banne gelassen. Wald und Erde, dämmertiefes, goldgrünes Dunkel: für diese Wunder sind all die Gestalten in seinen Erzählungen bloße Bilder. Die handelnde Kraft, darin sich Gott und Seele und alle Menschenträume erfüllen, strömt aus der Natur, wo diese am stillsten ist. Keiner hat frömmer in deren Geheimnis hineingelauscht als dieser einsame Mensch, dem sein Jahrhundert fremd war wie die Welt eines anderen Sterns. „Wo ist heute Sammlung, wo ist Ruhe?" hat er in die Leere der Zeit hineingefragt; und als er die bittere Antwort fand, daß die Menge roher, stofflicher, sinnlicher werde von Tag zu Tag, ging er in seine rauschenden, singenden, orgelnden Wälder zurück, Diener an ihrer dunklen Schönheit, Priester des ewigen Atems, der durch sie weht.



Ludwig I. 1786–1868

Der bayerische König Ludwig I. hatte bereits als junger Prinz am liebsten mit Künstlern verkehrt. Schwärmerisch dem Glauben an das einige Deutschland der Zukunft verschrieben, kannte er keinen höheren Ruhm, als dem Vaterland Stätten der hohen Kunst zu errichten. So schüttet er über sein Bayernland die Fülle seiner Bauten. Die Befreiungshalle wurde ein Tempel für die Gefallenen der Freiheitskriege; in der Walhalla am Strome der Nibelungen erstand den großen Deutschen aus allen Zeiten die ewige Ruhmesstätte: wie von kultischen Orten sollte von beiden Werken die Mahnung zum Stolz und zu deutscher Bereitschaft flammengleich in die Herzen schlagen. Aber die reichste Huld hat der König doch seiner Hauptstadt München geschenkt, deren Straßenzüge des Königs Willen noch im letzten Steine bezeugen. In sein Jahrhundert hat er edelste Werke hineingestellt: doch ist es ein Zeichen für die Armut der Zeit an der Kraft, hohe Kunst aus eigener Seelenfülle zu schaffen, daß der König und sein Baumeister Klenze nur in vergangenen Stilen bauten: unter nordischem Himmel öffnen griechische Tempel die Säulenhallen.

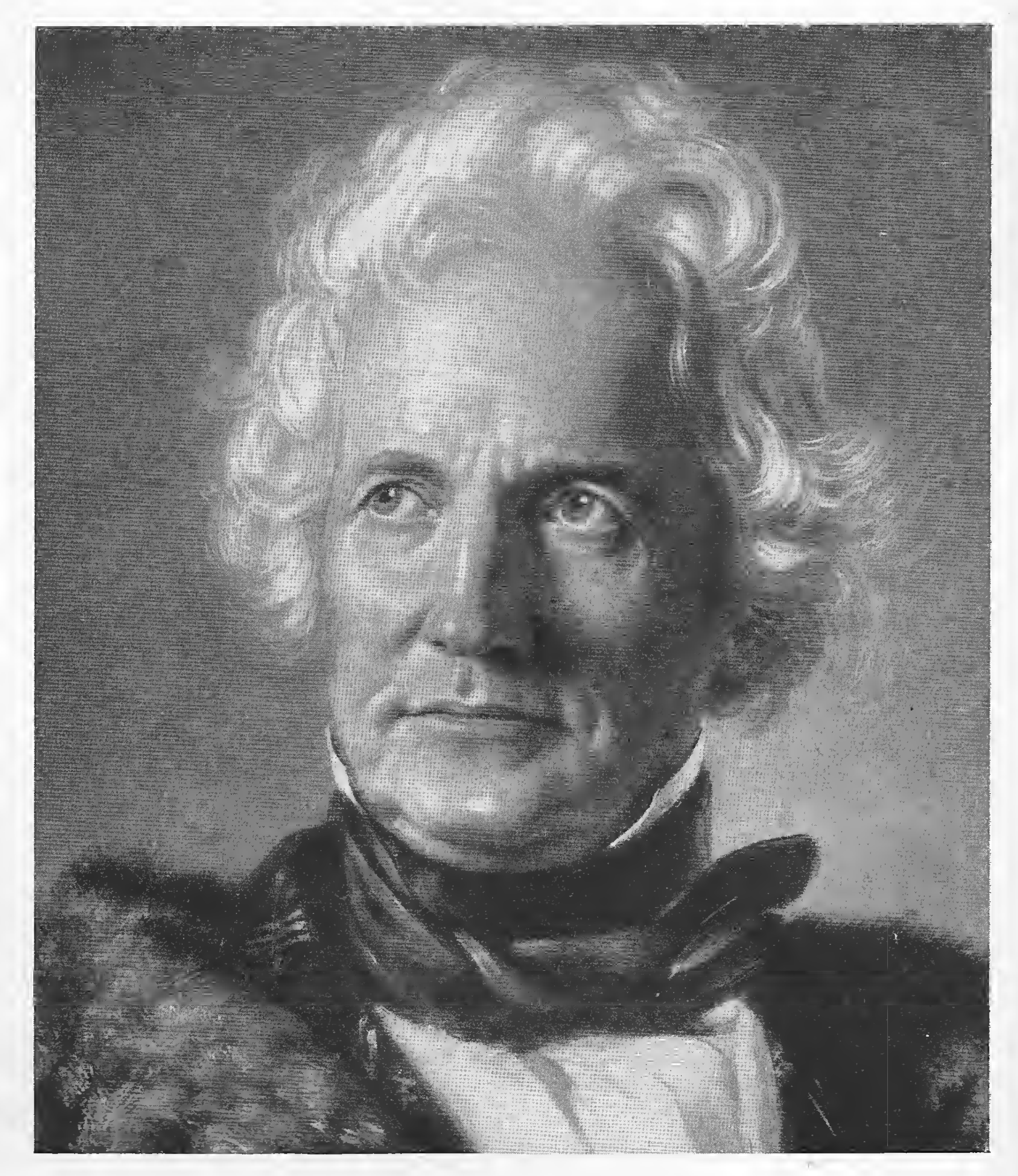
Gemälde von W. Kaulbach. Aufn. F. Bruckmann



Friedrich Schinkel **1781–1841**

Wie der bayerische König hat auch Friedrich Schinkel, der Märker aus Neuruppin, zu seinen Bauten antike Formen verwendet. Klassizistischer Stil hielt damit in Preußens Hauptstadt glorreichen Einzug: die Neue Wache, das Schauspielhaus, das Alte Museum. Aber mit seltsamer Macht hatte der strenge preußische Geist sich in den antiken Formen selbstherrlich durchzusetzen gewußt. Wenn die Münchener Bauten prächtig und sonnenfroh in linderer Luft sich breiten, als flösse die Sonne Griechenlands selber durch ihre weiten Räume, so sind die Werke Schinkels strenger gerafft, karger in ihrer Pracht, gemessener in ihrem Rhythmus. Nirgends trübt Überfluß die geordnete Klarheit des Eindrucks. Sparsamkeit bei jeglicher Zutat hebt die gliedernde Grundform kräftig und edel heraus; streng und zuchtvoll sind die äußeren Formen dem Willen zur schlichtesten und darum besten Gesamtschau untergeordnet. Nur in Preußen war solche Bändigung denkbar. Eigenwillige, streng in sich geschlossene Gesinnung hat das antike Vorbild zu einem neuen Ausdruck preußischer Haltung gewandelt.

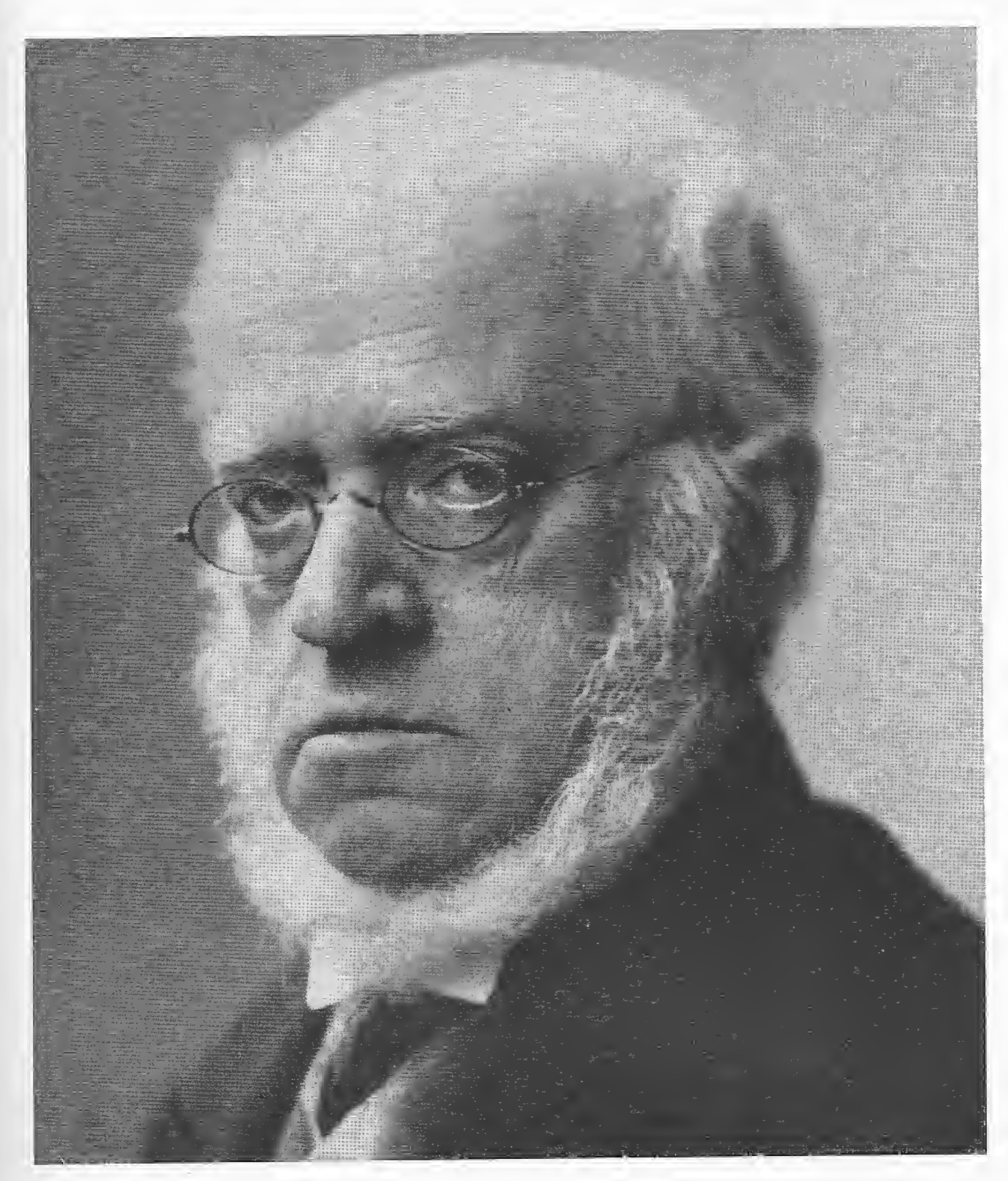
Gemälde von Karl Schmidt



Christian Rauch 1777–1857

Klar und vornehm, bei aller inneren Bewegtheit beherrscht, stehen die Bildwerke Christian Rauchs in einer Zeit, die sich in ihrem äußeren Treiben immer schneller der Formlosigkeit des Jahrhundertendes zu nähern beginnt. Rauch hat in seinen Denkmälern die großen Gestalten aus Preußens Geschichte gebildet. Unter den Linden in Berlin steht die lange Reihe der Feldherrn aus den Kriegen gegen Napoleon. In Charlottenburg liegt über der Gruft Luisens zart und süß das Denkmal der toten, der schlafenden Königin, deren Gestalt ehrfürchtige Hände formten. Und im Herzen der Hauptstadt, den weit ausgreifenden Adlerblick über die Reihe der preußischen Führer hinjagend, herrscht Friedrich der Große: königlich hat der Künstler den König in schimmerndes Erz gegossen; gleich einem siegenden Gotte reitet hier Friedrich über sein Preußen hin. Christian Rauch war nach Berlin als Kammerdiener gekommen: sein Genius riß ihn hoch und ließ ihn die preußischen Führer groß und ewig gestalten.

Gemälde von A. Henning



Adolf Menzel 1815–1905

Als Adolf Menzel in Knabenjahren mit seinem Vater aus Breslau nach Berlin übersiedelt, muß schon die knappe Strenge, die seinem Leben ihr Zeichen aufdrückt, Herrscherin in seiner Seele gewesen sein. Menzel hat niemals Unterweisung im Zeichnen bekommen. Er ist sein eigener unbestechlicher Lehrer, er prüft und verwirft sein Werk nach eigenem unbestechlichen Urteil, er lernt Geradheit, Schärfe und Ehrlichkeit an seinem eigenen Schaffen zuerst. So wird er Meister, weil er als Suchender jede selbstgefällige Täuschung zu unterdrücken gelernt hat. Klar und streng wirft nun sein Stift, von einem schonungslosen Blick überwacht, die großen Gestalten Preußens aufs Blatt. Als ob ihn magischer Bann bezwinge, vertieft er sich in Friedrich den Großen, zeichnet ihn hundertmal, kerbt ihn in Holz, malt ihn in großen Bildern, spürt mit dem Stift seinem königlichen Geheimnis nach. So hat er Friedrichs Bild geschaffen, wie es für immer im deutschen Bewußtsein leben wird. Noch manches andere Werk ist ihm geglückt; doch daß er Friedrichs Züge zu mythischer Gestaltung geformt hat, bleibt sein unvergänglicher Ruhm.

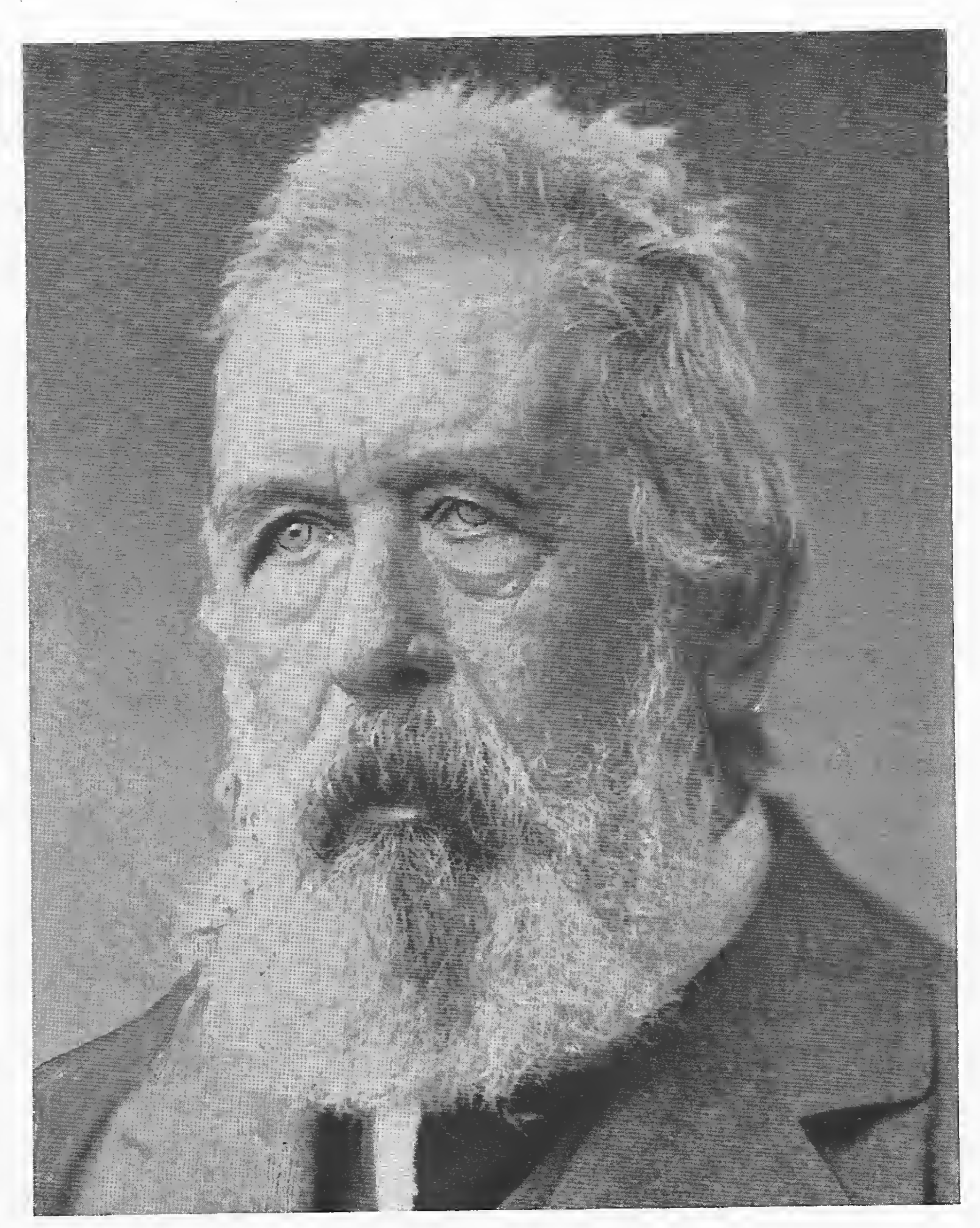
Nach Lichtbild 1893. Scherls Bilderdienst



Alfred Rethel 1816–1859

In der Wirrnis des 19. Jahrhunderts, das viele Schöpferkräfte am Werk sah und dennoch über der Vielfalt keinen beherrschenden, Einheit ausstrahlenden Glauben, fanden die preußischen Künstler den starken inneren Halt in ihrer Bindung an das preußische Erbe: an überlieferte Strenge, an klare und schlichte Größe, an gebändigte Zucht des Gefühls. Anders aber setzten sich andere Künstler mit ihrer Zeit auseinander. Auch Alfred Rethel spürte in sich, daß das Jahrhundert in geistiger Hohlheit enden würde. Doch lastender als über die preußischen Meister brach diese Erkenntnis auf den Rheinländer ein. Wenn er darum mit seinen Bildern weit in die fernste Vergangenheit greift, dann ist das wie eine fiebernde Flucht aus der Wirrnis in eine Welt gesicherter, überschaubarer Ordnung. So hat er in seine Fresken von Karl dem Großen zu Aachen nicht nur den zeitgemäßen Romantikertraum, sondern zugleich die Qual der Flucht vor dem eigenen Jahrhundert hineingemalt. Wie ein entsetzter Aufschrei aber gellt sein wichtigstes Werk über die Gegenwart hin, der Totentanz: so zerrissen, so schmerzlich gebrochen ist dieser Mensch, der am lärmenden, hastenden, demagogischen Geist seines Jahrhunderts leidet, daß er kein tieferes Wort ihm zu sagen hat als die Verkündigung des Todes.

Zeichnung von A. Achenbach. Kupferstichkabinett Berlin



Arnold Böcklin 1827–1901

Abseitig und fern vom Lärme der Zeit gleich Stifter, wie Gottfried Keller an Farbe und Leuchten verloren, im Grunde der Seele ein Wissender um die Todestraurigkeit in der Welt gleich Grillparzer oder Rethel, ein Meister von Rang und Gnade in seiner Kunst: so steht der Schweizer Arnold Böcklin in seinem lauten Jahrhundert. Er sucht der Zeit mit seiner Kunst Inhalt und Sinn zu verleihen, und sie achtet wohl auch dieser Mühe und bewundert redlich das Werk: aber verwandeln läßt sie sich nicht. Da richten die Schöpfermenschen um sich die Zeichen eines ersehnten Reiches der Zuflucht auf. Böcklin hat sich in die Natur und die antike Mythologie gerettet. Da schwelgt er einsam in Farben und Lichtern, sein Umgang sind Götter, Nymphen, Najaden, lichtdurchflossen wellt das Meer in fernste Welten der Sehnsucht – aber am Ende des Wegs, der durch Götterschönheit und reich übersonnte Gefilde ging, warten die dunklen Zypressen der Toteninsel, das Schweigen, das nie mehr freigibt, wen es einmal in sich hineingenommen hat. Immer war dieses lockende Schweigen um Böcklin: in blühenden Mannesjahren hat er sich einmal gemalt, wie ihm der Tod seine Lockung ins Ohr geigt.

Lichtbild. Scherls Bilderdienst



Richard Wagner 1813–1883

Mit allen Sinnen stand Richard Wagner in seinem Jahrhundert, und klarer als viele andere hat er es bis in die hintersten Winkel durchschaut. Er trug eine Flammenseele in seiner Brust, war nichts als Wille, Gespanntheit und immer erneute Forderung. So ward er zum großen Widersacher der Zeit. Als er in seinen musikalischen Dramen die germanischen Götter und Helden in den Alltag herabholt, treibt ihn als mächtigste Kraft der Wille, die alten Kämpfergestalten zum Richteramt über die Zeit zu berufen. Die Gier nach dem Gold, die bröckelnde Welt der sterbenden Götter, Zweifel und Frage: all diese Gefahren spiegeln die inneren Nöte von Wagners eigener Zeit. Siegfried aber ist der revolutionäre Verkünder einer erneuerten Ordnung, die von Kraft und Lebendigkeit sprüht. Gegen Unverständnis und Haß hat sich Wagners Werk als eine der seltenen kulturellen Schöpfungen des späten Jahrhunderts durchsetzen müssen. Mit der Leidenschaft eines Riesen hat Wagner einer seelisch verarmten Welt diese fordernde Kunst entgegengestellt. Sie war ein einziger Ruf an die Seelen, sich aus der Ernüchterung des Jahrhunderts herauszureißen.

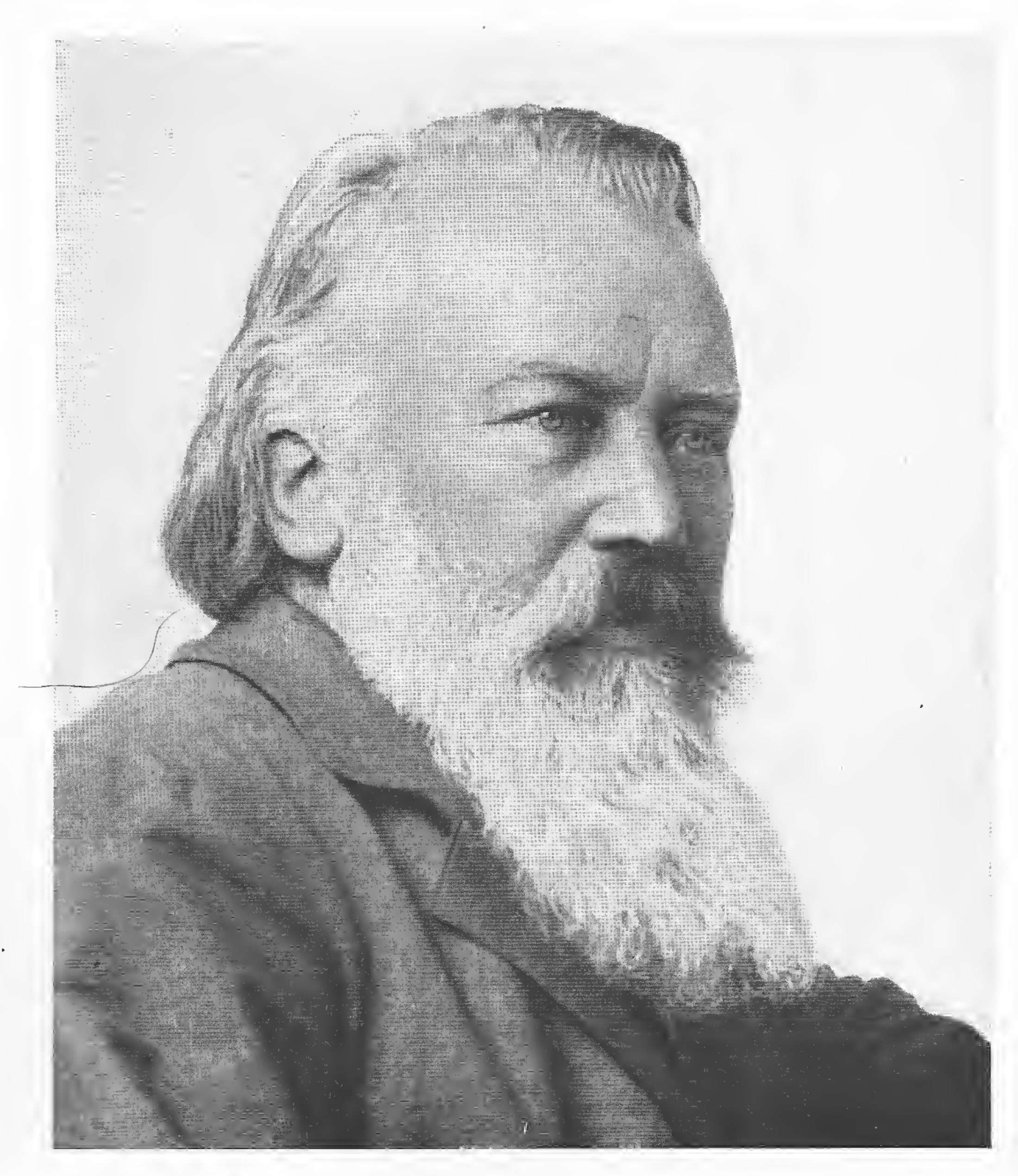
Aufn. F. Hanfstaengl



Anton Bruckner 1824–1896

Richard Wagners Feld war die prunkvolle Bühne, sein Mittel die weite Gebärde, seine Leidenschaft der lodernde Kampf gegen die Zeit. Anton Bruckner hingegen schuf lächelnd in weisem Einsiedlertum sein Symphonienwerk, darin noch einmal Bachsches Wollen demütig und kühn durch die Welt klang. Er ist in Oberösterreich geboren. Doch ernster, mit schwereren Lasten bebürdet als die anderen Komponisten aus dem österreichischen Stamm, geht er seine Wege zu Gott. Wie Bach hat auch er die Orgel geliebt, in der die ringende Seele den mächtigsten Mund für die dunklen Gefühle findet. Da saß er still im Orgelgestühl einer der alten Kirchen des Donaulandes, im deutschen Südosten ein Schicksalsbruder Johann Sebastian Bachs, fromm und stark in der Seele, weil er von keiner verlogenen Lockung der Zeit seine Gelassenheit stören ließ. Er blieb dem Zeitgeiste fern. Denn tiefste Mächte schlossen ihn in ihre Gebundenheit ein: der alte, gesunde Wurzelboden des Bauerntums und die göttliche Ferne, der seine Seele die großen Werke entgegenhob.

Gemälde von R. Fenz



Johannes Brahms 1833–1897

Johannes Brahms wurde in Hamburg geboren; in Wien hat er für sein Schaffen die Heimat gefunden. Er war das Kind sehr armer Leute, doch seine Kunst wurde recht der Ausdruck des in sich beruhenden bürgerlichen Jahrhunderts. Seine Jugendjahre sind kampfreich gewesen, und geraume Jahre der Wanderschaft gingen ins Land, bis er Wurzeln schlug. Dann wurde er angesehen und bald auch berühmt, wenngleich er den hohen Ruhm der anderen Meister, Wagners und Bruckners, nicht erreicht hat. Seine Kunst folgt gerne dem großen Vorbild, wie es die klassische Musik überliefert. Doch ist er kein bloßer Epigone gewesen, sondern ein Schöpfermensch aus eigener Kraft. Ganz starken Anstoß zu neuer Entwicklung hat er dem Liede gegeben, und auch die hohe Musik dankt ihm, dem Meister der klaren Gesinnung und sauberen Arbeit, manche Bereicherung. So steht sein „Requiem" unter den höchsten Werken der musikalischen Kunst: und wie das Schaffen mancher anderen Künstler der Zeit zur Klage wird, so erklingt auch in diesem Werke ein Abschiedston für die sterbende, seelisch verödende Gegenwart

Lichtbild. Scherls Bilderdienst

Aufbruch der Wissenschaft

Keiner der großen Künstler des neuen Jahrhunderts hat seiner Zeit ein ehrliches Ja zu sagen gewußt. Sie arbeiten alle tapfer und rastlos sich in die Hintergründe ihrer Epoche hinein, um die Bindung zu finden, deren jedes hohe Schaffen bedarf; doch immer wieder spüren sie auch bei dieser Mühe, daß sie abseits stehen, denn die wachsten Gedanken der Zeit laufen anderen Lockungen nach. Es ist, als hätte das deutsche Volk während der langen Jahrzehnte, da es schier einzig vom Dichten und Denken beherrscht war, sich mit geistigen Dingen schon übersättigt. Indes die Künstler ratlos beiseite stehen und manchmal klagen, strömt das rauschende Leben der breiten Straßen Erfüllungen zu, die bisher niemand gekannt hat und die in ihrer Fremdheit, in ihren Rätseln, mit ihren erregenden Hoffnungen doppelt verführerisch sind.

Das Jahrhundert hat sich mit allen Sinnen der Wissenschaft entgegengeworfen. Doch nicht mehr sind es wie früher die zweckfremden Wissenschaften der Philosophie, der Philologie, der Theologie, sondern die Wissenschaften der irdischen Dinge: die Realitäten ziehen den Menschen an, das neue Jahrhundert verkündet mit lauten Tönen das Herrentum der Naturwissenschaft.

Deutschland hatte dereinst bereits eine Zeit erlebt, da wache Geister sich mit den Geheimnissen der Natur auseinanderzusetzen begannen: das war, als die lebendigen Kräfte der Geschlechter der Reformationszeit sich in heißem Eifer auf alle Wissensgebiete stürzten. Damals aber standen die ersten Naturwissenschaftler, die ersten Entdecker der fernen Erdteile, die ersten modernen Ärzte als wenige Einzelne mitten in der Menge der Philosophen, Dichter, Sprachwissenschaftler und Theologen, die sich einzig mit den Fragen des Geistes befaßten. Nunmehr sind diese Maßstäbe umgekehrt: Philosophen und Dichter sind an den Rand des großen Geschehens gedrängt, in der Mitte der Zeit aber stehen wie Herrscher die großen Entdecker, Erfinder, Forscher, die Männer des Experiments und der Beobachtung, der Analyse und des mathematisch nüchternen Schlusses. Nicht mehr die Phantasie, sondern die kühle Erfahrung beherrscht die Zeit.

Ganz unvermerkt war dieser Wandel gekommen, doch jäh wie eine Revolution hatte er alle alten Gesetze des Denkens umgestoßen. Noch lebte Goethe, als die erste Eisenbahn durch Wiesen und Wälder qualmte. Und noch saß allerorten das alte Gelehrtengeschlecht in Amt und Würden, als man erlebte, daß die begabtesten jungen Leute, die früher Philologen und Pfarrer geworden waren, mit einem Male nunmehr sich zu naturwissenschaftlichen Fächern gezogen fühlten. Früher hatte der unersättliche Wissensdurst der Deutschen sich mit den spekulativen Methoden der Philosophie die Welt zu erobern gesucht. Der gleiche unersättliche Wissensdurst, der hinter die Dinge kommen will und koste

es Opfer um Opfer, schafft sich nun neue Mittel, verläßt sich nun einzig auf strenge Formen, auf Beobachtung und auf ein scharfes Auge. Das Jahrhundert der Technik und der Naturwissenschaft hat einen eigenen neuen Blick in die Welt gebracht. Das Auge früherer Geschlechter schwärmte in Träumerei oder idealer Entflammung. Nun aber rückt es blickscharf und ungetrübt von Empfindung den Erscheinungen forschend zu Leibe. Sie alle, Techniker, Physiker, Mathematiker, Arzt, haben Augen wie Linsen.

So hat eine neue Weltbezogenheit die Menschen erfaßt, und niemand kann leugnen, daß diese revolutionäre Wendung zum Stoff und zur Kraft unerwartete Schöpferleistung hervorgebracht hat. Wer weiß heute nicht, daß dieser Weg zur Durchforschung des Stoffes sich am Ende im Materialismus totlief? Und dennoch steht Denkmal an Denkmal, Ruhmeszeichen auf Ruhmeszeichen den ganzen Weg entlang. Die neue Medizin, die damals ihre Gesetze fand: hat sich der deutsche Geist nicht ungeahnte Reiche erobert, als er Arbeit und Sorge verschwendet, bis ihm eine medizinische Entdeckung nach der anderen die Mühe lohnte? Die neue Chemie und die neue Physik: aus kleinsten, beinahe spielerischen Anfängen schuf sich der Mensch eine Waffe, die die Erde verwandelt hat. Die neue Biologie: in alle Verborgenheiten sandte sie ihre Gedanken hinein, prüfend und voller Bewunderung; ins Ungemessene weitete sich die Welt, je inniger sich der Geist in die kleinsten Körper, in die Wunder von Keim und Plasma, versenkte.

Es wäre nicht nötig gewesen, daß diese Erschließung verborgener Kräfte auch die Dämonen entfesselt hätte, die später, als die Technik kapitalistisch mißbraucht wird, die Welt mit ihrem Wüten verheeren. Niemals mußten der Sturz in den Materialismus, die Knechtung der Seele und die Verstofflichung alles Denkens als die notwendigen Folgen jener wegsuchenden, forschenden Vorstöße des neuen technischen Geistes eintreten. Was Erfinder und Forscher schufen, sollte Werkzeug in der Gewalt des menschlichen Willens sein, Mittel, mit denen der Geist sich des Stoffes und dessen roher, noch ungefügter Kraft zu bemächtigen weiß. Drei Entwicklungsstufen kennt die Geschichte der Technik und damit die Geschichte der ganzen modernen Welt: zuerst erarbeitet sich die Forschung die Gesetze des Weltlaufs und erschließt das Reich der Physik und der Chemie; sodann setzt planender, wirkender, tatnaher Verstand die Theorien in Wirklichkeit um, baut aus ihnen Maschinen, gestaltet aus ihnen technische und darnach wirtschaftliche Macht; dann aber kommt die schwerste Stufe der harten Bewährung, da es die Probe gilt, ob die neue technische Macht den Händen des Menschen entgleitet und wirbelnder Spielball dämonischer Kräfte wird — oder ob der menschliche Wille sie streng zu bändigen weiß....

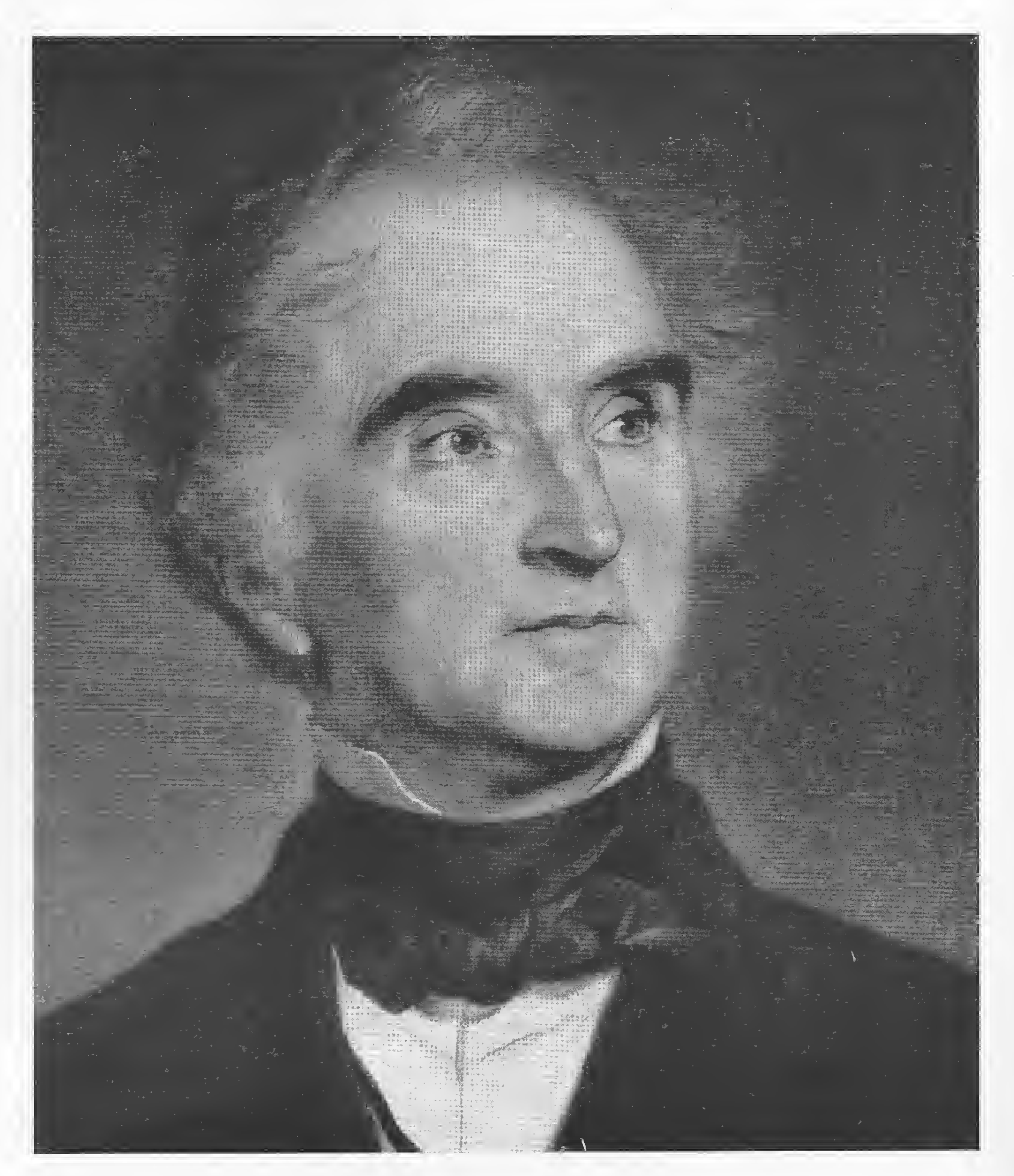
Doch ist in den Zeiten, da sich zuerst die Wissenschaft auf die Suche nach neuen Gesetzen macht, diese Gefahr noch nicht im leisesten Schimmer zu spüren. Nur die Aufgabe lockt, das Dunkel, der Forscherweg in das Geheimnis der physikalischen, chemischen, geographischen Welt.



Samuel Hahnemann 1755–1843

Die ersten Diener der neuen Gesinnung in der Wissenschaft sind von zwei Kräften beherrscht: einmal durchfährt sie unruhig der Wille zu einer neuen Leistung, von der eine Ahnung unausgesprochen über der Zeit hängt; dann aber ist doch manche Bindung an altes Herkommen da. Samuel Hahnemann hat seine Schulung noch ganz von der alten medizinischen Lehre des 18. Jahrhunderts bekommen. Was damals an medizinischer Kenntnis im Schwang war, stand nicht sonderlich hoch im Wert. Doch trieb vielleicht gerade der Tiefstand des zeitgenössischen Arzttums den jungen Doktor dazu, eigene Wege zu suchen. Wie alle Entdecker führen auch ihn Beobachtungen an einem nebensächlichen Vorgang zu weiten Schlüssen. So wird er schon in recht jungen Jahren zum Begründer einer neuen Heilmethode, der Homöopathie. Er hat bis in sein Greisenalter hinein schwerste Anstürme auf seine Lehre abwehren müssen. Und wenn sie auch da und dort eingeschränkt werden mußte: in der Geschichte der jungen Heilkunde, die das 19. Jahrhundert langsam entwickelt, hält Hahnemann seinen Platz als Wegbahner unangefochten ein.

Nach Lithographie von Schieferdecker. Graphische Sammlung München



Justus von Liebig 1803–1873

Justus Liebig war der Sohn eines kleinen Farbwarenhändlers. Als Junge wußte er sich kein lieberes Treiben, als mit den Drogen aus des Vaters Geschäft Versuche zu machen. Was Spieltrieb schien, war die Besessenheit des Genies: aus dem schlechten Schüler wird der Begründer der neuen Chemie, die tiefer die Welt verwandelt hat als selbst die Elektrizität. Die Chemie hatte bisher in den Apotheken eine belanglose Rolle gespielt, Hilfsmittel, dem man nicht ansah, daß Möglichkeiten von revolutionärer Bedeutung in ihm verborgen waren. Planmäßig sprengt nun Liebig die engen Grenzen dieser Mißachtung. In jungen Jahren schon hatte er seinen Lehrstuhl bekommen: der wird zur Kanzel, vor der eine wachsende Jüngerschaft sich Belehrung holt. Namentlich die Chemie der organischen Stoffe baut Liebig aus; ohne sie ist das Leben der Neuzeit nicht denkbar. Und weil der große Gelehrte immer auch die Verbindung zur Wirklichkeit aufrecht erhielt, setzte sein theoretisches Schaffen sich bald in unmittelbare Erfolge um: Liebig hat der Landwirtschaft die Methoden der künstlichen Düngung gezeigt und sie so auf einen neuen Boden gestellt.

Gemälde von W. Trautschold



Robert Koch 1843–1910

Neben dem Ausbau der Hygiene brachte das 19. Jahrhundert als wichtigstes medizinisches Ereignis den Kampf gegen die großen, menschenmordenden Seuchen. Robert Koch, damals bescheidener Kreisarzt, der von einem Landstädtchen aus kranke Bauern und Häusler besuchte, nahm als wichtigstes Mittel im Feldzug gegen die Seuche das Mikroskop in Dienst. Da rissen Entdeckungen vor ihm auf, deren jede einen Umsturz alter Meinungen mit sich gebracht hat. Zum ersten Male weist Robert Koch als die Erreger ansteckender Krankheiten Bakterien nach. Unübersehbar in ihrer Bedeutung ist diese Entdeckung gewesen: wenn man als Ursache einer unerklärlichen Seuche ein fremdes Lebewesen erkannte, dann lag es nahe, auch bei anderen Epidemien solch fremden Erregern nachzufahnden. Und wenn man erst die Urheber einer Krankheit beobachten und mit ihnen experimentieren konnte, lag auch die Aussicht nahe, die Mittel zu finden, mit denen die kleinen Lebewesen zu vernichten waren. Erst nach Kochs Entdeckungen – er hat den Milzbrand-, den Cholera- und als schlimmsten den Tuberkelbazillus gefunden – konnte der Kampf gegen die Menschheitsseuchen, der seither Millionen gerettet hat, erfolgreich in Angriff genommen werden.

Nach einem Lichtbild. Aufn. Weidener Berlin



Karl Friedrich Gauß 1777–1855

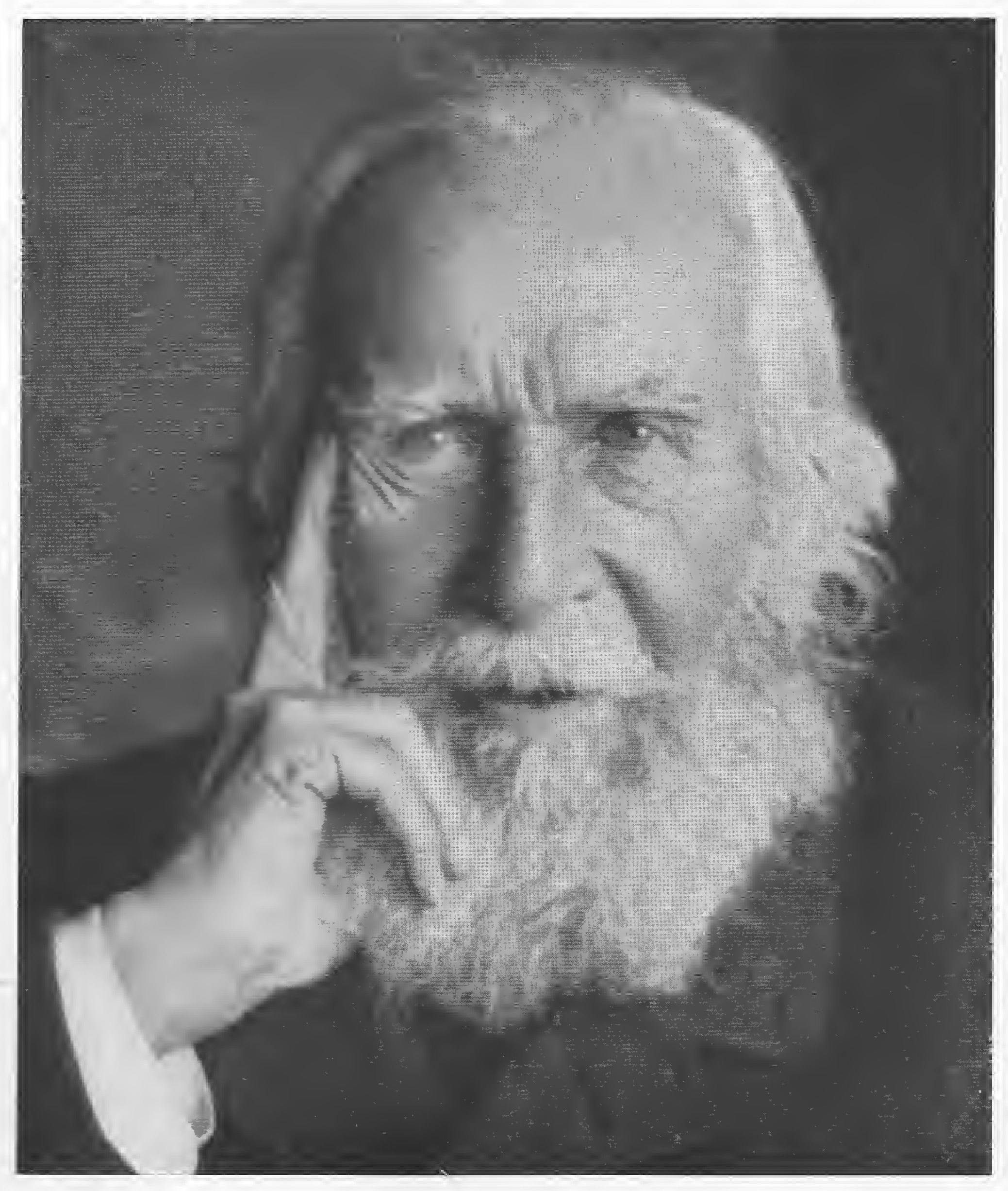
Auf stolzere Ahnenreihen als die Chemie konnte die Mathematik sich berufen. Gerade das deutsche Volk hatte so weltweite Geister wie Kopernikus oder Kepler, die ihre Namen ans Himmelsgewölbe schrieben, hervorgebracht. Nun findet dies Erbe in Karl Friedrich Gauß einen neuen Vollender. Auch er steht in der Wende zweier Zeitalter, in denen zwei fremde Gesinnungen sich begegnen: die zweckfremde Arbeit an der reinen Idee trifft mit den neuen Gedanken zusammen, die das Ergebnis des abgezogenen Denkens umsetzen wollen in greifbar klaren Erfolg. Gauß ist beiden Nötigungen in seinem Werke gefolgt. Der Überlieferung war es gemäß, daß er seine Bücher noch in lateinischer Sprache schrieb, daß er so zweckfremde theoretische Dinge wie die Berechnung von Kometen- und Sternbahnen unternahm, daß er aus reiner Freude an der mathematischen Theorie wichtigste neue Regeln der hohen Rechnung schuf. Doch schon greift herrisch die praktische Zeit hinein in dies stille Werk, als Gauß zusammen mit Weber den Telegraphen erfindet, der kurz danach beihelfen wird, der Erde einen neuen Lebensrhythmus zu geben.

Gemälde von Jensen



Hermann Helmholtz 1821–1894

Hermann Helmholtz hat seinen Aufstieg zum Führertum unter den physikalischen Forschern nicht ohne manchen Umweg vollziehen können. Zwar stand schon die helle Sehnsucht des Knaben nach den reinen Naturwissenschaften. Doch hat er zuerst Medizin studiert, ehe er dann den Weg zur Physik fand. Schon immer hatte er freilich die medizinische Tätigkeit mit rein physikalischen Forschungen zu verknüpfen gewußt: die medizinische Lehre vom Auge läßt ihn die physikalischen Gesetze der Optik behandeln – er hat dabei den Augenspiegel erfunden; die medizinische Untersuchung der Nerven verknüpft er mit physikalischen Forschungen über Geschwindigkeiten von Nervenreizen; der medizinischen Lehre vom Ohr fügt er physikalische Versuche über den Schall zu. Überall schlägt er so Brücken in die Physik hinüber, die er dann auch sogleich mit seinem Entdeckergeiste erfüllt, als er sich ungehindert ihr widmen kann. Unvergleichliche Forschungen lassen ihn da das noch völlig dunkle Gebiet der Elektrizität erschließen. Als er zum erstenmal die Natur der elektrischen Schwingungen untersucht, greift er Probleme an, deren Lösung geradenwegs zur Funktechnik führt, also zum echtesten Kind der neuen Zeit.



Ernst Haeckel 1834–1919

Als der Biologe Ernst Haeckel gegen das Ende seines Jahrhunderts Weltruhm gewann, war schon deutlich zu sehen, wie leicht die neuen realen Wissenschaften sich in Irrwegen festrennen konnten, aus denen es kein Entweichen mehr gab. Ernst Haeckel war von Haus aus Zoologe; doch hat er bald die gesamte Biologie in seine Arbeit mit einbezogen. Es ist sein größtes Verdienst, daß er als mutiger Kämpfer, der selber neue Wege zu zeigen vermochte, für Darwins umstürzende Lehre von der natürlichen Zuchtwahl eintrat: einem ganzen Gelehrtengeschlecht hat er damit berechtigte Fehden geliefert. Doch schoß er weit übers Ziel, als er aus Lehren und Meinungen über rein biologische, diesseitig gebundene Fragen eine neue Religion zu gestalten versuchte. Mit seiner „monistischen" Lehre hat Haeckel vorgegeben, durch reine Naturerkenntnis die überirdisch verpflichteten Religionen und jeden Trieb nach einer jenseitigen Bindung ersetzen zu können. Das hat den tapferen Gelehrten dem nackten Materialismus nahegebracht; denn Werte der Gläubigkeit lassen sich nie auf die bloße Materie gründen. Haeckel war eine kühne Gestalt seiner Zeit. Doch in die entscheidenden Tiefen zu greifen und ewige Werte zu säen hat er nicht vermocht.

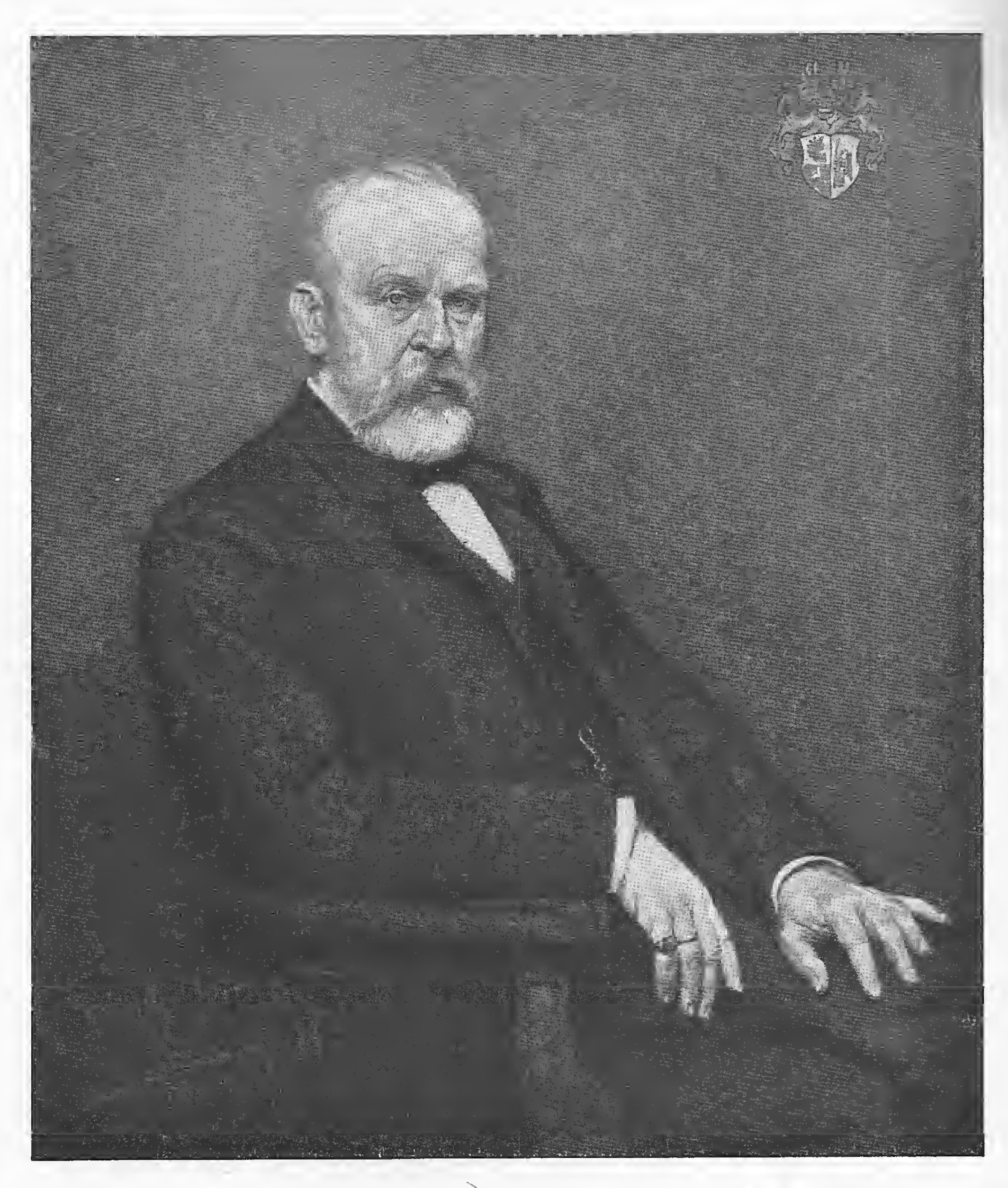
Aufn. Hugo Erfurth Dresden



Gregor Mendel 1822–1884

Während um Haeckel die lauten Kämpfe für oder wider den Darwinismus tobten, in denen der streitbare Mann bis zu äußersten Vorstößen gegen die alten Gesinnungen schritt, untersuchte in einem mährischen Klostergarten ein Augustinermönch an Erbsen und Rosen die unbekannten Gesetze der Kreuzung und der Vererbung. Er fand, daß sich verschiedene Rassen bei einer Kreuzung zwar mischten, doch alsbald wieder nach einer neuen Verbindung die Mischung lösten, so daß die ursprünglichen Formen sich rein wieder zeigten. Bemerkenswert schienen dem Mönche diese Ergebnisse zwar, doch ahnte er nicht, daß er damit ein Geheimnis angerührt hatte, das viele Jahrzehnte später dem deutschen Volk, das vor dem Rassentod stand, die Wege zur Rettung zeigen sollte. Die „Mendelschen Regeln" wurden lang nicht beachtet. Aber in unseren Tagen griff die Wissenschaft von der Vererbung, der Rasse, der Volksgesundung sie wieder auf und fand in ihnen Weisungen, nach denen der Rassentod unseres Volkes in letzter Stunde nochmals gebannt werden kann. Um Haeckel brandete lauter Kampfruf, doch über sein eigenes Jahrhundert wuchs der Gelehrte nicht hinaus. Den stillen Mendel, um dessen Bedeutung nicht eine Seele wußte, hat erst nach Jahrzehnten eine junge Lehre zum Leben erweckt.

Nach einem Lichtbild



Ferdinand von Richthofen 1833–1905

Als die großen Gelehrten des 19. Jahrhunderts mit ihrer Arbeit neue Welten erschlossen, gaben den tiefsten Antrieb zu ihrem Werk einzig die Leidenschaften des Wissens selber. Man wollte entdecken, erfinden, Geheimnisse mühsam entschleiern, das Gesetz des Lebens erkennen. Doch den Gedanken, das neu Gefundene auch nutzbar zu machen und in klingende Münze, in Besitz und Erwerb umzusetzen, verband man mit jener Forscherarbeit nur selten. Genau so handeln auch die Geographen dieses Jahrhunderts: sie bereisen die Erde, um sie kennenzulernen, nicht um sie zu erobern und auszunützen. Eine der stärksten Gestalten unter den Dienern der geographischen Wissenschaft ist der schlesische Freiherr Ferdinand von Richthofen gewesen. Seine Reisen führen ihn in den fernen Osten. Dort sucht er nicht nach Plätzen für Farmen und Faktoreien: er mißt das Land, er nimmt die Gebirge auf, er untersucht die Geologie fremder Räume, er hat sich einzig dem Dienst am reinen Wissen verschrieben, selbstlos, zweckfremd, ein Sucher, der die Arbeit von Lebensaltern nur der Erkenntnis weiht, einer der deutschen Weltläufer, die die Erde befahren und an die Ausnutzbarkeit ihres Schaffens für finanzielle Gewinne nicht denken.

Gemälde von Erich Hellhof 1901

Kampf in Gesellschaft und Staat

Der Aufstieg der Wissenschaft, die großen Entdeckungen auf neuen Wissensgebieten, die neuen Lehren über die Lebensgesetze des Seins ließen das 19. Jahrhundert zu jenem Zeitabschnitt werden, in dem sich das Bild der Welt tiefer verwandelt hat als jemals zuvor. In einem einzigen Menschenalter ist alles entstanden, was unserer Gegenwart den äußeren Lebenszuschnitt verleiht: ungeheuer war diese Leistung – und dennoch blieb sie einzig auf die Wandlung der äußeren Formen beschränkt. Bald aber sollte sich klar erweisen, daß die Verheißungen dieser neuen Zeit sich anders erfüllten, als man anfänglich ahnte. Bis in den innersten Kern hinein ist das Jahrhundert vom Zwiespalt gestraft, selbst seine leuchtendsten Taten ziehen Verhängnisse hinter sich her.

Es konnte nicht lange dauern, daß die theoretischen Funde, wie Physik und Chemie sie machten, auch umgesetzt wurden in praktische Wirkung. Erst damit aber feiert das technische Zeitalter Urständ. Ganz andere Naturen als die ersten Erforscher führten diese Entwicklung: während die Liebig und Helmholtz durch strenge wissenschaftliche Schulung gegangen waren und zeitlebens Diener der reinen Wissenschaft blieben, kamen die Herrscher der neuen technischen Wirklichkeit, die Krupp und Borsig und Siemens, aus der Erfahrung des Handwerkertums. Ganz anders war ihre Schau, ganz anders war ihr Erlebnis, ganz anders waren die Ziele, die sie verfolgten. Aus der Theorie wurde Wirklichkeit, aus dem Wissen technische Macht.

Macht ist gut, solange sie dient und solange der Mensch ihr freiwillig die Leidenschaft seiner Arbeit weiht. Aber Macht kann die Grenzen sprengen und von dunklen Gewalten mißbraucht werden. Als die neuen technischen Wunder zum Werkzeug entarteten, das die Menschen knechtet und die Gemeinschaft von innen her sprengt, brach grausam das schwere Verderben herein, das lange schon auf seine Stunde gelauert hatte: es ist der Kapitalismus, der dies Verhängnis zum Siege führt. Lange war kapitalistisches Denken vor der wirklich schaffenden Arbeit der großen Techniker und Unternehmer im Hintergrunde geblieben. Bald aber drängt es vor und überschwemmt die Gesinnung der Zeit mit seinen zersetzenden Giften. Da verfällt das Jahrhundert einer bindungslosen, ausbeuterischen Profitgesinnung, die sich der mächtigen technischen Werke für den Eigennutz von Banken und Börsen bedient und an die Stelle des hohen Gesetzes der Arbeit das Götzengesetz vom Herrenrechte des Gelds auf den Thron hebt.

So sickert in diese Zeit, die die Technik erfand, damit sie dem Menschen diene, der böse Dämonengedanke, den Menschen mit der Maschine ohne Erbarmen zu pressen, damit er schuftend und fronend Profite erzeuge. Und während sich so der Geist des liberalistischen Verfalls einer starken Waffe des Menschengeistes mißbräuchlich zum Kampf gegen die einfachste Menschenwürde bedient, grollt aus den Tiefen die Stimme entrechteter Massen. Zu innerst in den Kapitalismus verstrickt, entsteht sein unversöhnlicher Feind in der Arbeiterschaft, die nicht als gleichberechtigtes Glied der Gemeinschaft, sondern als Fronvolk für den fressenden Götzen Maschine gewertet wird. Und wieder waltet Verhängnis: während die ersten Arbeitergruppen und Arbeiterführer, deutsche Handwerkersöhne, den werdenden Stand der Volksgemeinschaft entgegenführen wollen, verschließt sich die kapitalistisch verderbte Schicht der Besitzenden diesen beschwörenden Rufen. Man weiß um das bittere Ende: jüdischer Intellekt organisiert den Marxismus und bemächtigt sich der Arbeiterschaft für volksfremde Zwecke.

So wird in der verlassenen, vergessenen, verachteten Arbeiterschaft der Marxismus wie eine Erlösung begrüßt. Nur da und dort stehen innerhalb der besitzenden Kreise einzelne Männer auf, die das marxistische Gift durch soziale Wohltätigkeit ausrotten wollen. Aber sie scheitern alle, die Stöcker und Abbe und Bodelschwingh, die sich mit sozialen Gedanken tragen; denn der Marxismus hat seine Mauern des Hasses wie unzerstörbare Wälle aufgerichtet. Und doch sind die wenigen mutigen Männer der herrschenden Schicht, die die Notwendigkeit sehen, den ausgestoßenen Arbeiterstand wieder in das Gefüge des Volkes einzubauen, in einer mit Blindheit geschlagenen Zeit wahrhafte Seher gewesen. Während das kapitalistische Bürgertum sich seinen Genüssen hingab und geruhsam seinen Besitz verzinste, lebte in ihnen das Wissen, daß ein geschlossenes Volk vor der Geschichte höheren Wert besäße als eine gesättigte Einzelschicht. Aber ruhlos tobte trotz solcher seltenen Einsicht der Klassenkampf durch das zerrissene Volk: und auch der Staat vermochte ihn nicht zu beenden.

Der deutsche Staat, der über der werdenden Technik, der wuchernden kapitalistischen Wirtschaft, dem hemmungslosen Wahnsinn des Klassenkampfs seine Macht erhebt, stellt sich in diesem Jahrhundert des Zwiespalts für lange Zeit als eine der wenigen klar geleiteten Schöpferleistungen dar. Langsam nur war er emporgewachsen. Die früheste Stufe zum Bismarckschen Reich lag im Jahrhundertbeginn, als mitten im liberalen Verfassungsgeschwätz der deutsche Zollverein Wirklichkeit wurde. Baumeisterliche Staatsmannskunst trat dann erst nach vielen Jahrzehnten wieder hervor, als Bismarck sich der Herrschaft in Deutschland versichert. Sein Reich trug die Zeichen der echten Macht: die Autorität, das strenge Soldatentum, die klare Zucht, die geregelte Ordnung, die Kraft, den eigenen Willen stolz zu behaupten. Unerschütterlich war dieses Reich in seinem Machtgefüge gebaut, männlich und streng, fordernd und ohne Schwäche überall dort, wo wirklich staatlicher Anspruch und staatlicher Wille standen. Und doch hat auch hier bald zersetzendes Gift Eingang gefunden, als der liberalistisch lockere Zeitgeist von der tonangebenden, innerlich hohlen Gesellschaft auch in den Staat hineinverpflanzt wird.

Da tritt denn neben die Technik, die immer mehr in die Finger der kapitalistischen Wirtschaft gerät, und neben den ursprünglich strengen Bismarckschen Staat, der von der Gesellschaft des Liberalismus zersetzt wird, als dritter Kraftkreis im späten Jahrhundert die Gruppe der Mahner und Warner, die gegen die Spaltungen, Schwächen, Gifte, gegen die Lässigkeit der Gesinnung, gegen Entartungen, gegen die optimistische Leichtfertigkeit des Liberalismus die sorgende Stimme erheben. Denn sie erkennen: wo sich die Auflösung breit macht und keine der uralten Tafeln unangefochten bleibt, wo die ewigen Mächte Volk und Gemeinschaft, Bindung und Glaube in Hohn und Spott getaucht werden, wo der rauschende Tanz in höherem Rang steht als die staatenbauende, volkserhaltende Zucht: da ist ein Geschlecht in der Tiefe, in seinen Instinkten, erkrankt.

Es sind nur wenige einsame Seher, die das schreckhafte Ende dieses Jahrhunderts quält. Sie schreien ihre Bedrängung in die Menge hinein, geißelnd, flehend, sie fliehen vor der Schrecknis der Zeit, die ihren Gräbern entgegentanzt, in die Stille und kehren von fernen Bergen wieder zurück auf die hallenden Märkte, um nochmals zu mahnen – doch ihre Stimme verliert sich in eisiger Einsamkeit, denn das Geschlecht, dem sie gilt, tanzt sich in immer neue Täuschung hinein....

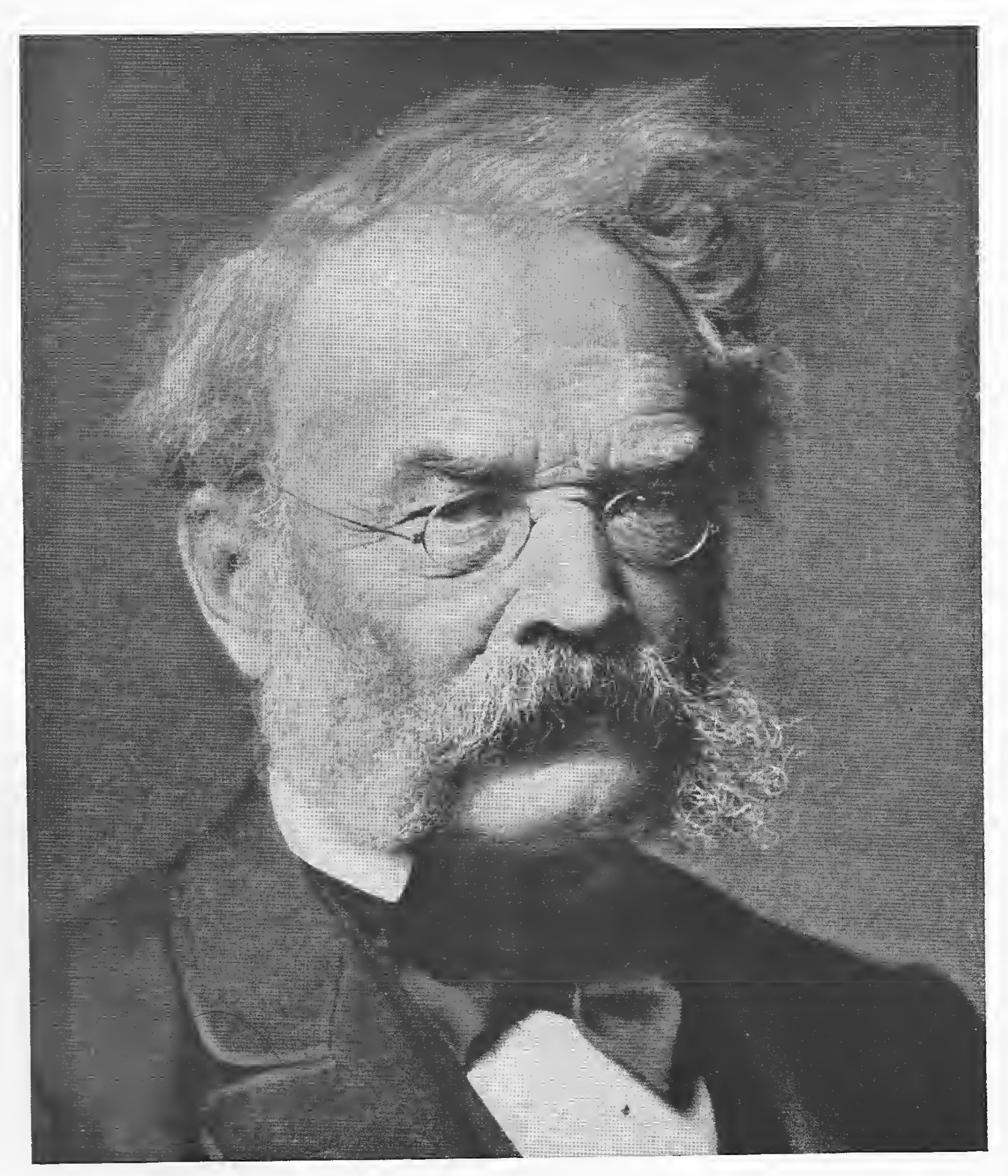
Mit dem Versprechen zu nie gesehener Leistung hatte die neue Epoche dereinst begonnen. Unwahrscheinliches hatte im Lauf der Jahrzehnte ihr Geist geschaffen. Doch da er den Einbruch der dämonischen Mächte des Verfalls, der Spaltung und der Vereinzelung nicht zu hindern vermochte, gleitet die Zeit auf Abgründe zu: und so verdunkelt den hohlen Jubel eines leichten Spätlingsgeschlechts immer grauer die Klage der Weisen, die das Ende hellsichtig ahnen.



August Borsig 1804–1854

Aus gesündesten Schichten war im Jahrhundert der Wirtschaft, das im Kampfe zwischen entfesseltem Reichtum und darbender Rechtlosigkeit enden sollte, die Kraft für seine technische Leistung emporgewachsen. Die führenden Männer des technischen Aufstiegs sind aus dem gefestigten Handwerk gekommen und haben aus eigenem Können sich ihre Führerstellung erdient: Menschen der Arbeit und Diener an einem Werk, das als Schöpfung und nicht als Quelle für leichten Profit zur Leistung spornt. August Borsig war Zimmermannssohn und hatte erst das Gewerbe des Vaters erlernt, ehe er sich die einfachste Kenntnis in technischen Fragen aneignen konnte. Nicht die Schulen förderten ihn, sondern die Arbeit an Werkbank und Amboß. Während er hier sein Können rüstet, schweift er im Geist jeder Möglichkeit nach, sich in den Aufstieg der Technik mit einzuschalten. Schnell erkennt er so die Zukunft der Eisenbahn und gründet schon 1837 mit wenigen Arbeitern die erste deutsche Lokomotivenfabrik. Jäh reißt dann die Entwicklung der Zeit auch Borsigs kleines Werk in ihren gewaltsamen Aufstieg: nach einigen Jahrzehnten bereits ist aus der Werkstatt ein Riesenbetrieb geworden, der jährlich Tausende von Maschinen liefert, der eigene Eisenwerke, Kohlenfelder, Hochofenanlagen besitzt.

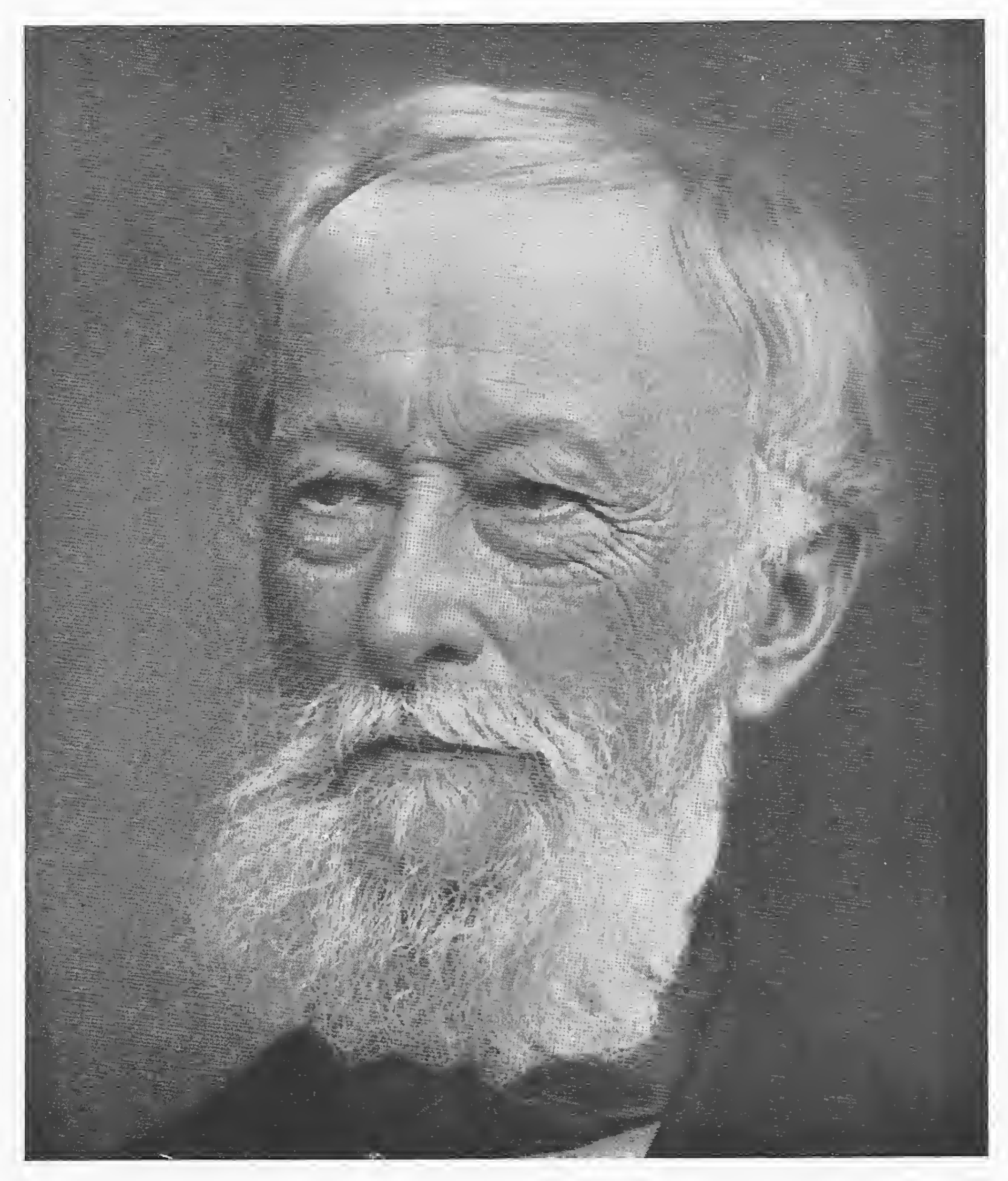
Gemälde von Franz Krüger



Werner Siemens 1816–1892

Der Gutspächtersohn Werner Siemens hatte lange Jahre so gut im Heere gedient, als ob er dereinst nach regelrecht beschlossener Laufbahn in grauen Ehren den Abschied zu nehmen gedächte. Doch schon den jungen Leutnant schied seltsame Neigung zu Physik und Chemie von den nur militärisch denkenden Kameraden. Als ihm gar die ersten elektrischen Erfindungen glücken, läßt seine technische Leidenschaft ihn nicht wieder los. Bald verbindet er sie auch mit dem soldatischen Dienst: so hat er die erste Seemine gelegt, die elektrisch entzündet wurde, und als man die ersten Versuche mit dem neu erfundenen Telegraphen anstellte, hat Siemens sogleich mit verbessernden Vorschlägen die Erfindung gefördert. Damals, um die Jahrhundertmitte, hat er das Heer verlassen, um seine eigenen Führerwege zu gehen. Er gründete die Telegraphenfabrik Siemens und Halske, die große Überlandstrecken für Telegraphie anlegt, die die Überseetelegraphie entwickelt, die in der ganzen Welt gesucht wird, wo Meisterleistungen nötig sind. Als Siemens dann gar den ersten Schritt zur Erfindung der Dynamomaschine tut, bricht ein neues Zeitalter an: denn erst der Dynamo liefert die Elektrizität als die billige Massenkraft, ohne die die Gegenwart nicht mehr bestehen kann.

Nach einem Lichtbild



Alfred Krupp 1812–1887

Auch Alfred Krupp hat als kleiner Werkstattbesitzer seine Arbeit begonnen. Als er die Hammerschmiede des Vaters selbst übernahm, zählte er 14 Jahre. Zuweilen hat er gehungert, um den Betrieb weiterführen zu können. Die große Leidenschaft seines Lebens war die Suche nach einem brauchbaren Gußstahl. Schon sein Vater hatte das schmale Vermögen an diese Frage verschwendet, und auch der Sohn setzt jeden kleinsten Gewinn für neue Versuche ein, brauchbare Mischungen zu gewinnen. Immer glücklicher werden allmählich die vielen Ergebnisse dieser rastlosen Arbeit. Bald zeigt der junge Meister auf Weltausstellungen Gußstahlerzeugnisse von einem Wert, der das Erstaunen der Fachwelt erregt. Damit aber nähert er sich seinem Ziel: er stellt die Erfindung in den Dienst seines Landes und gießt dem preußischen Heer die ersten modernen Kanonen. Nun weiß er auch um den Auftrag, den das Schicksal ihm stellte, als es ihn ruhelos immer neuen Verbesserungen nachforschen ließ: Krupps Fabrik, die mit 4 Arbeitern angefangen, wird die Waffenschmiede des Reiches, Herzpunkt der deutschen militärischen Kraft, an dem Zehntausende deutscher Menschen für die Verteidigung ihrer Heimat schaffen.

Nach einem Lichtbild



Ferdinand Graf Zeppelin 1838–1917

Während im Ruhrgebiet die Kruppschen Hämmer dröhnen, Borsigsche Lokomotiven das Reich durchfahren und die Geräte von Siemens in die Haushalte zu dringen beginnen, rätselt am Bodensee ein alter Soldat über die Mittel, wie auch das Luftreich dem technischen Willen der Zeit gebeugt werden könnte. Wohl kannte man seit einem Jahrhundert Gasballone, die dem Zufall des Windes ausgeliefert sind. Zeppelin aber möchte die Luft nach eigenem Willen durchfahren. Er rechnet und plant und baut und wirft sein Vermögen einem Traume hin, der allen Siebengescheiten als Wahngedanke eines Irren erscheint. Selten wurde ein Plan so bös verleumdet und so giftig verspottet wie die Idee des lenkbaren Luftschiffs. Und selten hat in jener lästernden, hohlen und glaubenslosen Zeit ein Mensch so brennend dem Stern vertraut, der wie ein Schicksal über ihm hing. Allem Widerstande zum Trotz, unberührt von dem blöden Gelächter, hat der Graf sich in seine Arbeit vergraben, bis sich mächtig und stolz die Erfüllung fügte. Sein Luftschiff fliegt und erobert dem Menschen ein neues Reich. Wieder hatte ein Mann seiner entgötterten Zeit bewiesen, daß alle Schöpfung nur aus dem Glauben kommt.

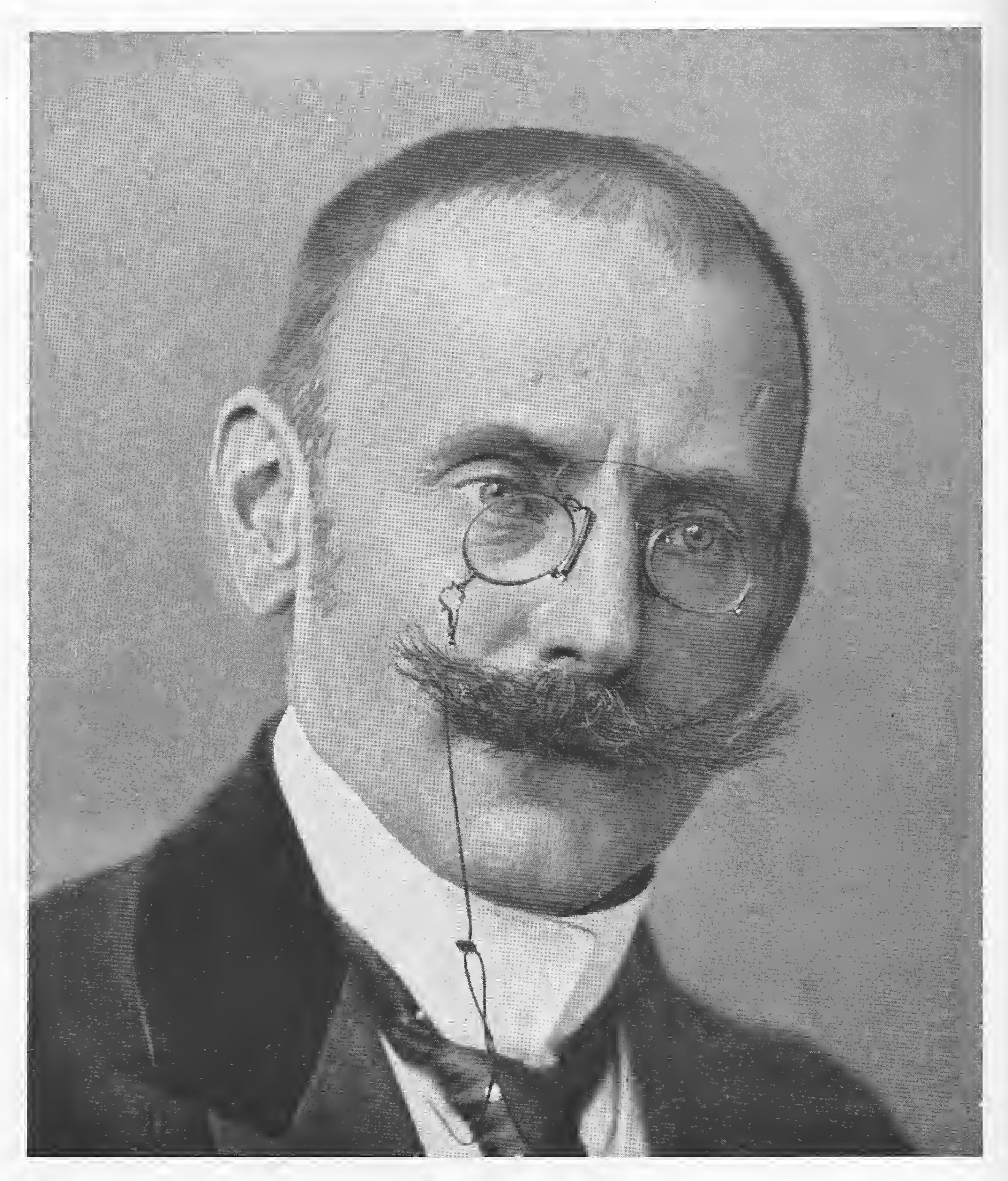
Aufn. Luftschiffbau Zeppelin, Friedrichshafen a. B.



Hermann von Wißmann 1853–1905

Die germanische Unruhe war es, die die Erfinder nach immer kühneren Plänen ausschauen ließ. Den einen trieb sie einem verborgenen Gesetz der Natur nach, den anderen lockte sie mit den uralten Wielandträumen. Die gleiche Sehnsucht zum Unbekannten lockte die großen Forscher in die dunkelsten Öden des Erdballs. Namentlich Afrika reizte mit seinen verborgenen Wundern, und weil im Verlauf des Jahrhunderts der Gedanke an Kolonien immer vertrauter wurde, verband sich bald die Leidenschaft des geographischen Forschers mit der Aussicht auf Landgewinn für das Reich. Hermann Wißmann, ursprünglich Offizier, wurde von beiden Neigungen in die Fremde getrieben. Seine ersten Fahrten ins Innere Afrikas dienten einzig erdkundlichen Zwecken, waren von Forscherfreude, von der Lust am Abenteuer, von der unbezähmbaren Leidenschaft des Fernwehs eingegeben. So hat er als erster Weißer in den achtziger Jahren das mittlere Afrika von Westen nach Osten durchquert. Später kamen seine Erfahrungen auch dem Reiche zugute, als er in unserer ostafrikanischen Kolonie Araberaufstände niederwarf und am Ende zum Gouverneur ernannt wurde.

Nach einem Lichtbild



Karl Peters — **1856–1918**

Wohl der ruhloseste Geist unter den deutschen Kolonisatoren ist Karl Peters gewesen, Staatsmann und Abenteurer in einer Gestalt, beherrscht von federndem Willen, von einem Ehrgeiz getrieben, den keine Rücksicht auf Bedenken und Zweckmäßigkeiten von einem Plane zurückhält, ein Mensch des jähen Entschlusses, in eisenhartem Trotz einem begonnenen Werk bis zum letzten treu. Schon als blutjunger Mann hatte er erfahrene Kaufleute für koloniale Pläne zu erwärmen gewußt. Als sich das Reich seinen Wünschen verschloß, die scheinbar allzu phantastisch aus diesem schweifenden Menschen sprudelten, rüstete er auf eigene Faust seine Reisen aus. Als Abenteurerplan ganz großen Stils erscheint sein Unternehmen, da er mit einer Handvoll Trägern in das innere Ostafrika dringt, um nun nach eigenem Ermessen mit jedem nächstbesten Häuptling Abtretungsverträge über Riesengebiete zu schließen. Keine Behörde im Reich billigt das Unternehmen. Aber er sichert sich Landstrich um Landstrich, und am Ende stellt er seinen Erwerb unter den Schutz des Reichs: ein kühner, zupackender Geist hat so für Deutschland auf eigene Gefahr eines der reichsten Außengebiete, unsere Kolonie Ostafrika, erworben.

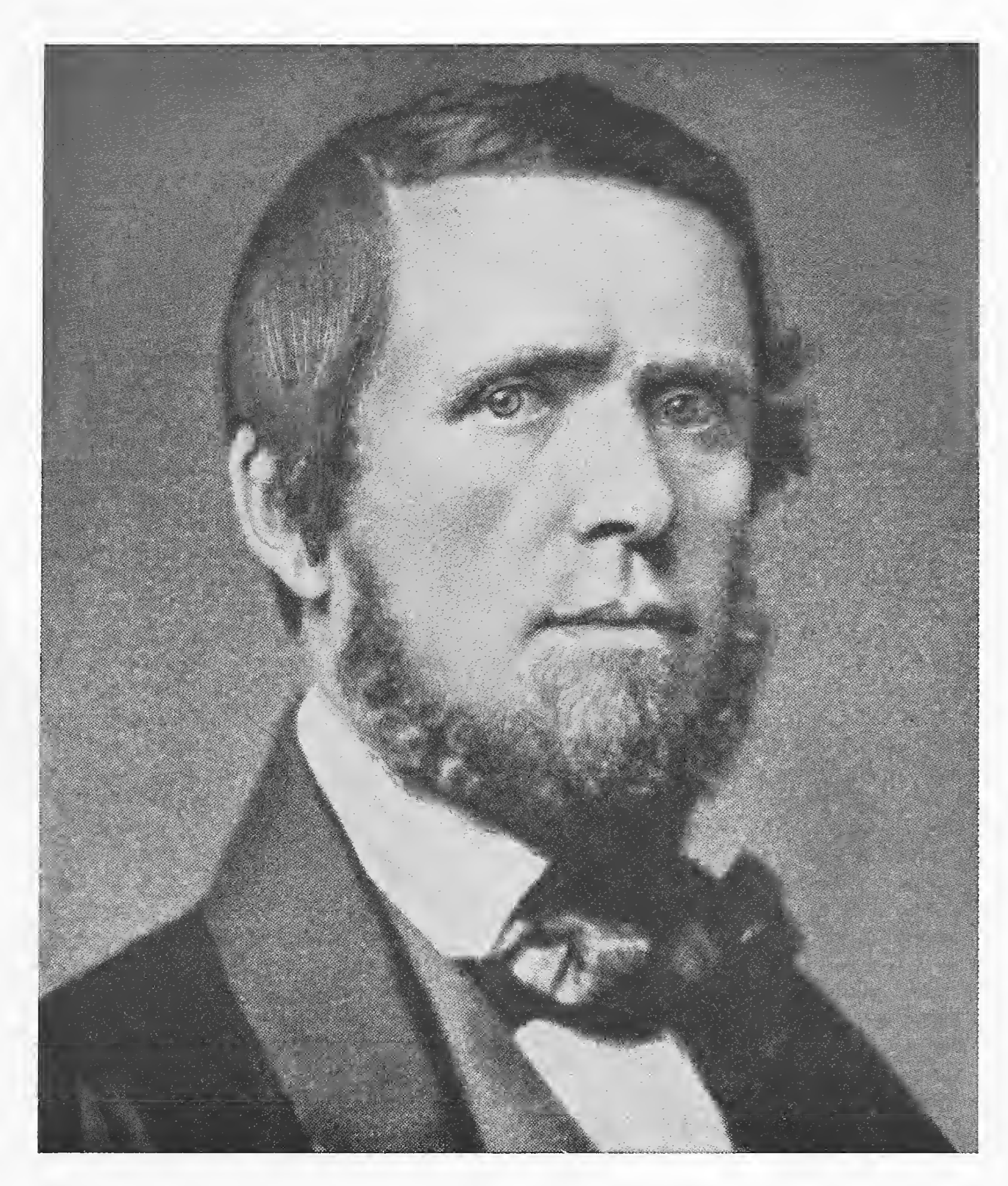
Nach einem Lichtbild



Adolf Lüderitz 1834–1886

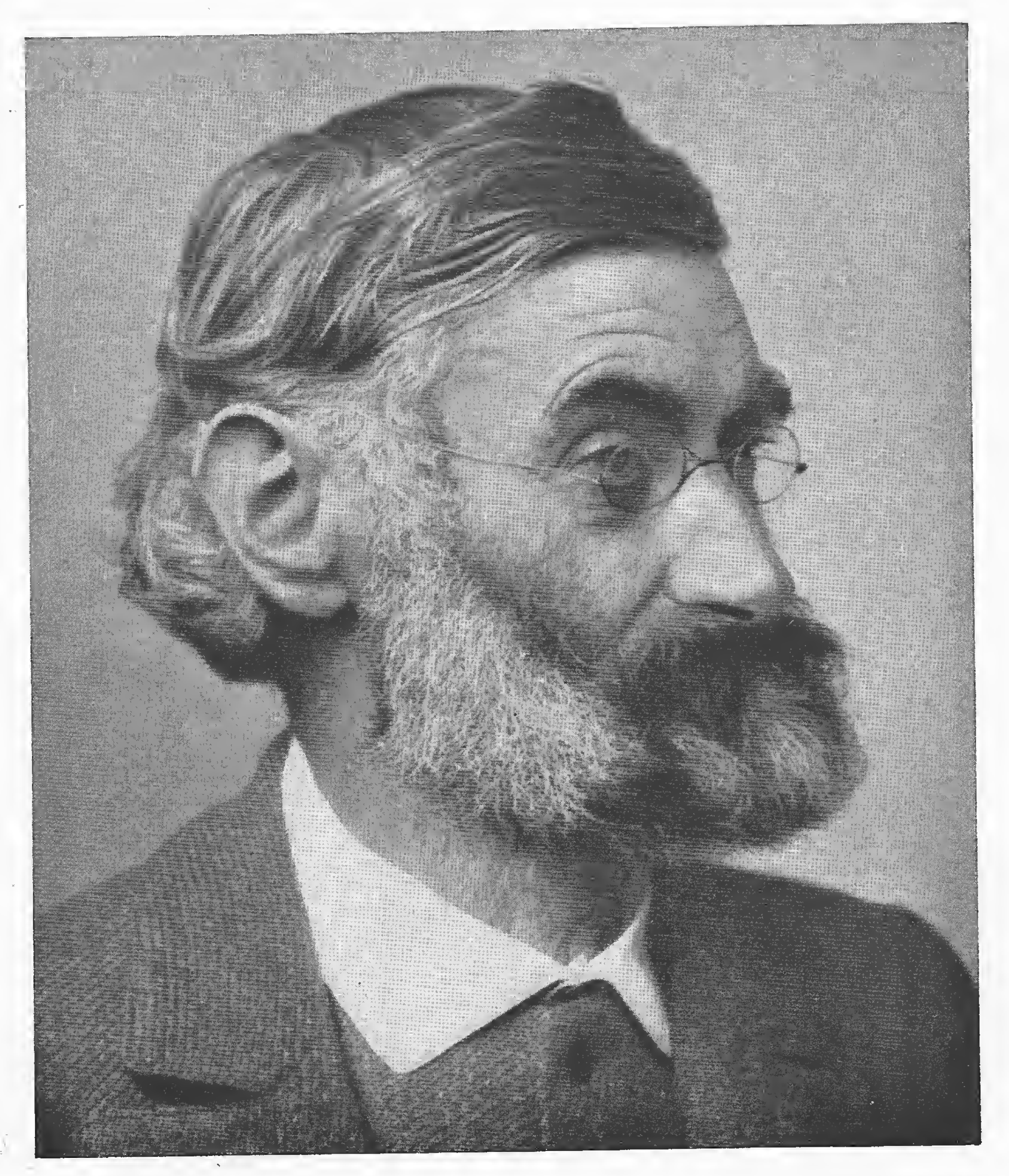
Als Deutschland Kolonien erwarb, stand es zugleich vor einer Notwendigkeit und einer Gefahr: dem Zwange, herrenlosen Besitz in Übersee zu ergreifen, konnte es schwerlich entgehen, wenn es in einem Zeitalter, das der Weltwirtschaft frönte, sich gleichberechtigt behaupten wollte; doch mit dem Eintritt in diesen Wirtschaftskampf förderte es zugleich den Kapitalismus, der die Frage der Kolonien nicht vom Standpunkt der staatlichen Macht, sondern allein nach der finanziellen Brauchbarkeit beurteilt. In der Geschichte Deutsch-Südwests zeigt sich der Zwiespalt zwischen dem kapitalistischen Nutzen und dem Hoheitsgedanken des Staats besonders klar. Der Bremer Großkaufmann Lüderitz hatte die besten Plätze der Südwestafrikanischen Küste erworben. Dann hatte das Reich Küste und Hinterland unter staatlichen Schutz gestellt: der Staat hatte somit dem Kaufmann gedient. Lüderitz selber war ein kühner, wagender Mann, mit dem weiten Blick des Hanseaten begabt, ein Mensch der Hingabe bis zum Forschertod in den Brandungswellen bei der Oranjemündung. Die Kolonie, zu deren Erwerb er den Anstoß gab, gedieh erst dann, als der Einfluß der kapitalistischen Siedlungsgesellschaften, die durch Bodenspekulationen den Aufstieg hemmten, gebrochen und dem Staat die Oberhoheit gesichert war.

Nach einem Lichtbild



Wilhelm Weitling 1808–1871

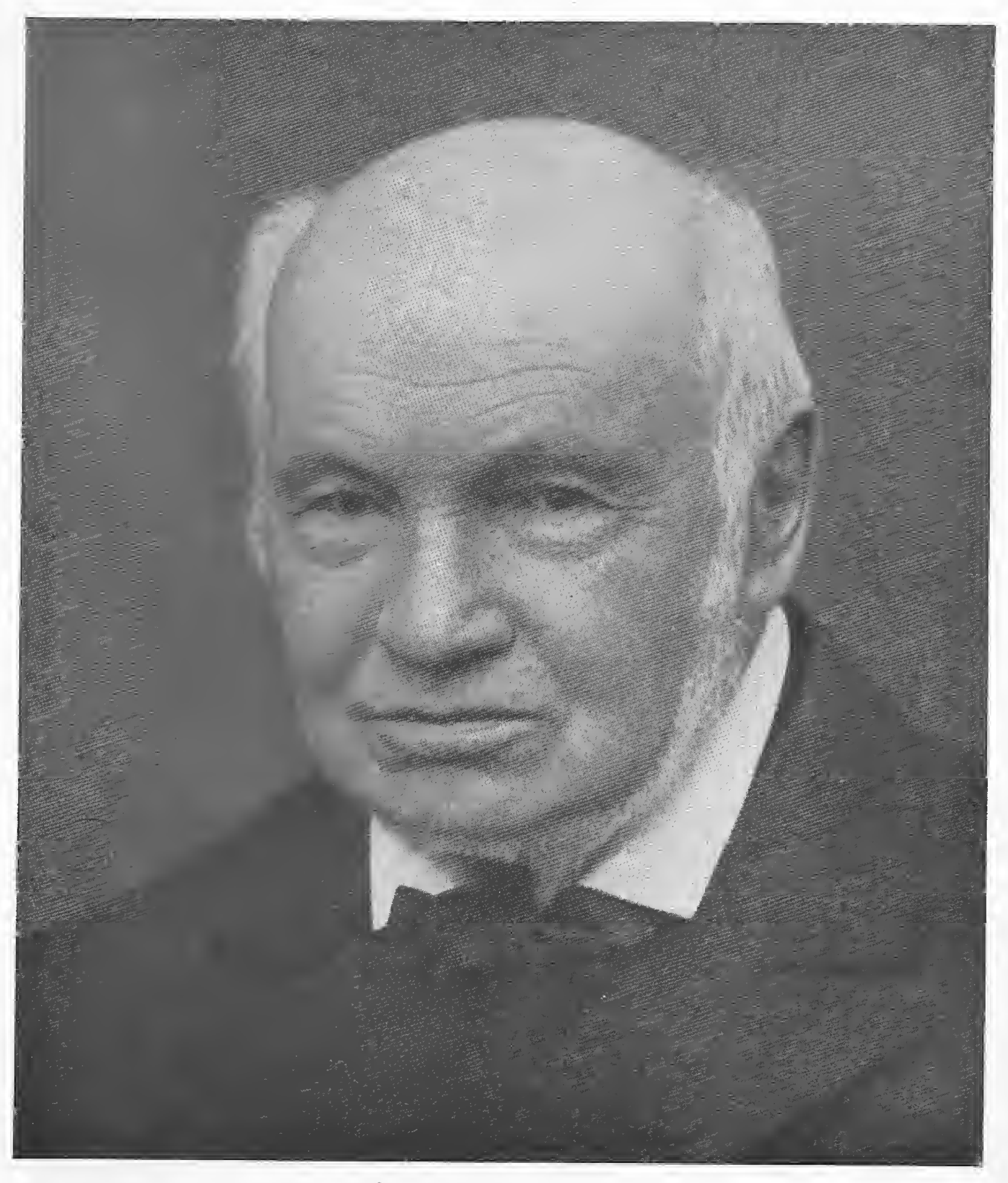
Als die kapitalistische Wirtschaft sich wie ein Moloch über die Herzen legte, wurde ein ganzer Stand das Opfer der Zeitenwende. Das Handwerk unterlag der Maschine und gab ihr seine Söhne in Dienst; die jungen Bauern rissen sich von der Scholle und schmolzen mit den Handwerkersöhnen zum rechtlosen vierten Stande zusammen: und alle suchten in dem heillosen Dasein, in das sie geraten waren, Sinn und Würde und Recht. Ein deutscher Schneidergeselle ist es gewesen, der diesem Trieb zu gleichberechtigter Geltung herzheiße Worte lieh. Wilhelm Weitling hatte selber als Handwerksbursch die Nöte des jungen Stands genugsam erfahren. Da schrieb er die Sehnsuchtsträume der werdenden Schicht in seinen Büchern nieder. Manche Utopie hängt luftig und blaß über dem Bild, doch bis in die Tiefen der Seele greifen die Worte hinein, die von der kommenden neuen Ordnung der aus den Fugen geratenen Gesellschaft sprechen. Marx hat später die Arbeiterschaft aus der Ganzheit des Volkes herausgerissen; aber die ersten Arbeiterführer aus deutschem Blut hatten sie einst zu einem Glied der Gemeinschaft machen wollen. Es ist ein Sinnbild, daß der deutsche Arbeiter Weitling arm und verkannt in Amerika untergegangen ist, während die Heimat im wilden Klassenkampf der marxistischen Aufwiegelung tobte.



Ernst Abbe 1840–1905

Die großen Führer der Industrie, soweit sie selber in ihrer Jugend die Not der unteren Stände erfahren, hatten vielfach der Arbeiterschaft ihrer Werke Erleichterungen gewährt: Siedlungswohnungen, Krankenkassen, Versicherungsmöglichkeiten. Den weitesten Schritt zu einem gerechten Ausgleich zwischen Arbeit und Kapital hat der große Physiker Abbe getan. Er war der Sohn eines armen, charakterstarken, strebenden Spinnarbeiters. Aus eigenem Können hat er sich darbend zum Gelehrten emporgeschafft. Als er dann später seine wissenschaftliche Mitarbeit dem kleinen Linsenschleifer Carl Zeiß lieh, wuchs dessen Werkstatt schnell zum größten optischen Unternehmen der Welt. Abbe ist bald Alleinbesitzer des Werkes geworden: da hielt er die Macht in Händen, seine sozialen Reformideen kühn zu verwirklichen. In edler Liebe zum Arbeitskameraden geht er gegen die alten Mißstände innerhalb seines eigenen Machtbereiches vor: der Arbeiter wird am Gewinn des Unternehmens beteiligt, weil er ihn mitschaffen half; die Arbeitszeit wird möglichst verkürzt; in seinem menschlichen Wert steht der handarbeitende Stand genau so hoch wie die anderen Stände. Mitten in der kapitalistischen Blütezeit ist Abbe einer der ersten Sozialisten der Tat gewesen.

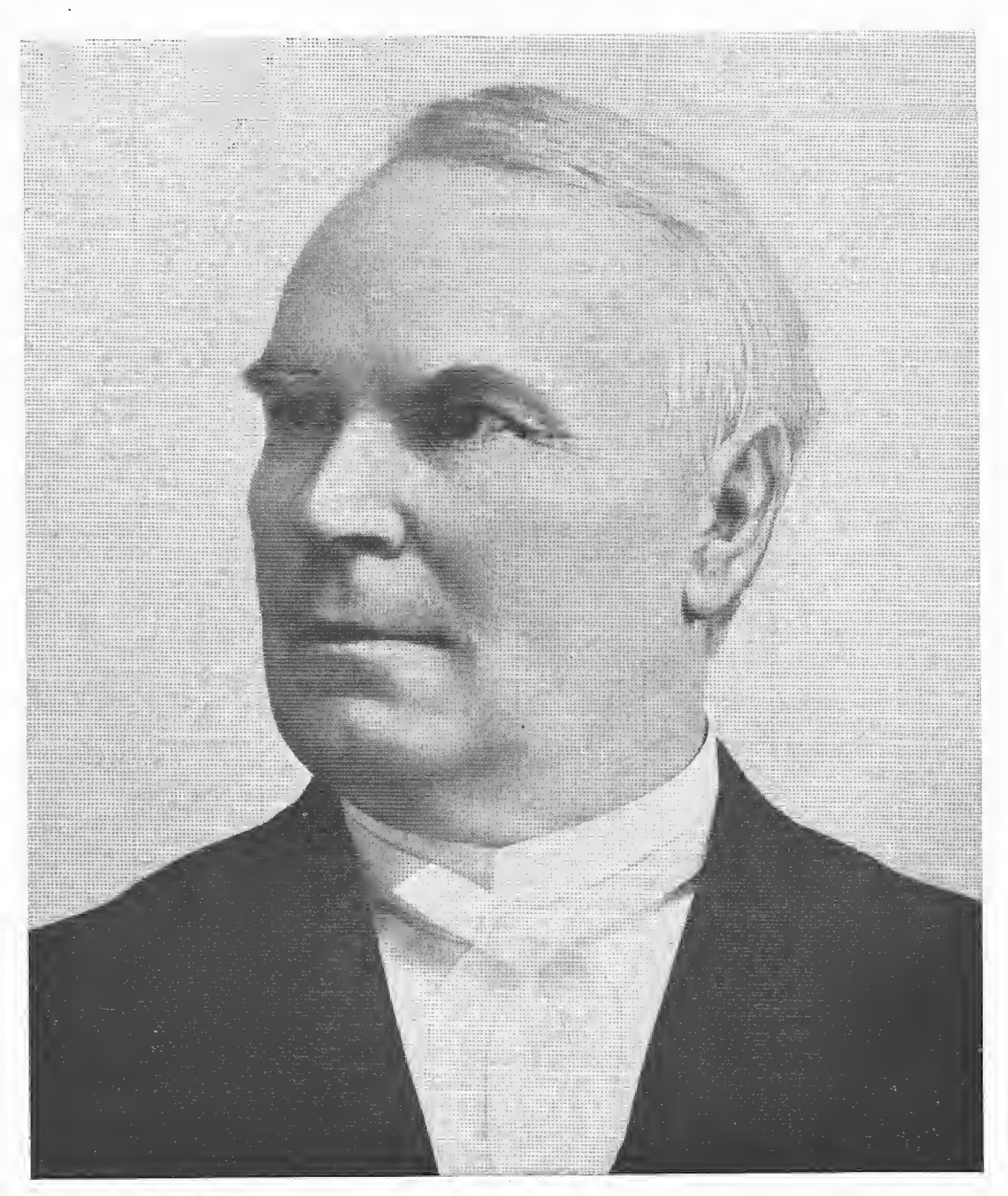
Nach einem Lichtbild



Friedrich von Bodelschwingh 1831–1910

Als das Massenelend sich immer tiefer in die unteren Stände hineinfraß, haben auch einzelne Kirchenmänner die Not erkannt und nicht mehr, wie die großen Massen der besitzenden Schicht, die Augen vor der sozialen Frage verschlossen. Es lag in der Wesensart der Priester begründet, daß sie den krassen Mißstand einzig mit dem Trost der christlichen Liebestätigkeit zu lindern versuchten. Das war nun gewiß keine bleibende Lösung und führte auch keinen Ausgleich der klaffenden Gegensätze in der kapitalistischen Welt herbei. Aber es war ein erstes Milderungsmittel für die verderbliche Not. Friedrich von Bodelschwingh, der zuerst Landwirt gewesen war und dann Pastor wurde, weil er dem darbenden Nächsten dienen wollte, hat dieser sozialen Hilfstätigkeit – der Armenpflege, der Wandererfürsorge – in seinen Anstalten Bethel und Wilhelmsdorf den breiten organisatorischen Rahmen geschaffen. Reicher Segen ging von dem Werke aus. Und doch ließ der Kampf gegen die soziale Not nur dort sich gewinnen, wo man anstelle herablassender Mildtätigkeit die Folgerung aus der Erkenntnis zog, daß das Arbeitertum nichts anderes brauchte als soziale, politische, menschliche Gleichberechtigung.

Aufn. Ernst Lohöfener, Bielefeld 1907



Adolf Stöcker 1835–1909

Es war ein anderer evangelischer Kirchenmann, der mitten in einer verachtenden Welt blitzklar erkannte, daß man mit Mildtätigkeit allein den Arbeiter weder aus seiner Not noch aus seinem wachsenden Haß gegen die Klassenkämpfer von oben herausreißen konnte. Wer der marxistischen Lockung erfolgreich begegnen wollte, mußte den Arbeiterstand in seinen Charakterwerten als gleichberechtigt erkennen. Adolf Stöcker, Hofprediger der Preußischen Majestät, Glied der obersten Schicht der Gesellschaft, die im Arbeiterstand den Herd aller Laster und aller Drohungen sieht, wagt die ungeheure Tat, vom Recht dieses Standes zu sprechen, seine Unentbehrlichkeit zu verkünden, mit der Christlich-sozialen Partei eine Bewegung ins Leben zu rufen, die die Arbeiterschaft hineinführen will in den bestehenden Staat, um soziale und nationale Kraft eng zu verschweißen. Der große Kanzelredner steht abends in rauchigen Massenversammlungen, bejubelt wie je ein Führer des Volks, ein großer Hasser, weil er voll brennender Liebe steckt, und spricht zur Arbeiterschaft von ihrer wahren Bindung an die Gemeinschaft. Stöckers Werk ist wieder verflackert, aber es hatte für einen Augenblick in die ferne Zukunft geleuchtet.

Aufn. Scherls Bilderdienst



Friedrich List 1789–1846

Es hatte mancher Jahrzehnte bedurft, bis die Wirtschaft sich zu ihrer hohen Blüte entwickelt hatte und bis zusammen mit dem eintretenden kapitalistischen Mißstand die soziale Frage als die Lebensaufgabe der Zeit erschien. Geraumer Jahrzehnte bedurfte auch das Werden des Staates; ehe Bismarck das Reich fügt, ist manche Sehnsucht ins Blaue gestiegen, weil sie auf der widrigen Erde kein festes Haus bauen konnte. Schon in den zwanziger Jahren hatte der schwäbische Volkswirtschaftler Friedrich List an die Idee des Einheitsreichs seine Gedanken gehängt. Doch während Männer wie Uhland diese Träume mit dem Schimmer romantischen Denkens umwoben, sah List mit nüchternstem Blick in die Wirklichkeit: schon die Entwicklung der Wirtschaft, der Industrie und des Verkehrs zwänge die Einheit herbei. In seinem „Handels- und Gewerbeverein" hat er für diese deutsche Einheit geworben. Da sperrte ihn engstirniger Partikularismus in eine Festung der Reaktion und zwang ihn endlich zur Auswanderung nach Amerika. Erst im Zollverein von 1833 finden Lists Lehren die leuchtende Auferstehung. Doch als er auch jetzt noch mit keinem seiner neuen Vorschläge durchdrang, hat er in letzter Verzweiflung dem echolosen Leben selber ein Ende gesetzt.

Zeichnung von Kriehuber



Friedrich von Motz 1775–1830

Bis zur Hingabe allen persönlichen Gutes und selbst der persönlichen Freiheit hatte List für die Wirtschaftseinheit in Deutschland gerungen. Doch während ihn noch der Eigennutz der kleinen Bundesfürsten verfolgte, schuf in der Stille einer Kanzlei in Preußen altes, geschultes Beamtentum den Träumen der Einheit den ersten politischen Rahmen. Unter der Leitung von Friedrich von Motz schließen die deutschen Kleinstaaten mit preußischer Führung einen Zollverein ab. Bis zu diesem Zeitpunkt sperrten in Deutschland beinahe nach jeder Tagereise Zollschranken die Straßen; beinahe jeder Gau schenkte den Wein nach einem anderen Maß; heillos war die Verwirrung, an deren Lösung sich kein Politiker wagte. Motz war im hohen Beamtentum groß geworden, aber er war nicht im bürokratischen Schema erstarrt. Während die Klügler, Bedenkler und Zauderer immer nur wie gebannt auf Metternich starren, der damals noch den Potentaten im Deutschen Bunde diktierte, löst Motz den preußischen Staat aus seiner wirtschaftlichen Bindung an dieses erstarrte System. Mit der Schaffung des Zollvereins war die erste Stufe erbaut, über die nach Jahrzehnten Bismarck zur Gründung des Reichs schreiten sollte.

Zeichnung von F. Krüger



Kaiser Wilhelm I. 1797–1888

Prinz Wilhelm von Preußen ging schon in eisgrauem Haar, da wies ihm das Schicksal seinen geschichtlichen Auftrag. Er war noch ein Knabe, als er mit seiner Mutter, der Königin Luise, vor Napoleons Heeren ins winterliche Ostpreußen floh. Er war ein reifer Mann, als ihn der lärmende Pöbel der Märzrevolution 1848 erbittert verfolgte, weil er das preußische Heer und die preußische Ehre dem liberalen Geschwätz nicht ausliefern wollte. Er schien als Bruder des Königs für immer dazu bestimmt, neben dem Thron zu stehen und seine Kraft an geringeres Werk zu verschwenden, als es die Führung des Landes war. Doch plötzlich rief ihn das Schicksal zum Amt: der Tod des Königs macht den Prinzen von Preußen zum preußischen Herrscher. Ein märkischer Junker, Otto von Bismarck, bei allen Bedenklern als jäher Waghals verschrien, vom König selber anfänglich nur mit Argwohn betrachtet, ist sein Schicksal geworden. Selten nur hat ein Herrscher von innerem Rang sich so vor seinem treuesten Diener gebeugt wie dieser greise König von Preußen vor Bismarck, der das neue Reich geschaffen hat. Selten ließ, trotz mancher Bedenken, ein Fürst die Getreuen so schrankenlos walten.

Gemälde von G. Richter. Photogr. Ges. Berlin



Otto von Bismarck 1815–1898

Als Bismarck mit einer Kraft, als wuchte er Findlingsblöcke übereinander, sein Reich erbaut, trotzt er der schwächlichen, seichten, von allen Lüsten nach leerem Besitz und flitterndem Schein verderbten Gesinnung der Zeit entgegen. Die tiefsten Mächte des Schöpfermenschen, das alte Blut und die wurzelstarken Ströme der Erde, waren mit diesem dämonischen Manne in ein mechanisches Zeitalter eingebrochen. Er hat ein Werk in sein Jahrhundert hineingestellt, das auch noch standhielt, als Unfähigkeit, Schwäche und endlich gar die Stürme des Großen Krieges mit wildestem Anprall drohten. Bis zu dem schweren Tag der Entlassung stand er einsam im zerrissenen Volk, ruhloser Kämpfer um Werk und Kraft, in seinem Aufbegehren wie in seiner Demut, in den gewaltigen Spannungen seiner Seele von der zerklüfteten Zeit nicht verstanden – und grade darum ein ragender Held über dem zänkischen Nichts. Erst als ihn der junge Enkel des alten Kaisers aus seinem Amt entließ, kam eine der seltenen deutschen Besinnungen über das Volk: da merkte es jählings, welch Säule man leichthin gebrochen hatte, – und erschüttert strömt es zu dem verlassenen Mann, der das Reich errichtet hatte und nun als greiser Hüter und Mahner im Sachsenwalde sitzt.

Lichtbild Pilartz, Kissingen 1890. Photogr. Ges. Berlin



Helmut von Moltke 1800–1891

Dem deutschen Volk hat Bismarck das einige Reich errungen. Doch niemals hätte dies Werk sich gefügt, wenn nicht dem Kanzler die scharfe Waffe des preußischen Heeres zu Diensten gestanden wäre. Helmut von Moltke hat dieses Heer zum Siege geführt. Frühzeitig schon zog man den fähigen Offizier zu besonderen Diensten heran: so hat er in den dreißiger Jahren das türkische Heer nach preußischem Muster geschult. Doch erst die strenge, fordernde Arbeit im Generalstab läßt ihn die Fähigkeiten, die er dem Vaterlande entgegenzubringen hat, bis zum äußersten nützen. Seit Scharnhorsts Tagen hatte der preußische Generalstab immer nur tüchtige Chefs erlebt. Mit Moltke aber tritt wieder ein Geist ein, der ebenbürtig neben dem Genius Scharnhorsts steht. Das preußische Heer, von Moltke zu bester Schlagkraft erzogen, hat unter seinem Befehl die Kriege gegen Dänemark, Habsburg und Frankreich geschlagen, um das einige Reich zu gewinnen. Der Generalfeldmarschall aber, der Sieger von Königgrätz und von Sedan, Stratege von kühnstem Zuschnitt in seinen neuen Gedanken, wird vielen Geschlechtern von Offizieren zum Inbegriff lautersten Preußentums: streng und edel, hochfliegend und kühn, verschwiegen und seinem Werke treu, so geht er in Bismarcks Gefolgschaft durch die deutsche Geschichte.

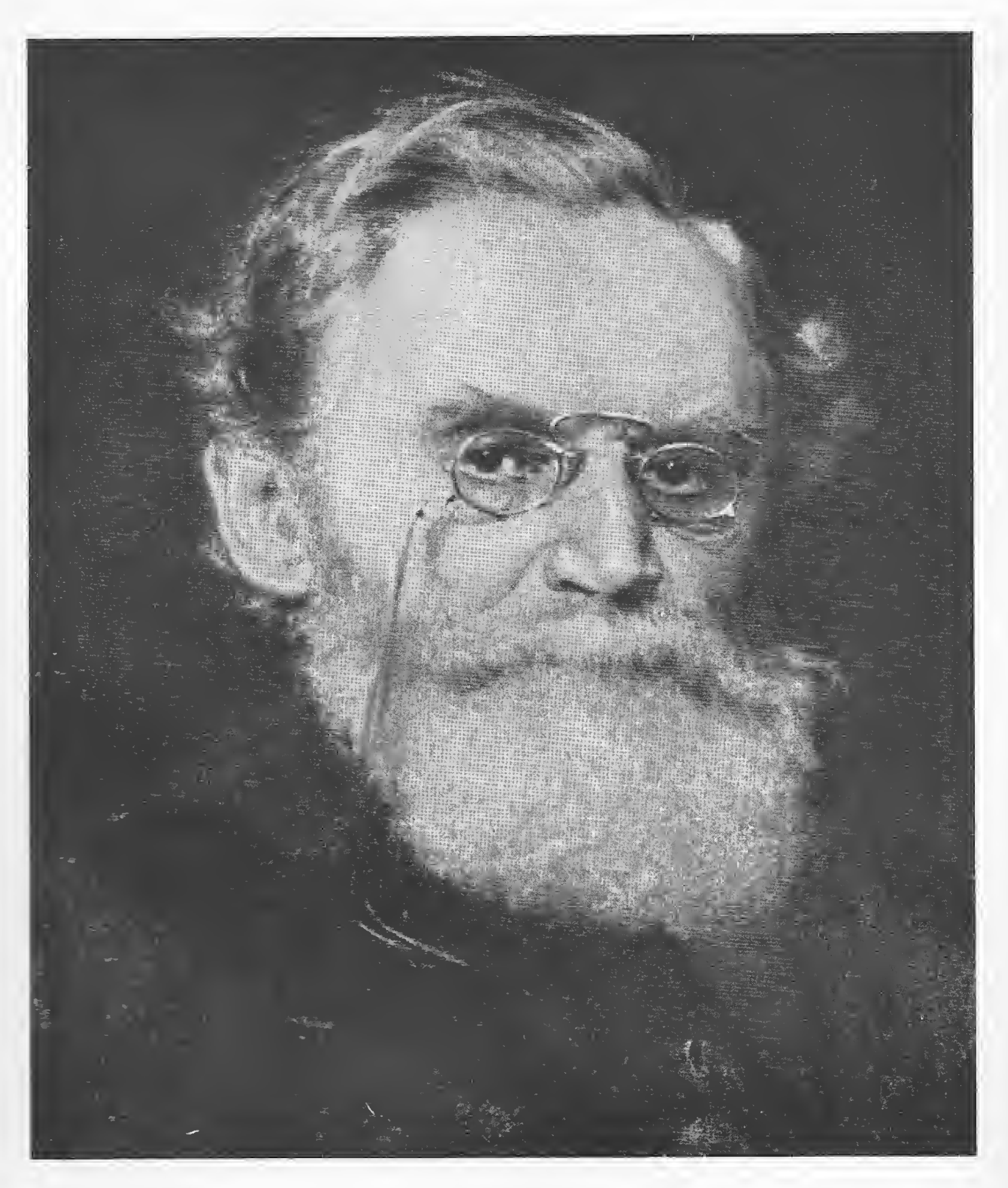
Gemälde von F. Lenbach



Albrecht von Roon 1803–1879

Moltke hatte das preußische Heer und dessen Offiziersstab unübertrefflich geschult und dann zu weltgeschichtlichen Siegen geführt. Doch vorher hat Albrecht von Roon als preußischer Kriegsminister dem Heere die äußere Form gegeben. Heere sind lebendige Körper, empfindlich gegen jede Vernachlässigung, am tiefsten aber von der Gefahr des Erstarrens bedroht. Wenn nicht ein blickscharfer Wächter unaufhörlich Geschmeidigkeit, Schlagkraft, Gewandtheit des Willens und der Entschlüsse prüft; wenn nicht soldatisches Denken in regster Lebendigkeit immer der Zeit vorauseilt, erhebt sogleich die Drohung ihr Haupt, daß dieses Heer aus Starrheit, Gemächlichkeit, mangelnder Rüstung versagen könnte. Auch die Heere, die Scharnhorst geschult, mußten sich wandeln: Albrecht von Roon hat die Wandlung vollzogen und als großer Organisator das preußische Heer auf den Stand der verwandelten Zeit gebracht. Als er sich dabei mit üblen parlamentarischen Störern herumschlagen mußte, hat er dem König als unerbittlichen Kampfgenossen Otto von Bismarck empfohlen. Um nichts geringer wiegt diese Tat als die Heereserneuerung selber.

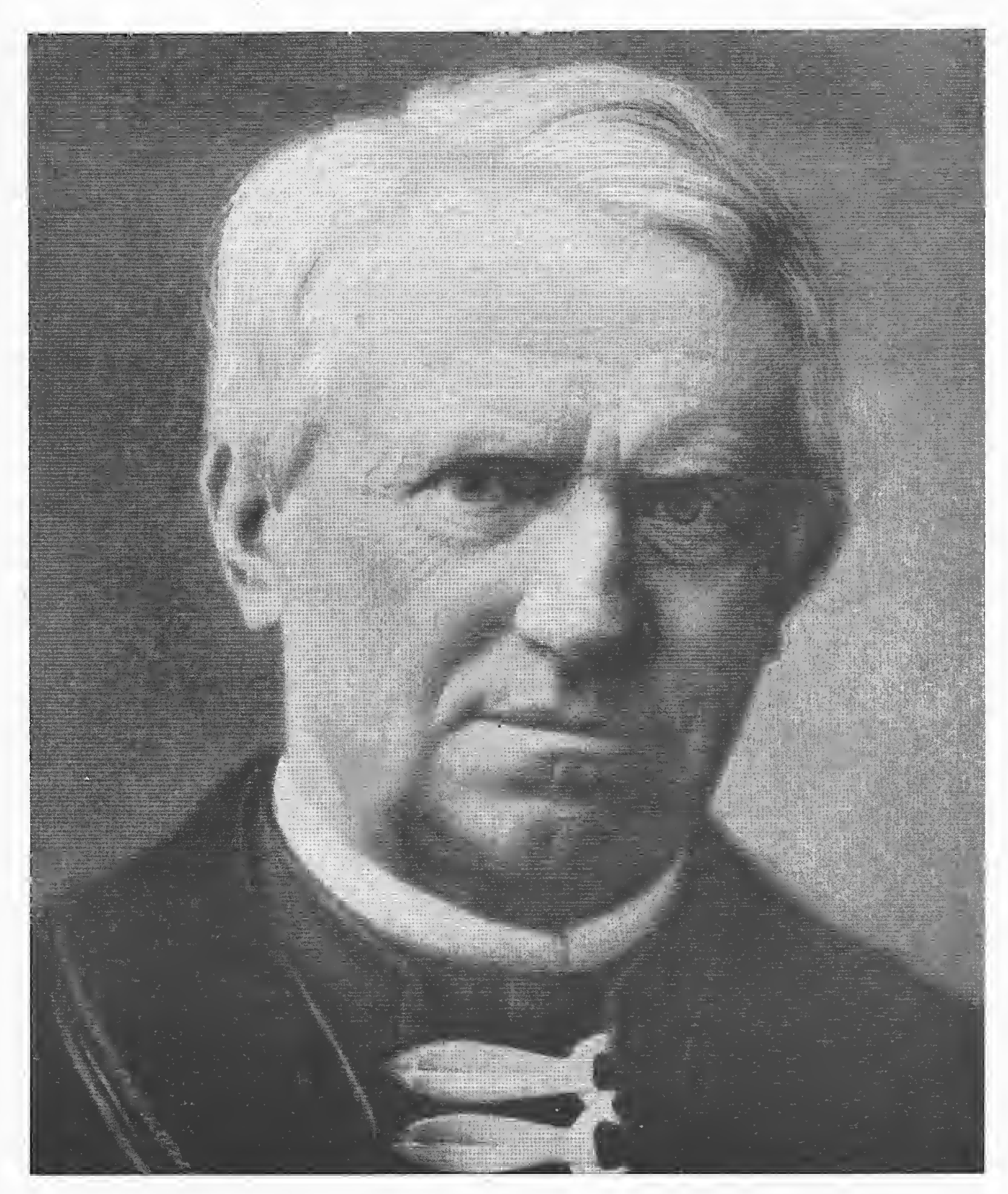
Nach einem Lichtbild



Karl Schurz 1829–1906

Indes sich in der Heimat das deutsche Volk nach langer, vieljähriger Mühe in einem einigen Reiche sammelt, war das Deutschtum des Auslands in der Regel ohne Führer geblieben. Seit vielen Jahrzehnten ging deutsches Blut im fremden Volkstum verloren, und alle Bindung an Muttererde und übererbte Kultur löste sich schnell. Namentlich in Amerika wurden die Hunderttausende Deutscher vom fremden Volkstum schnell aufgesogen. Sie hatten die Heimat verlassen, weil die Ferne mit Hoffnungen lockte, weil zu Haus der Erwerb zu gering war, oder gar weil die Politik deutscher Kleinstaatlichkeit alles freiere Denken vertrieb. Auch Karl Schurz war aus politischen Gründen nach Amerika ausgewandert. Keiner zeigt klarer, welchen Verlust an Schöpferkräften Deutschland mit dieser Auswanderung erfuhr: schnell war der fähige Mann in Amerika zu hoher politischer Geltung gestiegen, war Gesandter, General, Senator, Minister geworden – ein deutscher Mensch von achtunggebietender Macht im Dienst eines fremden Staates. Auch das Deutschtum Amerikas hat seine führende Hand gespürt: er war es, der die Deutschen zu Bünden zusammenschloß, damit sie ihrem Volkstum möglichst lange erhalten blieben.

Nach einem Gemälde



Georg Daniel Teutsch 1817–1893

Karl Schurz betrieb seine Arbeit für das Deutschtum Amerikas als Staatsmann; er wollte wenigstens alte Erinnerung retten. Ein anderer Führer deutscher Volksgruppen im Ausland, der siebenbürgische Sachsenbischof Daniel Teutsch, rettet mit seiner Arbeit eine uralte, starke, aus deutschem Blute gewachsene Kultur. Die „Sachsen" in Siebenbürgen siedelten seit Jahrhunderten im Schutze der Krone Ungarns und waren mitten unter Madjaren, Zigeunern, Rumänen in ihrer neuen Heimat zu einer Insel deutscher Sprache und höchster deutscher Bauernkultur zusammengewachsen. Was Siebenbürgen an inneren Werten, an Schätzen des Ackerbaus, an alter Kraft der Städte, an politischem Führertum besaß, verdankt es einzig den deutschen Siedlern. Als Ungarn daranging, diesen geschlossenen Raum zu madjarisieren, schlossen sich um den Bischof der evangelischen Kirche in Siebenbürgen, um Daniel Teutsch, die Bedrohten zusammen. Daniel Teutsch war als Kirchenmann wie kein anderer mit den Schwächen und Stärken des Stammes vertraut: im Kampfe gegen die Überfremdung hat er den Sachsen das Deutschtum gerettet. Als er dann seine „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" schrieb, hatte der deutsche Stamm ein Buch in seinem Besitz, das die Gewissen weckte und den völkischen Stolz wie kein anderes schärfte.

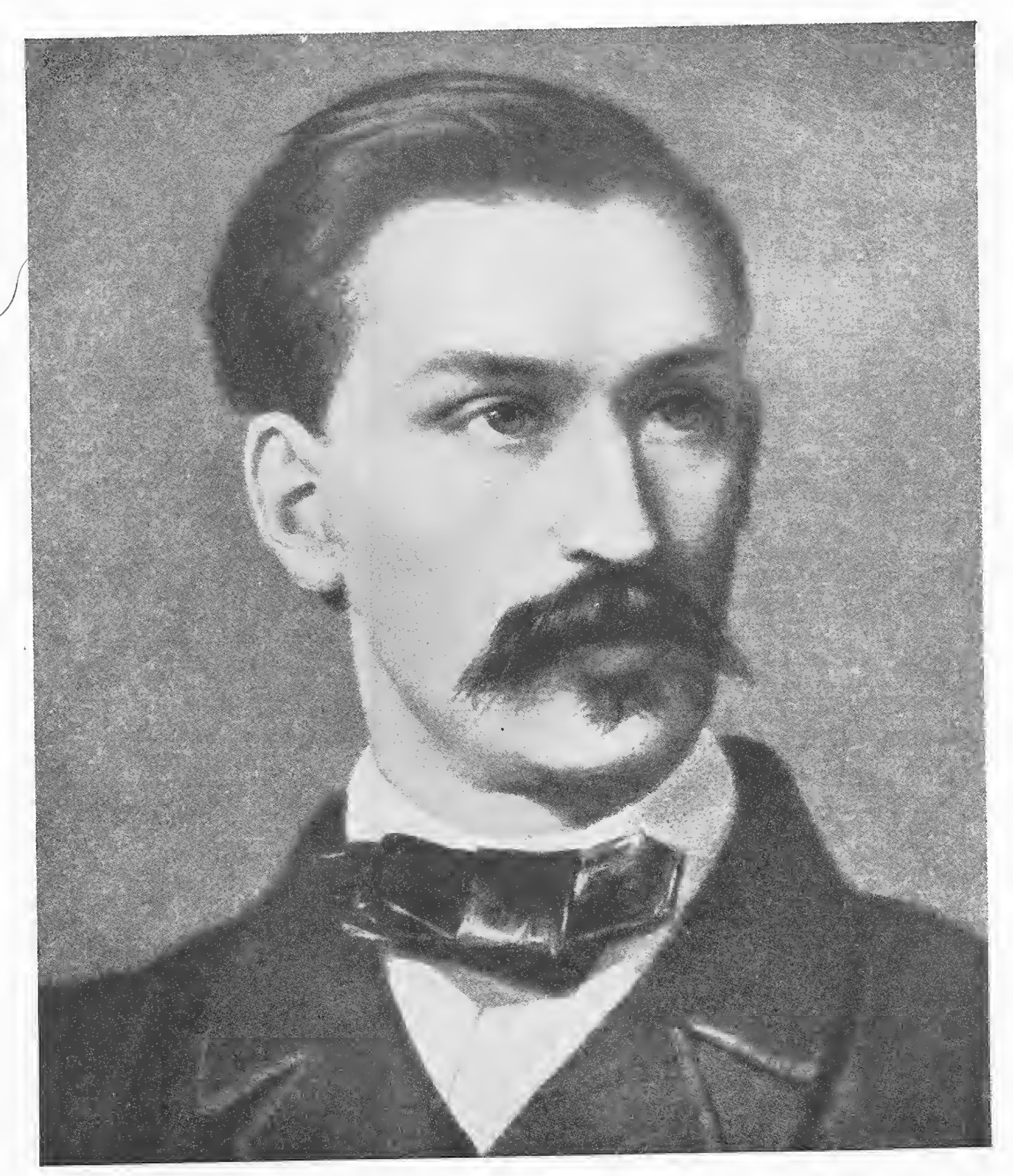
Aufn. Emil Fischer, Hermannstadt



Leopold von Ranke 1795–1886

Politische und militärische Kraft schufen aus einem Staatengewirr das Reich. Während so vor den Augen der Zeitgenossen echte Geschichte gemacht wurde, wuchs in Deutschland, schon seit den Befreiungskriegen angeregt durch den mächtigen Willen zum Staat, auch eine neue Lehre von der Geschichte auf. Leopold Ranke wird mit Recht der Begründer der neuen Geschichtsschreibung genannt. Denn was er als erster neuerer Forscher in diese alte Wissenschaft einführt, ist der Gedanke, den in der Philosophie schon Hegel vertreten hatte, daß wahre Geschichte nur in der Auseinandersetzung der großen staatlichen Mächte als der edelsten Formen menschlichen Geistes ablaufe. Ranke sah in die Geschichte mit einem wahrhaft politischen Blick. Zwar hat der zurückgezogene Gelehrte die neue, brennend politische Schau nur als kühler Forscher gewagt, der die Gewichte gerecht verteilt und der Geschichte das Amt versagt, Gesinnung zu bilden. Doch steht sein Werk so unangetastet in seiner Fülle und der Tiefe seiner Gesinnung, daß es für immer der Quell sein wird, den Durst nach geschichtlicher Einsicht zu stillen.

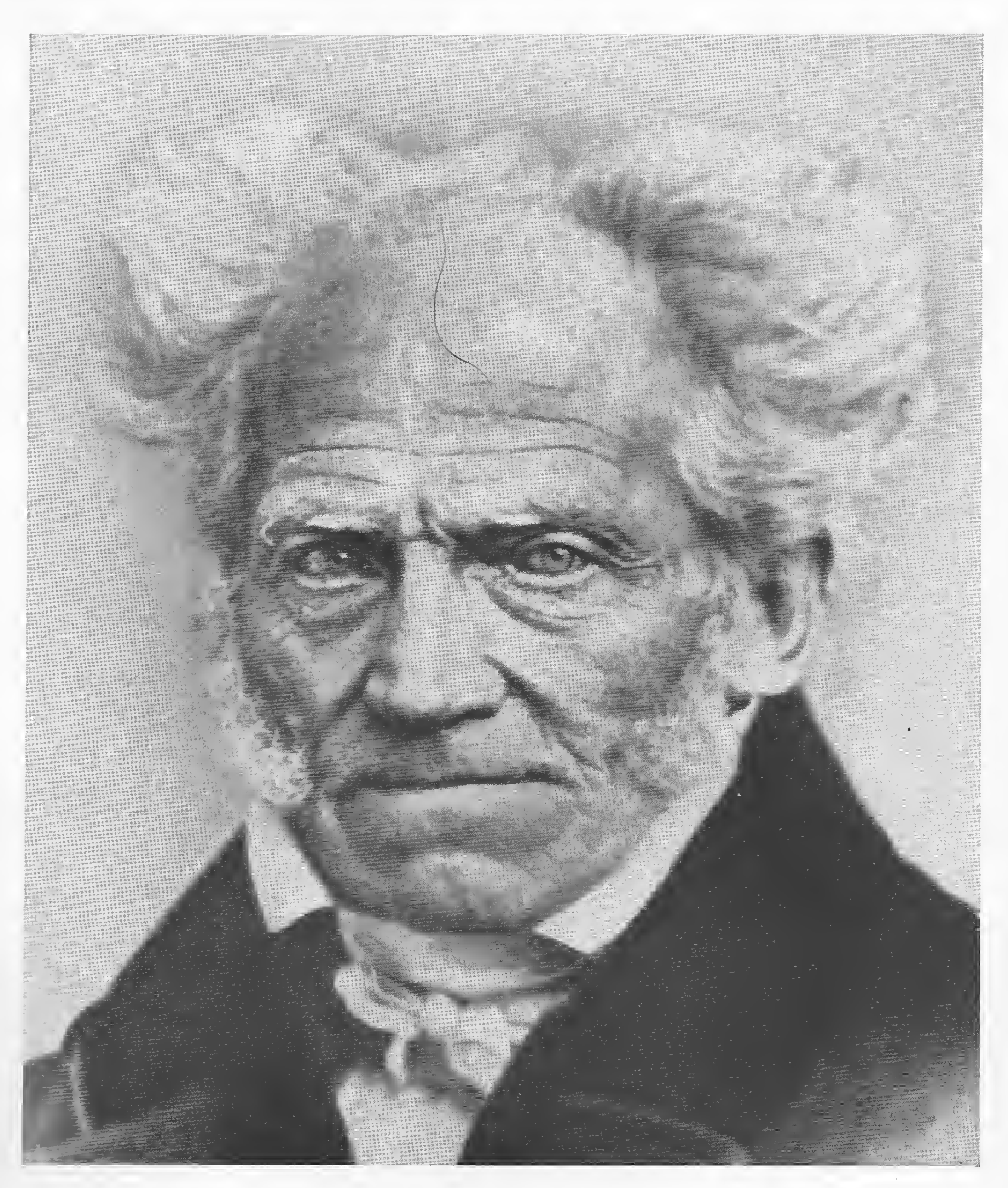
Gemälde von Schrader. Nationalgalerie Berlin



Heinrich von Treitschke **1834–1896**

War Ranke der ruhige Forscher, so ging Heinrich von Treitschke als lodernder Rufer durch seine Zeit. Der tiefsten Notwendigkeit, die dem deutschen Volke gestellt war, hat er die werbende Stimme geliehen: er sah, daß Deutschland in einem streng geschlossenen Staat sich zusammenfinden müsse, um sich den Machtrang zu erringen, der ihm nach seiner inneren Kraft gebühre. So wurde der Forscher zum Herold des Bismarckschen Reichs, Vorkämpfer der Einheit, einer der wenigen Träger geistigen Guts, der vorbehaltlos die Tiefe und die Notwendigkeit der Schöpfung Bismarcks erkannte. Keiner hat mit so flammenden Worten, die sich in die Seele wie Feuer fressen, dem Werke des Kanzlers gedient. Denn Treitschke hat zitternd und sorgend auch die schwerste Gefahr gesehen, die im Gebälk des Bismarckschen Staate saß; während der Kanzler einsam und immer einsamer werkte, hasten, durch Klüfte von ihm getrennt, die Massen staatsfremden Zielen nach. Treitschke warf sich in diesen Abgrund hinein; sein Geschichtswerk sollte die Brücke sein, über die der Zeitgeist zum Staate hinfinden könne. Doch der Zeitgeist trieb weiter auf seiner liberalistischen Bahn. Staat und Gesellschaft fanden sich nicht im gemeinsamen Dienst.

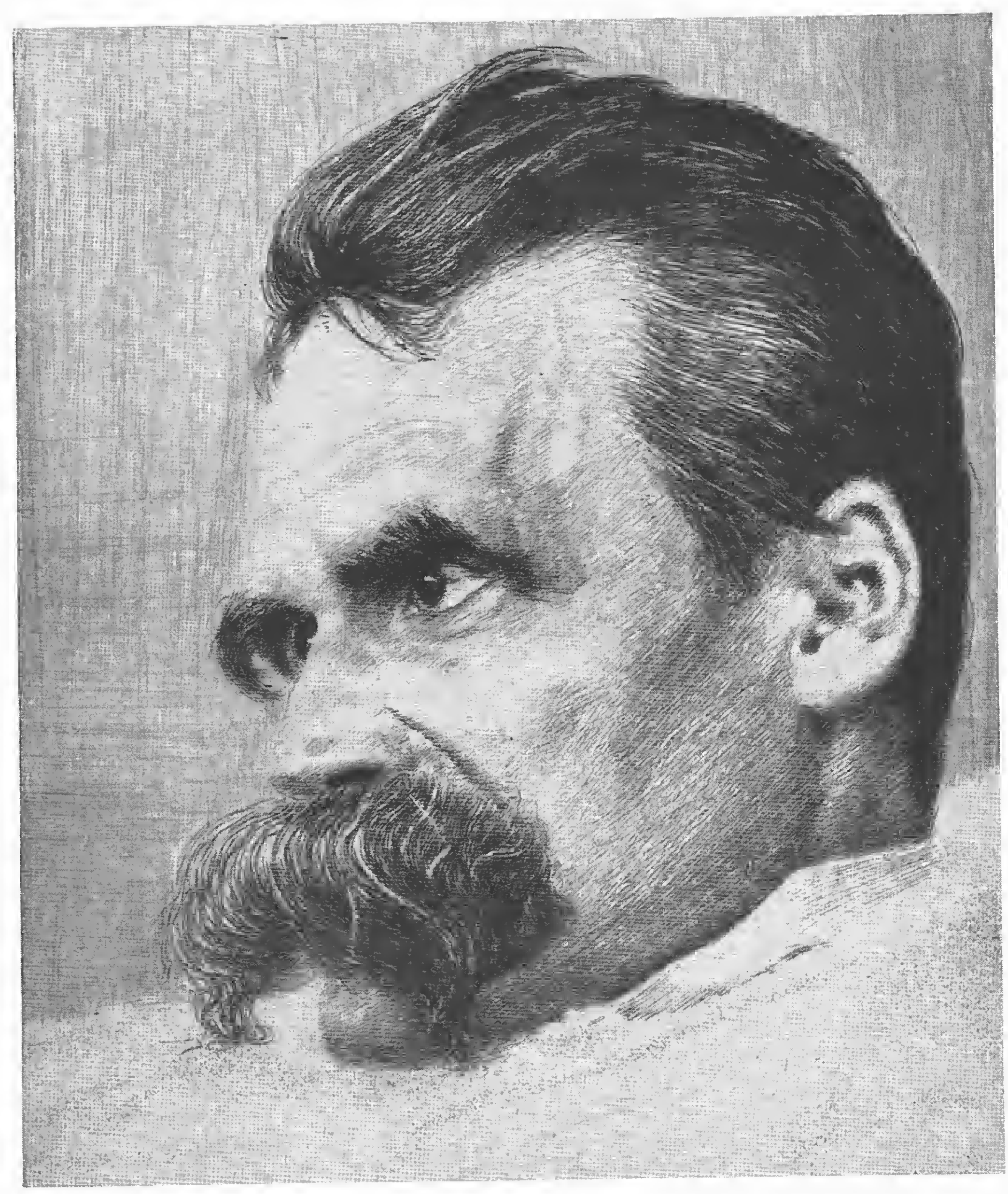
Gemälde von Teschendorf



Arthur Schopenhauer 1788–1860

Arthur Schopenhauer hatte sein philosophisches Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung", noch in der Goethezeit geschrieben. Doch niemand achtete damals des Buchs; denn in seiner düsteren Haltung, die als höchste Erkenntnis lehrte, daß vor der sinnlosen Qual der Welt nur der Ausweg in den Verzicht übrig sei, griff es weit in die Zukunft hinein, in die späteren Jahrzehnte der wachsenden Nüchternheit und der Entseelung der Welt. Erst als die geistigen, wahrhaft kulturträchtigen Menschen sich mitten im stofflichen Rausch ihrer Zeit völlig vereinsamt fühlten, konnte die pessimistische Klage in den Herzen ein Echo wecken. Schopenhauer wurde der Philosoph, der die Schöpfung nur als tragisches Mißverständnis erkennen wollte und kein Ja zu ihr fand. Schonungslos war der Mut, mit dem er den Pessimismus bis in die letzten Folgerungen durchdachte. Er sah in die Leerheit der rauschenden Zeit hinein und hielt der lärmenden Leichtgläubigkeit der liberalen Mitwelt das tapfere Wissen entgegen, daß all dies Treiben nur leerer Schein und erbärmliche Lüge sei. So ist es immer: je lauter sich das Jahrhundert gebärdet, desto düsterer rauschen von allen Seiten die Klagen auf, daß alle Suche nach einer klaren Haltung, nach geistiger Schöpferkraft und nach echter Kultur vergeblich sein werde.

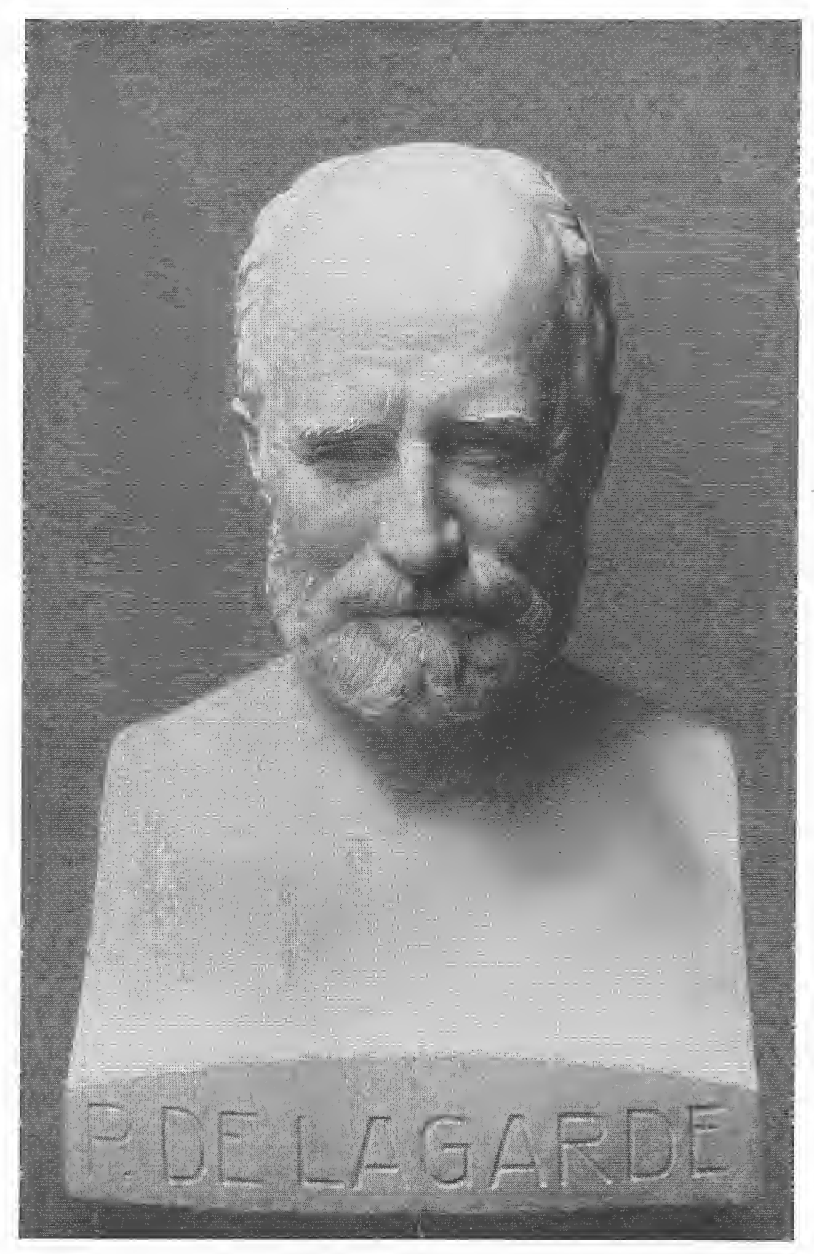
Lichtbild von Schäfer 1859. Schopenhauer-Archiv, Frankfurt a. M.



Friedrich Nietzsche 1844–1900

Bitter, zurückgezogen, verzichtend rief Schopenhauer sein Wehe über die Welt. Nietzsche aber brannte wie eine jagende Flamme zu Rauch und Asche, was der Kultur des Jahrhunderts an Tand und Nichtigkeit anhing. Keinen schärferen Feind hat die Zeit über sich gespürt als diesen geißelnden Willen, der die innere Verderbnis aus jedem Winkel hervorzog. Doch anders als Schopenhauer, der abseitig grollte, warf Nietzsche über die taube Menge Verkündigungen hin, deren jede nach harten Schlägen gegen die hohlen Götzen in blaue Fernen eine neue Forderung zeichnete. Der seine Gegenwart bitterer als jeder andere verfolgte, flammte mit lohender Seele einer geahnten Zukunft entgegen, die von höheren, härteren Forderungen beherrscht war als von dem toten Zwang des Stoffs, dem schellenlauten Geschwätz, dem würdelosen Rausche der Mehrheit. Er gab dem neuen Menschentum, das aus dem Fall der Gegenwart aufstehen würde, um sich zur Führerschaft in einer künftigen Ordnung zusammenzuschließen, als höchstes Vermächtnis die ausweglosen Gesetze der Strenge, der Härte, der Zucht. Indes seine Zeit in jegliche Willkür zerglitt, formt er das fordernde Bild eines Menschentums, das sich kommende Macht erringt, weil es in Härte und Strenge den Willen zur Macht in sich gerüstet hat.

Radierung von Hans Olde, Weimar



Paul de Lagarde **1827–1891**

Jeder denkende Mensch, der Verantwortung für sein Volk in sich spürte, erkannte als das tiefste Verhängnis des Bismarckschen Reichs die Tatsache, daß der gesunde Bau des Staates bindungslos in der Luft hing, weil die Gesinnung des Volks, die ihn tragen sollte, sich auf staatsfremden Irrwegen leerlief. Treitschke versuchte, von der Geschichte her die bindenden Brücken zu schlagen. Paul de Lagarde sendet mit seinen „Deutschen Schriften" die antwortlose Sehnsuchtsfrage nach einer wahren deutschen Kultur in die Öde der Zeit hinein. Kultur kann nicht vom Staate geschaffen werden, sie muß ihm aus tiefen, organisch gebundenen Gründen, aus dem Schoß des gesunden Volkes entgegenwachsen. Immer wieder sucht Paul de Lagarde das Gewissen der oberflächlichen, sorglosen Zeit wachzurütteln und sie dem bequemen Weg in die Seichtigkeit zu entreißen. Doch wie man Nietzsche mißdeutet und über die anderen Kritiker der kulturlosen Zeit das Schweigen verhängt, so läßt man auch die Rufe Lagardes im Nichts verhallen. Lagarde, der einer der großen Führer aus der geistigen Wirrnis werden konnte – so klar sah er Verhängnis und Ziel – blieb verdammt, auf einer Universität belanglose orientalische Schriften zu übersetzen.

Büste von F. Pfeifer. Deutsche Bücherei Leipzig



Julius Langbehn 1851–1907

In den gleichen Jahren, da nach Bismarcks Entlassung die zersetzenden Mächte der liberalistischen Gesellschaft endgültig die Obergewalt erringen, lief durch die Öffentlichkeit gleich einer springenden Welle ein jähes Erschrecken. Nackt und verderblich wurden wieder einmal die tiefsten Gefahren dieser kulturlosen Zeit vor jedem enthüllt, der sehen wollte – und seltsamerweise öffneten diesmal alle: die große Menge, die ewig Blinden und ewig Gleichgültigen, ihre Augen. Lagarde und Nietzsche hatten mit ihrem Mahnen recht wenig Eindruck gemacht. Nun aber kommt mit dem seltsamen Titel „Rembrandt als Erzieher" auf den Markt ein Buch, dessen Verfasser sich in tiefes Geheimnis hüllt. Aber er prüft die Zeit so schonungslos und hält ihrer Fäulnis an Ichsucht, Gewinngier, Massenwahn und Kulturbarbarei die edlen Mächte der völkischen Seele mit so viel strenger Liebe als neue Vorbilder entgegen, daß er sogar die hohlen Herzen dieses Jahrhunderts zu bannen vermag. Julius Langbehn hieß der geheimnisvolle Verfasser des Buchs, Kunstgelehrter aus niederdeutschem Blute, mit feinstem Spürsinn für die echten Werte des Volkes begnadet, eine Weile der Aufrüttler seiner Zeit – und dennoch wieder zum bohrenden Zweifel an der Genesung verdammt, als er die Wirkung des Buchs schnell wieder verebben sieht.

Gemälde von A. Thoma. Photogr. Ges. Berlin



Houston Stewart Chamberlain 1855–1927

Nietzsche, Lagarde, Langbehn – sie alle mühten sich brennend, dem Jahrhundert der Stofflichkeit vom Geist und von der Kultur her die innere Tragkraft zu rüsten, die ein Volk nicht entbehren kann. Die Stimme der großen Mahner, vielleicht für kurze Spannen neugierig beachtet, ist immer wieder im Leeren verklungen. Auch Chamberlains Werk, ein einziger Ruf zur Besinnung, ein einziger Hinweis auf die wirklichen Werte, die ein Volk in die Zukunft tragen, hat die Zeit wohl aufzurühren, doch nicht zu verwandeln vermocht: schon viel zu sehr war sie von ihren Lässigkeiten und fremden, gefährlichen Lehren vergiftet. Chamberlain führte den großen Gedanken, der bei den anderen Kampfgenossen immer schon hintergründig geleuchtet hatte, daß Blut und Rasse als Träger der völkischen Kraft zu ehren seien, zu ersten auffälligen Siegen. Seine „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" rissen in einer berauschend großartigen Schau ein neues Bild von der Weltgeschichte auf. Im Germanentum sah er die blutgebundene Kraft, die die Kultur der letzten Jahrtausende allerorten geschaffen hatte. Während die liberalistische Zeit verfiel, wuchsen so durch Schutt und Geröll die ersten gesunden Keime für neues, fruchtbares Leben.

Lichtbild aus dem Jahre 1895

Die Wende

Als das 19. Jahrhundert zum 20. wechselt, zeigt das deutsche Volk ein schreckhaft zerklüftetes, unstetes Gesicht. Die Männer, die die wahren Werte jenes Jahrhunderts geschaffen hatten – Krupp oder Bismarck oder irgendeiner der weniger großen Künstler – waren tot. Um so betriebsamer, lärmender, aufdringlicher drückten die Zeichen des Niedergangs sich ins Bewußtsein. Bei aller weltweiten Entfaltung der Wirtschaft und aller äußeren Blüte war dieses Volk dennoch im Innern zerfressen wie ein uralter, müder Baum, den der nächste Sturm ins niedrigste Dickicht wirft. Die Klassenspaltung barg ihr grausiges Antlitz hinter dem äußeren Wohlstand, den diese Jahre zur Schau trugen. Zweifel und seelische Öde grinsten nur allzu sichtbar hinter den Worten großmächtiger Reden hervor. Die Zeit gab sich gesichert und reich, doch immer stand fahl im Hintergrunde die Frage, auf welche Stützen sie diese Sicherheit gründe. Niemand wußte für diese Frage die Antwort. Gelockert, zersplittert, zerspellt, von keinem Glauben zu einer Einheit gebannt, nur von gegenseitigem Argwohn beherrscht, lief dieses Volk blind seine Wege. Wer aber ins Dunkel zu sehen vermochte, wollte verzweifeln: so tief bis ins Mark unterhöhlt erschien ihm die Zeit.

Doch in dieser Lage, da nur die verzweifeltsten Sorgen Recht zu behalten schienen, geschieht wieder eines der deutschen Wunder, für die es keine Erklärung gibt. Alle inneren Werte des deutschen Volkes scheinen gefährdet, zerstört, dem Tode verfallen zu sein: da bricht mit dem Weltkrieg wie ein Wettersturz ein ungeheures Verhängnis über das Volk – und innerhalb einer einzigen unbegreiflichen Stunde ist alles verflogen, was seit Jahrzehnten wie Brand und Geschwür in allen Gliedern sich eingefressen hatte. Viele Kriege hat Deutschland erlebt und in den einen ging es zerrissen, in den andern gefestigt hinein. Aber nur einmal wurde ihm das Erlebnis eines Augusts 1914 geschenkt, die verwandelnde, heiligende, verklärende Stunde, da tief verschüttete Ströme durch die Berge Gerölls sich rissen, um in einem einzigen brandenden Meer zusammenzubrausen. Jahrzehnte hindurch hatten Einzelne, Klassen, Eigensüchtige, Schläfrige, Anmaßende feindselig nebeneinander hingelebt, verblendet von Lügen und Gier, Vergewaltiger aller pochenden Stimmen des Blutes. Nun aber kommt eine Spätsommerstunde, und die noch eben nur ihren Eigennutz und ihre Sonderbarkeiten kannten, liegen einander weinend am Hals, denn ein Schicksal reißt Hülle um Hülle von ihren Augen: Gefahr ist da, Not ist da, über allem aber leuchtet das neue Erlebnis, daß wieder ein Volk da ist und der Nächste das gleiche Blut und das gleiche Schicksal trägt.

Dann kämpfen sie. Dann opfern sie. Und dann sterben sie. Alles ist ausgelöscht, was früher Sorge war, sie leben in einem neuen, nie gekannten Raume, der keine privaten Gedanken, der nur Entscheidungen kennt. Alles fällt, was früher an enge Grenzen des Herkommens kettete; sie finden neue Bindung und ahnen bald, daß das zugleich die Bindung an die uralten Mächte ist, aus denen allein die Fähigkeit kommt, großes Geschick zu gestalten. Das kämpfende Volk findet sich wieder zu seinen höchsten Charakterwerten zurück: zu Härte und Dienst und Kampf für den andern, zu Opfer und Strenge, zu

freier Pflicht und zur Zucht des Kriegers, zu Einsatz, Bereitschaft, zum heiligsten Glauben, daß höher als alle eigenen Wünsche der Dienst für die Gemeinschaft steht. Das deutsche Volk wächst wieder den höchsten Tugenden zu: Tugenden, aus denen Reiche errichtet werden. Das deutsche Volk lernt wieder das Sterbenkönnen für eine Zukunft und eine hohe Forderung.

Wir haben den Krieg, den wir mit klirrenden Siegen durchschritten, verloren. Doch der Kampf um unser Volksein, der im August des Jahres 1914 begann, war nach den vier Jahren nicht zu Ende: noch hängt der Sinn dieses Krieges wie eine mahnende, unergründete Aufgabe über der Zeit. Der Krieg hat unser Volk in Brände der Prüfung hineingeworfen, damit es gehärtet werde und wieder zu seinen edelsten Tugenden finde. Tief verderbt schien dieses Volk: da war der Krieg die glühende Zange, die die Geschwüre ausriß; da war der Krieg mit seinen grausigen Schlägen, mit seinen Feuern, mit seinen Qualen nichts als die schicksalsharte Frage, was stärker sei in diesem Geschlecht: das eingedrungene Gift oder der Wille, mit allen Höllen zu ringen, um Sieger zu werden und nach dem Kampfe neue Sonnen zu grüßen.

Vier Jahre lang brannte der Krieg diese Frage dem Deutschen ins Herz, doch letzte Antwort erfuhr er noch nicht. Vier Jahre der härtesten Prüfung, in der sich Deutschland bewährte wie nie zuvor in seiner schweren Geschichte, schienen sinnlos vertan, als nach dem bitteren Ende alles wieder zerfiel, was gerafft und verschweißt sich zu verheißenden Siegen durchgetrotzt hatte. Vier Jahre Opfer und vier Jahre Kampf um innere Bewährung erhielten erst dann ihren tiefsten Sinn gedeutet, als ein einziger Mann redend, predigend, mahnend all das in bannende Worte faßte, was all das Erbe des Krieges das Volk zu innerst verpflichtet: den Sinn der vier Jahre hat erst Adolf Hitler dem deutschen Volke bewußt gemacht, als er die uralt neue Gewißheit weckte, daß ein Volk nur dann am mächtigsten lebt, wenn ihm die großen Tugenden jener Jahre – Opfer und Strenge und innere Zucht, Gemeinschaft und Dienst und Härte – Pulsschlag um Pulsschlag im Herzen brennen.

Unsere Geschichte ist noch nicht erfüllt. Zweitausend Jahre ging unser Volk durch Höhen und Tiefen, von seinen Führern geleitet, von Träumen entflammt, von Zweifeln geschlagen, ewig mit den Spannungen ringend, zwischen denen die Kämpfe um Macht und Geltung toben. Immer war unser Volk auf der Suche nach seiner Erfüllung: immer kam es ihr nahe, wenn es in Härte und Opferbereitschaft seine Seele gerüstet hatte. Was unser Volk heute erlebt und für immer hell zu bejahen hat, wenn es bestehen will, ist die Härtung der Seele, die sich heute zum höchsten Amt rüsten muß: zum Amt, die nie errungene Erfüllung unseres geschichtlichen Auftrags künftighin zu gewinnen. Schwerstes, härtestes Schicksal wird unser Volk noch bestehen müssen, bis es sein echtes Gesicht erhält. Die Geschichte der Zukunft wird nur ein einziges Wort für Deutschland wissen: Forderung – Aufruf zur Härte, zur Strenge, zur Gnadenlosigkeit gegen jede Schwäche, zu jeder der großen Tugenden, mit denen man große Geschichte bildet. Stete Bemühung wird uns abverlangt werden: doch nur von solchen Völkern verlangt das Schicksal härtesten Dienst, auf die es Hoffnung zum Höchsten setzt.



Der unbekannte Soldat

Jedes Opfer wird einem starken Geschlecht nicht Anlaß zur Klage, sondern Ansporn zum Dienst an der gleichen Gesinnung sein, aus der das Opfer geschah. Als nach dem Kriege zwei Millionen deutscher Toter draußen blieben, stummer Grenzwall des heimlichen Reichs, heilige Schar, die Deutschland hütet, wollte es scheinen, als ob ihr Sterben nutzlos gewesen sei; denn über die Heimat senkte Verfall seine Schatten. Aber nie ist ein Opfer vergebens, denn jedes Opfer kommt aus dem Glauben, und Glauben wandelt die Welt. Auch der Geist der toten Soldaten wurde in Deutschland wieder wach, und die einmal Opfergänger gewesen waren, wandelten sich zu heimlichen Führern, von deren ungeschriebenem Willen sich ein erwachendes Volk plötzlich bezwungen sah. Noch immer hat der Deutsche aus dem alten Schicksalsliede vom Sterben den verborgenen Ruf zu einem tapferen Leben herausgehört. Als die Toten des Weltkriegs noch in der Reihe der Kameraden marschierten, war jeder ein unbekannter, schweigender Mann im Glied. Nun aber hängt der Blick ihrer Augen mahnend über der Zeit: was nicht vor diesen ewigen Augen besteht, wird ins Dunkel sinken, das keine Geschichte kennt.

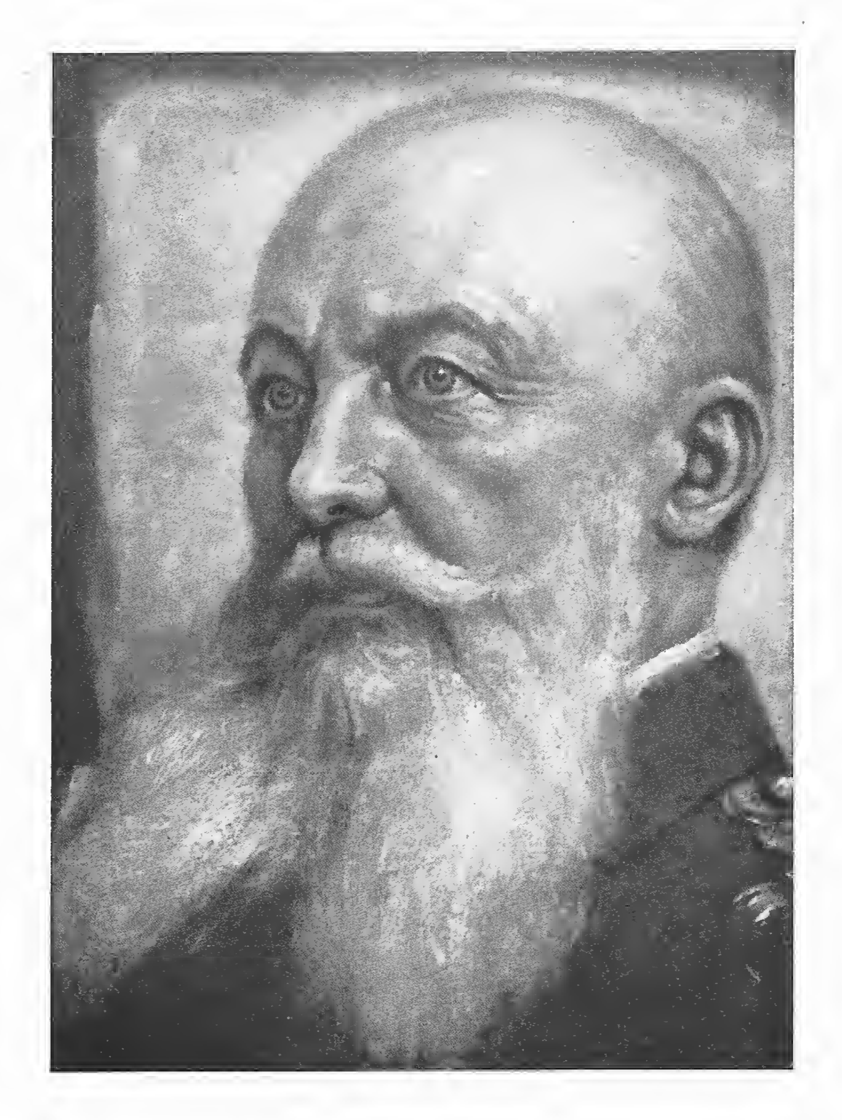
Kopf vom Kriegerdenkmal München. Prof. Bleeker München



Alfred Graf Schlieffen 1833–1913

Als das deutsche Heer zum Kampf um das deutsche Lebensrecht antrat, brannte keine Notwendigkeit mehr auf den Nägeln, als den Ring der Gegner mit einem einzigen Schlag zu durchbrechen. Schon in Friedenszeiten war klar, daß Deutschland im Osten und Westen gleichmäßig bedroht sein würde und mit der Kraft der Verzweiflung alles auf eine einzige Karte setzen müsse, wenn es je der Zermalmung entgehen wollte. Es war der Chef des Generalstabs, Alfred Graf Schlieffen, der gegen die doppelte Drohung den großen Plan entwarf, sie zu zwingen. Gegen Rußland sollte man nur Verteidigung üben, aber gewaltigste Stoßkraft mußte nach Frankreich zielen. Ungeheuer war der Gedanke, den Schlieffen gewagt hat: in einer Umfassungsschlacht, die nicht mehr nur eine begrenzte Örtlichkeit, sondern den Raum des gesamten Frankreich umspannen sollte, war nach seinem Plane der Feind zu werfen. Der rechte Flügel, übermächtig verstärkt, sollte durch Nordfrankreich eilen, um im Vorstoß auf Paris den Kessel zu schließen. Man hat den riesigen Plan später nur halb befolgt: der rechte Flügel blieb schwach, an der Marne brach die Idee von der gewaltigen Zange zusammen.

Nach einem Lichtbild. Scherls Bilderdienst



Alfred von Tirpitz 1849–1930

Wie der Generalstab unter Schlieffen das Feldheer, so rüstete Tirpitz die deutsche Flotte zu höchster Schlagkraft. Lange Jahre hindurch hatte man ihr kein großes Augenmerk gegönnt. Und doch war sie unentbehrlich, sobald das Reich sich entschloß, mit seinem Handel über die Meere zu gehen. Wilhelm II. hat sie geplant und ein einziger Mann, Admiral Tirpitz, hat sie in einem einzigen Menschenalter geschaffen. In schweren Kämpfen mit Reichstag und Presse hat Tirpitz den Bau beinahe jedes einzelnen Schiffes erstritten und so die Flotte an Tonnenzahl, Schlagkraft, Bestückung zu einer Waffe von höchstem militärischem Werte erhoben. Man kann erörtern, ob Flottenpolitik überhaupt ratsam gewesen sei. Doch keiner kann darüber streiten, daß man, als Krieg auch mit England losbrach, die prächtig geschulte Waffe bis zum Letzten einsetzen mußte. Am Skagerak hatte sie über die stärkste Flotte der Welt einen Seesieg erfochten, wie die Geschichte keinen anderen kennt. Dann aber lag sie, fiebernd vor Ungeduld, tatenlos in den Häfen und nur die U-Boote führten in aller Welt ihren einsamen Krieg. Tatenlos stand auch ihr Schöpfer beiseite, in zornigem Schmerz, daß man die Waffe nicht einzusetzen wagte Er hatte rastlos zur Tat gedrängt: da war er in Ungnade gefallen, ausgeschaltet vom großen Geschehen, brachliegender Wille, dessen Rat man nicht mehr Gehör schenkt.

Ölbild von Karl Bauer



Paul von Hindenburg 1847–1934

Kaum war die Kunde der ersten Siege im Westen über das Volk hingeflogen, da meldete auch die Ostfront Sieg in den Schlachten von Tannenberg und bei den Masurischen Seen: was aber den verwirrenden Taumel der wunderbaren, kaum begreifbaren Zahlen über Kriegsbeute noch übertönte, war der Name des Feldherrn, den bisher das Volk noch nie gehört. Hindenburg war mit einem einzigen Tage der deutsche Held geworden, und bald spann sich um ihn ein Sagengerank wie um einen Recken der Vorzeit. Und wirklich: alle die Mächte, aus denen ein Mythus lebendig wird, standen um diesen Mann, der still und schlicht war wie irgendein deutscher Mensch, und der dennoch in sich Geschichte trug. Ein halbes Jahrhundert war still verronnen und er hatte schon seinen Abschied genommen, als ihn das Schicksal zum ersten Werk rief. Und wieder war er schon untergetaucht in der Ruhe des Alters, als ihm erneut die Sorge ums Volk auf die Schultern gebürdet wurde. Er trug das Amt des Reichspräsidenten in den dunkelsten Jahren der neueren deutschen Geschichte: bis dann ein sagengroßer Augenblick leuchtet, in dem der Greis, deutscher Führer in schlimmsten Stunden, dem jungen Geschlecht die Tore der Zukunft auftut.

Zeichnung aus dem Jahre 1917



Erich Ludendorff Geb. 1865

Wenn die Geschichte dereinst vom Ruhm Hindenburgs spricht, wird sie den Namen Ludendorffs mit gleicher Ehrfurcht daneben nennen. Im Stabe des Feldherrn der Ostarmeen und später im Großen Hauptquartier war es Ludendorffs übermenschlicher, felsharter Wille, der alle Pläne zu harter, klirrender Wirklichkeit werden ließ. Gemeinsam mit Hindenburg hat der große Feldherr die siegreichen Schlachten des Weltkrieges geschlagen. Ludendorff trieb die gefährlich kühnen Entschlüsse an; er war der Gestalter der Fronten, dessen planender Riesengeist die Heere durch die Länder Europas schob, als hätte er ein Brettspiel vor sich; er zwang die wirre Vielfalt der Millionenarmeen so klar und sicher zusammen, daß mitten in den dämonischen Wirbeln des Kriegs jedes Rädchen nach seinem herrischen Willen fügsam ins andere griff. Kein Volk hat einen ähnlich großen Organisator gesehen. Daß Deutschland den Krieg so heldenhaft schlug, dankt es allein den beiden Führern, von denen der junge zu dem gemeinsamen Werk als Höchstes die Kühnheit und Schärfe des Willens und die gebieterische organisatorische Kraft beigesteuert hat.

Phot. Arnold Overbeck, Düsseldorf



Walter Flex 1887–1917

Fabrik und Acker, Geschäftshaus und Werkstatt, die stillsten Hütten hoch im Gebirg lagen verödet, so flammenschnell drängte sich alles in Deutschland zum Dienst. Da ist es kein besonderer Ruhm, daß auch die Menschen des Geistes, Studenten, Gelehrte, Dichter, dem Ruf der Stunde sich nicht verschließen. Selbstverständlich und groß wie die andern handeln auch sie – aber mancher von ihnen trug in sich die Gnade, mit heiligen Worten das zu deuten, was Ungezählten unnennbares Erleben war. Walter Flex, Theologe, Wandervogel, Student, ein suchender reiner Mensch, schon ehe der Krieg ihn in seine Brände riß, hat das erlebte Schicksal so gestaltet, wie es die freiwillige Jugend des kämpfenden Volkes erfuhr. Immer wieder erwacht in Deutschland der Jüngling, stark und verträumt zugleich, den Sternen aufgetan wie eine Blume dem Licht und doch dem gleißenden Stahl mit heller Kraft und männlicher Liebe verschworen. Wanderer zwischen zwei Welten ist dieser Jüngling: und so wie er mit Augen voll Traum und mit Zügen voll eherner Strenge durch diesen Krieg schritt, hat ihn Flex erlebt und gestaltet.

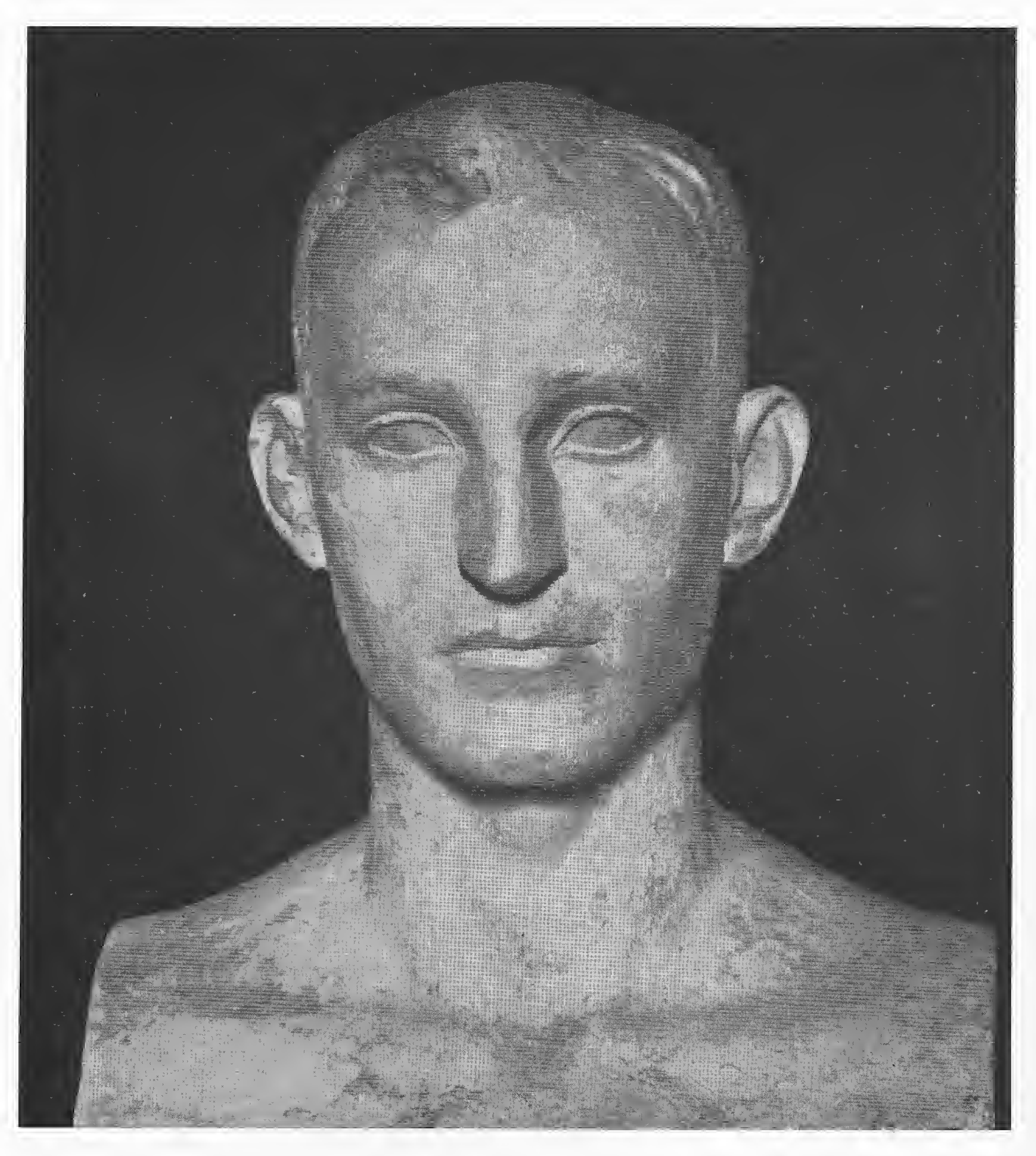
Aufn. Gg. Heinemann, Eisenach



Gorch Fock 1880–1916

Ein anderer Dichter hatte dereinst als Fischerjunge von Finkenwärder die See befahren. Für immer war er seither ihrem Zauber verfallen, da riß ihn der Krieg in einen härteren Bann. Der Mann, der meinte nicht leben zu können, wenn ihm nicht scharfer Salzwind die Haare durchfuhr, wurde an Fronten im innersten Erdteil verschlagen, wo es keine silberne Weite und keine brechenden Sturzseen gab. Gorch Fock hatte einmal sein Buch „Seefahrt ist not" geschrieben, ein nüchtern männliches, strenges Lied auf Meer und Sturm und den lachenden Stolz, Herr zu werden über das Element. Nun läßt den meervertrauten, meerverzauberten Kämpfer die Sehnsucht nicht mehr in Ruhe, bis er erreicht, daß er zur Flotte zurückkommandiert wird. Rund und klar erfüllt sich so sein Geschick, an das er von Kindheit an gebunden war. Der Dichter des Meeres und der Verkünder der deutschen Notwendigkeit, Seefahrt zu treiben, fällt in der Skagerrak-Schlacht, Opfergänger für Deutschland und seine eigene Liebe zugleich, sichtbarster Träger des Glaubens, den die unbekannten toten Matrosen lebten.

Aufn. Ferd. Braune, Hamburg



Albert Leo Schlageter 1894–1923

Am Ende des Kriegs schien der Sieg verspielt und das Volk verdorben, die Grenzen zerrüttet und aller Wille zerwühlt. Doch wenn auch die nichtigen Massen hinsinken mögen in Schwäche und Gleichgültigkeit: die echten Kämpferseelen, die seltenen Träger geschichtlicher Kräfte in lockerer Zeit, werden sich nie der müden Lockung beugen. Wo immer Drohung gegen die Grenzen springt, wo immer harte Waffen und härtere brennende Herzen Raum für die Tat finden können, ist auch das ewige Kämpfertum eines Volkes ungerufen zur Stelle. Albert Leo Schlageter war als junger Mensch in den Krieg gekommen und hatte als tiefstes Erlebnis das Wissen mit nachhause gebracht, daß der Kampf nicht beendet sei, solange Deutschland ungeschützt blute. So hat er im Baltikum und in Oberschlesien den Osten des Reichs in freiwilliger Kriegerschaft schützen helfen. So war er ins Ruhrgebiet zu seinem letzten Kampfe gegangen, als mitten in einem verlogenen Frieden Frankreich das Land militärisch besetzte. Auf der Golzheimer Heide zerrissen ihn nach dem Haßurteil eines Standgerichts französische Kugeln. Da wurde sein Name zum Schrei, zum lodernden Ruf der Empörung, zum Morgengesang härtester Männer in einem erwachenden Volk.

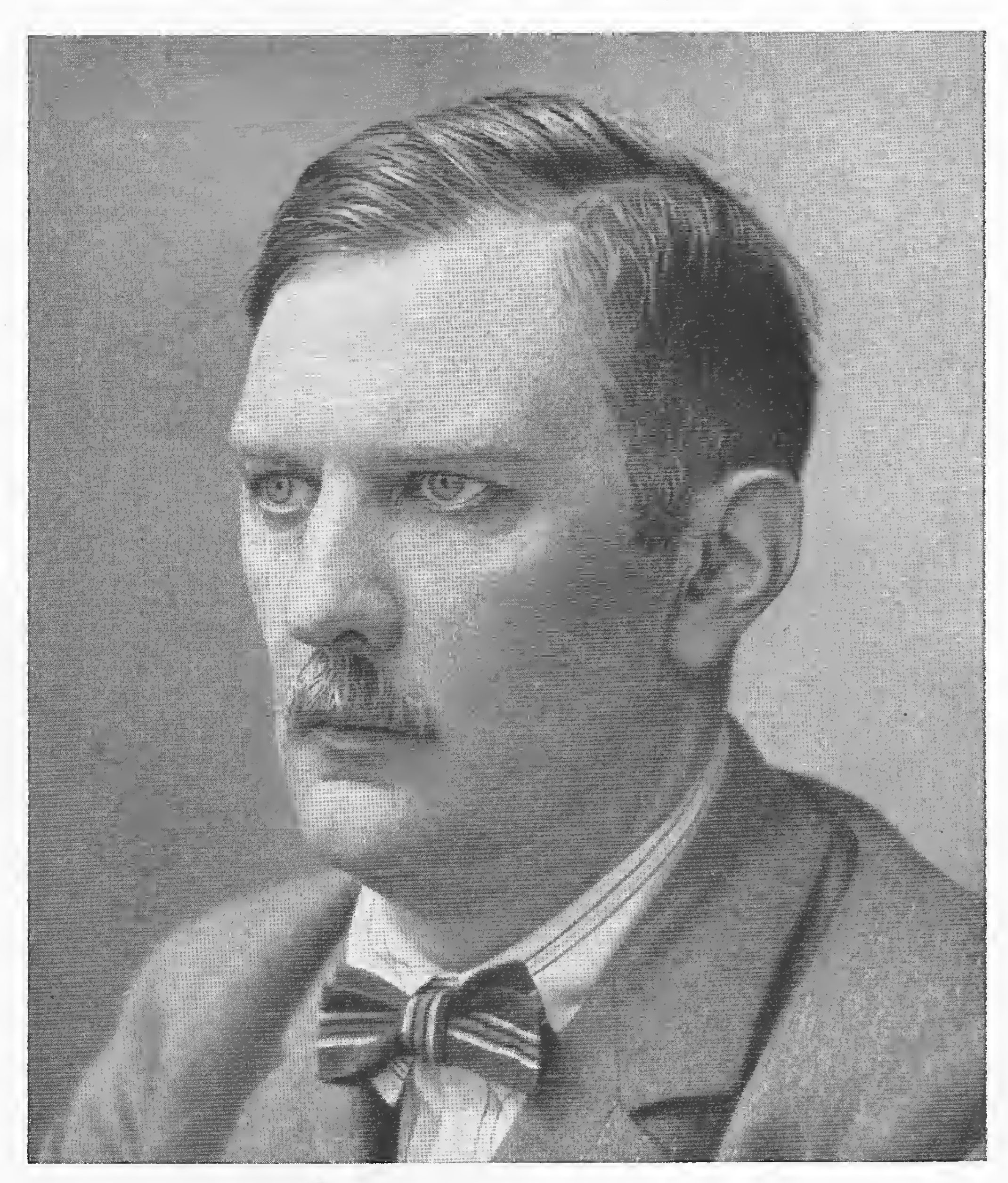
Nach einer Büste



Horst Wessel 1907–1930

Wo ein Glaube so stark ist, daß sich selbstvergessener Mut für ihn in den Tod wirft, zwingt er das Schicksal in seine Gewalt. Ein müdes Volk richtet sich wieder zuerst am Opfertum seiner Söhne auf. Als für die Bewegung, die Adolf Hitlers dämonischer Wille aus dem ermüdeten Volk aufriß, Hunderte starben, war ihr der Sieg gewiß. Neben Horst Wessel marschieren viele andere Opfergänger, die in einsamer Nacht mitten in Deutschland für ihren Glauben fielen. Aber Horst Wessel schlug noch im Tode die Trommel zum Sturm auf das Reich. Er ließ ein Vermächtnis zurück, das jedes tapfere Herz in die stürmende Front zwang: sein Lied rauschte durch Deutschland hin, überall weckend, überall lockend, überall wie ein Schwur und überall wie ein Funke. Als dieses Lied die Gewissen rüttelt, findet die deutsche Revolution selbst in Herzen Eingang, die ihre Parolen niemals bisher erreichten. Der junge Dichter, der zugleich vorderster Kämpfer war und zugleich beispielhaft starb, sammelt in seiner Gestalt die mächtigsten Werte des Kampfes um Deutschland: Glaube und Einsatz und Opfer, die uralten Stufen zum Sieg.

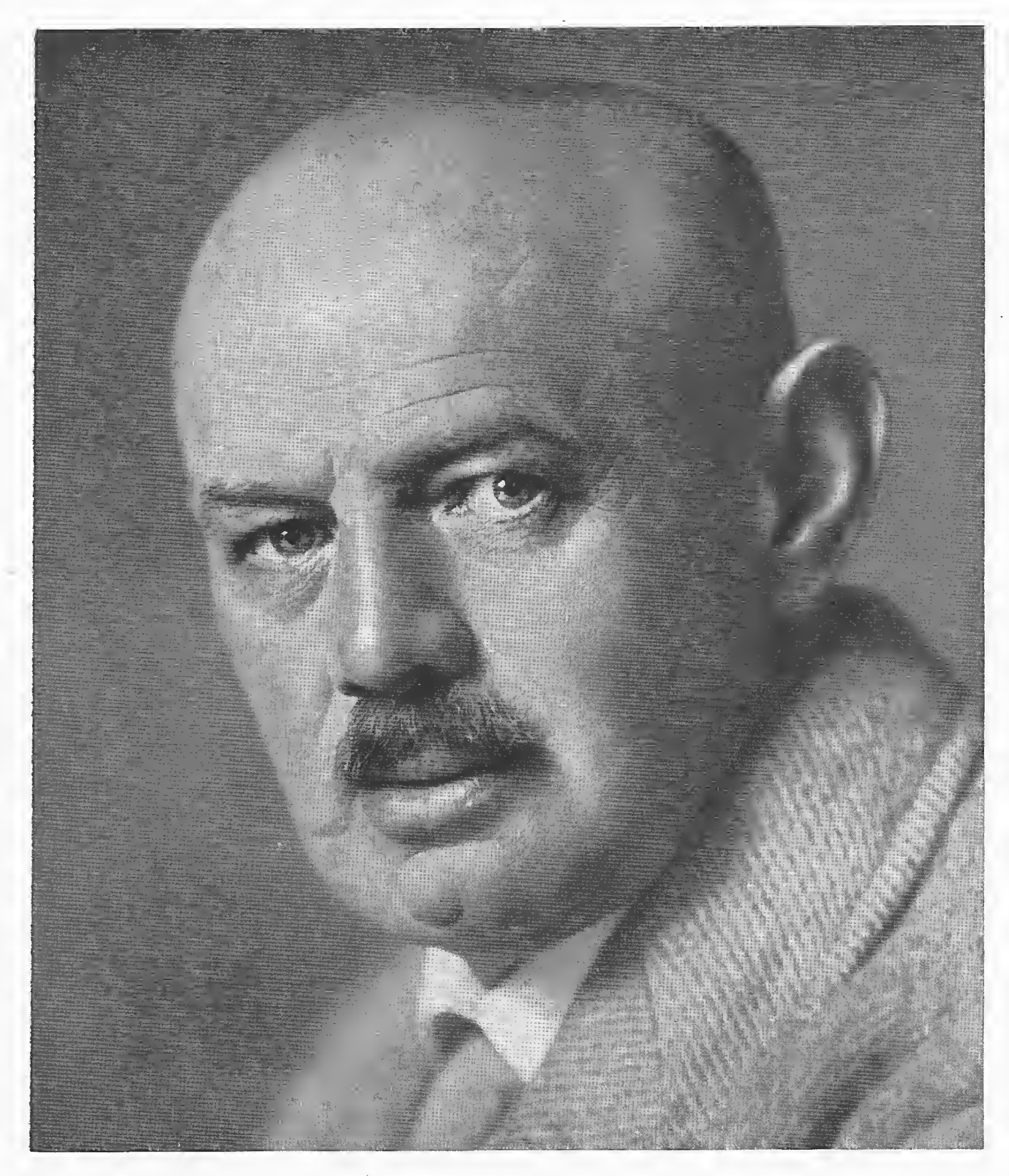
Nach einer Büste von Paul Gruson, Kleinmachnow



Moeller van den Bruck 1876–1925

Als beim Beginn des Krieges aus einer zersplitterten Masse wie ein Wunder ein einiges Volk erstand, erlebte ein Denker, der wie die anderen tiefen Köpfe der Zeit an Deutschland hatte verzweifeln wollen, die große Verwandlung. Bisher hatte ihm einzig die Kunst Entgelt geboten für die verlorene Hoffnung, daß im deutschen Volke ein neuer, geschichtebildender Wille erstehen könne. Nun aber bricht aus verschütteten Tiefen politischer Wille in gedrängtester Wucht hervor: und Moeller van den Bruck, der Ästhet und Denker, findet für all sein rastloses Suchen, das ihn in Kunst und Geschichte geführt, plötzlich in deutscher Wirklichkeit die Erfüllung. Aber das deutsche Kaiserreich zerbricht nach dem Kriege, und während sich neue Machthaber in den Pfründen pflegen, steigen über dem Volk die Nebel auf. Da macht sich der Denker erneut auf die Suche, nunmehr auf der politischen Fährte, und schreibt sein forderndes, sehnsuchterfülltes Buch vom „Dritten Reich". Bald wird dies Wort mit seinem geheimnisreichen, lockenden Klang für kämpfende Jugend die Losung, an der sich die Fronten der Zukunft und des Beharrens scheiden. Ein Richtpfahl ist in die Zeit gesetzt: was stark und zukünftig ist im ringenden Volk, hat sich dem Kampf für das Dritte Reich verschrieben.

Nach einem Lichtbild



Dietrich Eckart 1868–1923

Wenn Moeller der deutschen Revolution ein knappes Wort für das Ziel gab, dem die kampfharte Sehnsucht aller Fronten entgegenflog, so fand Dietrich Eckart beim Sturm auf das Reich den Schlachtruf, der wie Horst Wessels fortreißendes Lied vom unerschütterten Glauben an Zukunft und Sieg widerklang: „Deutschland, erwache!" Der Ruf riß alle versprengten Sucher und Kämpfer hinein in die stürmende Front. Er fand im Gleichtritt marschierender Glieder sein Echo, er war im wilden Taumel der Straßenschlacht helles Bekenntnis und fordernder Trotz, er war in feierlicher Stunde schweres Gelöbnis und im Siegesrausch Aufruf zu neuer Tat. Der Dichter, dem der Glaube an Volk und Zukunft dies Wort des Kampfes geschenkt, war selber Kämpfer bis in die letzte Fiber. Er hat die Nachkriegszeit mit ihren Schäden, Schiebern und Juden in grellem Hohne bitter gegeißelt. Er hat als einer der ersten Gefährten hinter dem unbekannten Soldaten Hitler den kommenden Führer geschaut: den Blick für geschichtliche Größe besaß dieser Mann, und daneben die Kraft, mit einem bannenden Wort die Welt neu zu gestalten.

Aufn. P. J. Hoffmann



Der Führer

Bronzebüste von Prof. F. Liebermann

Aus den flandrischen Gräben stieg ein unbekannter Soldat, und als er hineinging unter sein Volk, brachte er tiefer als andere das Erlebnis des Raumes mit, in dem es nur den unverwischten Gegensatz zwischen Leben und Tod gab. Das stärkste Erbe des Krieges war in ihm lebendig: die Erkenntnis, daß ein härteres Leben nottue, wenn Deutschland aus dem Elend aufsteigen solle. Die Nutznießer des neuen Zustands lockerten mit Versprechung, Erfüllung, Nachgiebigkeit alle Gerüste des Staats und alle harten Panzer des Willens. Da klirrte die Stimme des Soldaten aus den flandrischen Feldern fordernd über die Zeit und riß mit unentrinnbarer Bannung aus allen deutschen Herzen die härtesten Kräfte. Langsam formt sich da aus den Erwachenden wieder ein Volk, das Geschichte zu tragen und Zukunft zu bauen stark genug ist. Ein einziger Wille hat die Verwandlung bewirkt, eine einzige Faust hat dieses taumelnde Volk von einem Abgrund zurückgerissen, aus dem es keinen Wiederaufstieg gegeben hätte. Nun lodert der Führerwille Deutschland voran. Wieder stößt eine Fackel ihr Licht auf die Wege, die in das Glück und den Kampf und die Siege der Zukunft führen.

Verzeichnis

der abgebildeten Personen mit kurzen Angaben aus ihrem Leben

Abbe, Ernst, Physiker, * Eisenach 23. 1. 1840, † Jena 14. 1. 1905. Direktor der Sternwarte. Begründer der „Karl Zeiß-Stiftung". S. 203

Albertus Magnus, * 1207, † 1280, Graf v. Bollstädt, Lehrer des Thomas von Aquin, Aristotelesforscher, Dominikaner. S. 30

Adalbert von Bremen, * um 1000, † Goslar 1072, Erzbischof, Erzieher und Vormund Kaiser Heinrichs IV. S. 19

Albrecht d. Bär, * 1100, † 18. 11. 1170, Markgraf von Brandenburg, eroberte die Mittelmark und gründete die Mark Brandenburg, die er durch Ansiedler germanisierte. S. 20

Arndt, Ernst Moritz, * auf Rügen 26. 12. 1769, † Bonn 29. 1. 1860, Mitarbeiter Steins, Prof. zu Bonn, kämpfte für deutsche Einigung und Freiheit. Flugschriften, Gedichte. S. 130

Bach, Joh. Sebastian, * Eisenach 21. 3. 1685, † Leipzig 28. 7. 1750 als Kantor an der Thomasschule in L., Tondichter, schrieb Oratorien, Passionen (Matthäus- und Johannispassion), Kantaten, Motetten und Messen, Fugen. S. 91

Baldung, Hans, gen. Grien, * 1476, † 1545, Maler und Holzschneider aus Straßburg, Werk: Hochaltar in Freiburg. S. 44

Bernhard von Weimar, * 16. 8. 1604, † 18. 7. 1639, Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, Sieger von Lützen nach Gustav Adolfs Tod. S. 84

Beethoven, Ludwig van, * Bonn 16. 12. 1770, † Wien 26. 3. 1827. Seit 1812 fast taub. Werke: „9. Symphonie", „Missa solemnis", Oper „Fidelio". S. 158

Bismarck, Otto v., * Schönhausen 1. 4. 1815, † Friedrichsruh 30. 7. 1898. 1851 Bundestagsgesandter, 1859 Gesandter in Petersburg, 1862 Paris, 1862 preußischer Minister des Auswärtigen und Min.-Präsident, 1871–90 Reichskanzler. S. 209

Blücher, Gebhard Lebrecht, * Rostock 16. 12. 1742, † Krieblowitz 12. 9. 1819. Preuß. Generalfeldmarschall, siegte 26. 8. 1813 an der Katzbach, Rheinübergang bei Caub 1. 1. 1814, entschied den Sieg bei Waterloo 18. 6. 1815. S. 140

Böcklin, Arnold, * Basel 16. 10. 1827, † Fiesole 16. 1. 1901. Werke: „Pietà", „Einsiedler", „Toteninsel", „Selbstbildnisse". S. 179

Bodelschwingh, Friedrich v., * Tecklenburg 6. 3. 1831, † Bethel 2. 4. 1910, Pastor in Bielefeld, Begründer der Anstalt für Epileptiker in Bethel und der ersten evang. Arbeiterkolonien. S. 204

Böhme, Jakob, * Altseidenberg b. Görlitz 1575, † Görlitz 27. 11. 1624, Mystischer Philosoph, Schuhmachermeister. S. 71

Borsig, August, * Breslau 23. 6. 1804, † Berlin 6. 7. 1854, gründete die Maschinenfabrik, besonders für Lokomotiven. S. 195

Brahms, Johannes, * Hamburg 7. 5. 1833, † Wien 3. 4. 1897, Tondichter. Werke: Sinfonien, „Deutsches Requiem", „Lieder". S. 182

Brant, Sebastian, * 1458, † Straßburg 1521, Stadtschreiber, Univ.-Lehrer. Werk: „Narrenschiff". S. 58

Bruckner, Anton, * Ansfelden 4. 9. 1824, † Wien 11. 10. 1896, Tondichter. Werke: Messen, Sinfonien. S. 181

Burgkmair, Hans, * 1473, † Augsburg 1531. Hauptwerke: „Rosenkranzbild", „Madonna" (Nürnberg), Bildnisse, Holzschnitte: „Triumphzug Maximilians I. S. 42

Chamberlain, H. Stewart, * Portsmouth 9. 9. 1855, † Bayreuth 9. 1. 1927, Schriftsteller, Schwiegersohn Richard Wagners. Werke: „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", „Kant", „Wagner". S. 220

Claudius, Matthias, * 15. 8. 1740, † Hamburg 21. 1. 1815, Dichter. Werke: „Wandsbecker Bote", „Gedichte". S. 114

Clausewitz, Karl v., * 1. 6. 1780, † 16. 11. 1831, Preußischer General und Militärschriftsteller. Werk: „Vom Kriege" (1832–34). S. 137

Cocceji, Samuel, Frhr. v., * Heidelberg 2. 10. 1679, † Berlin 4. 10. 1755, Preußischer Staatsmann, Großkanzler 1747, hochverdient um die preußische Rechtspflege. S. 104

Cranach, Lucas, * Kronach 1472, † Weimar 1553, Maler und Holzschneider. Werke: Altarwerke, Bildnisse („Luther", „Melanchthon" u. a.), Kupferstiche, Miniaturen. S. 43

Dalberg, Freiherr von, * Herrnsheim 8. 2. 1744, † Regensburg 10. 2. 1817. Letzter Kanzler des alten Reichs, Förderer des Rheinbunds, Typ des aufgeklärten geistlichen Fürsten. S. 109

Danckelmann, Eberhard, Freiherr von, * Bingen (Westf.) 23. 11. 1643, † Berlin 31. 3. 1722, Brandenburgischer Staatsmann, Förderer von Handel, Kunst, Wissenschaften, 1697 als Opfer eines Ränkespiels für Jahre eingekerkert. S. 99

Derfflinger, Georg, Frhr. v., * Neuhofen (Ober-Oesterreich) 10. 3. 1606, † bei Küstrin 4. 2. 1695, zuerst in schwed. Diensten, seit 1655 kurbrandenburgisch. Sieg über die Schweden bei Fehrbellin 1675. S. 100

Droste-Hülshoff, Annette v., * Hülshoff 10. 1. 1797, † Meersburg 24. 5. 1848, Westfälische Dichterin. Werke: Balladen, Novellen, „Judenbuche". S. 172

Dürer, Albrecht, * Nürnberg 21. 5. 1471, † Nürnberg 6. 4. 1528, Maler, Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte. S. 46

Eckehart, Meister, * um 1260, † 1327 Köln. Dominikaner. Größter deutscher mystischer Philosoph. S. 31

Eckart, Dietrich, * Neumarkt (Obpf.) 23. 3. 1868, † Berchtesgaden 26. 12. 1923. Dichter, Vorkämpfer der nationalsozialistischen Bewegung. S. 233

Eichendorff, Jos. Frhr. v., * Lubowitz 10. 3. 1788, † Neiße 26. 11. 1857. Romant. Dichter. Werke: „Aus dem Leben eines Taugenichts", Lieder, Novellen. S. 152

Elisabeth von Thüringen, * 1207, † 1231, Landgräfin von Thüringen. S. 29

Eschenbach, Wolfram von, * um 1170, † 1220. Mittelhochdeutscher Dichter. Epos „Parzival". S. 26

Eugen von Savoyen, Prinz, der edle Ritter, * Paris 18. 10. 1663, † 21. 4. 1736. Oesterr. Feldmarschall. Kämpfte gegen die Türken, Zenta 1697, Peterwardein 1716, Belgrad 1717. S. 101

Fichte, Joh. Gg., * Rammenau 19. 5. 1762, † Berlin 29. 1. 1814, Philosoph, 1793 Professor, seit 1810 in Berlin. Werk: „Reden an die deutsche Nation" (1808). S. 129

Flex, Walter, * Eisenach 6. 8. 1887, gef. Oktober 1917 auf der Insel Oesel, Dichter. Kriegsgedichte, „Wanderer zwischen beiden Welten". S. 228

Fock, Gorch, Pf. für Hans Kinau, * Finkenwärder 22. 8. 1880, gef. in der Seeschlacht am Skagerrak 1. 6. 1916. Werke: „Seefahrt ist Not", „Kriegstagebuch". S. 229

Friedrich, Kaspar David, * Greifswald, 5. 9. 1774, † 7. 5. 1840, Maler, Professor der Kunstakademie Dresden, Romantische Stimmungslandschaften. S. 154

Friedrich I. Rotbart, * 1121, regiert 1152–90, Kaiserkrönung Rom 1155, fünf Römerzüge gegen Papst und oberitalienische Städte, ertrank auf dem 3. Kreuzzug 10. 7. 1190. S. 22

Friedrich II. von Hohenstaufen, 1194–1250, König 1215, Kaiserkrönung 1220. S. 24

Friedrich II. v. Preußen, * 24. 1. 1712, † 17. 8. 1786, König 1740, Siebenjähr. Krieg, Aufbau des Preußischen Staates. S. 103

Friedrich III., der Weise, Kurfürst von Sachsen, 1486–1525, * Torgau 17. 1. 1463, † 5. 5. 1525, stiftete 1502 die Universität Wittenberg, förderte die Reformation. S. 68

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, 1640–88, * 1620, erlangte Hinterpommern, Loslösung Preußens von Polen (Friede von Oliva), Schlacht bei Fehrbellin 1675. S. 98

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, reg. 1713–40, * 15. 8. 1688. Der Soldatenkönig, organisierte Heer und Beamtentum. S. 102.

Frundsberg, Georg, * 22. 9. 1473, † 28. 8. 1528 Mindelheim, Kaiserlicher Feldhauptmann, Landsknechtsführer in Deutschland und Italien (Sieg von Pavia). S. 57

Fugger, Jakob, * 1459, † 1525, Augsburger Handelsherr, gründete die Fuggerei. S. 74

Gauß, Karl Fr., * Braunschweig 30. 4. 1777, † Göttingen 22. 2. 1855, Mathematiker und Astronom. Arbeitete über Erdmagnetismus. S. 188

Gerhardt, Paul, * Gräfenhainichen 12. 3. 1607, † Lübben 7. 6. 1676, evangelischer Pfarrer, Dichter geistlicher Lieder. S. 89

Gero, Markgraf der Ostmark, † 20. 5. 965, seit 937, zwang den Polenkönig 963 zur Anerkennung des deutschen Reiches. S. 15

Gluck, Ritter Chr. Willibald v., * Ernsbach (Obpf.) 2. 7. 1714, † Wien 15. 11. 1787. Hauptbegründer der deutschen Oper. Werke: „Orpheus", „Alceste", „Paris und Helena", „Iphigenia". S. 93

Gneisenau, August Neithardt Graf v., * Schildau (Pr. Sa.) 27. 10. 1760, † Posen 24. 8. 1831, verteidigte 1807 Kolberg, Generalstabschef Blüchers. S. 138

Görres, Jos. v., * Koblenz 25. 1. 1776, † München 29. 1. 1848. Streitschriften gegen Napoleon, Vorkämpfer für die deutsche kath. Bewegung. S. 132

Goethe, Joh. Wolfgang v., * Frankfurt 28. 8. 1749, † Weimar 22. 3. 1832. Werke: „Faust", „Iphigenie", „Tasso", „Wilhelm Meister" u. a. S. 123

Gotthelf, Jeremias (eigentlich Albert Bitzius), * 4. 10. 1797, † 22. 10. 1834, schweiz. Pfarrer und Dichter, „Uli der Knecht". S. 169

Grabbe, Chr. Dietr., * Detmold 11. 12. 1801, † 12. 9. 1836, Dramatiker. Werke: „Napoleon", „Hermannschlacht". S. 163

Grillparzer, Franz, * 15. 1. 1791, † Wien 21. 1. 1872, Dichter. Dramen: „Ahnfrau", „Weh dem, der lügt,", „Sappho". S. 167

Grimm, Jakob, * Hanau 4. 1. 1785, † Berlin 20. 9. 1863, Sprachforscher. Werke: Deutsche Märchen, Deutsche Grammatik. S. 149

Grimm, Wilhelm, * Hanau 24. 2. 1786, † Berlin 16. 12. 1859. S. 149

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, * um 1625, † 1676, Dichter. Werk: „Der Abenteuerliche Simplizissimus", der Roman des Dreißigjährigen Krieges. S. 86

Grünewald, Matthias, wirkte zwischen 1503 und 1529, Maler. Werk: „Isenheimer Altar", Kolmar. S. 45

Gustav Adolf, König von Schweden, * 19. 12. 1594, gef. bei Lützen 16. 11. 1632, nahm am Dreißigjährigen Krieg teil, erwarb die Südostküste der Ostsee für Schweden. S. 82

Gutenberg, Johannes Gensfleisch, * Mainz um 1400, † um 1468, erfand den Druck mit gegossenen, beweglichen Lettern. S. 52

Haeckel, Ernst, * Potsdam 6. 2. 1834, † Jena 9. 8. 1919, Zoologe und Philosoph. Werke: „Die Welträtsel", „Natürliche Schöpfungsgeschichte". S. 190

Hahnemann, Samuel, * Meißen 10. 4. 1755, † Paris 2. 8. 1843, Arzt, Begründer der Homöopathie. S. 185

Händel, Georg Friedrich, * Halle 23. 2. 1685, † London 14. 4. 1759, Tondichter. Werke: „Messias", „Julius Cäsar". S. 92

Haydn, Joseph, * Rohrau 31. 3. 1732, † Wien 31. 5. 1809, Tondichter. Werke: „Schöpfung", „Jahreszeiten", Kammermusik und Symphonie. S. 94

Hebbel, Friedrich, * Wesselburen 18. 3. 1813, † Wien 13. 12. 1863, Dichter. Dramen: „Judith", „Maria Magdalena", „Nibelungen". S. 166

Hebel, Joh. Peter, * Hausen (Wiesental) 10. 5. 1760, † Schwetzingen 22. 9. 1826, Dichter, Prälat. Werk: „Schatzkästlein des rhein. Hausfreunds". S. 150

Hegel, Georg Wilh. Fr., * Stuttgart 27. 8. 1770, † Berlin 14. 11. 1831, Philosoph. Werk: „Phänomenologie des Geistes" (1807). S. 125

Heinrich II., * 6. 5. 973, † 13. 7. 1024, Deutscher Kaiser aus dem Hause der Salier, Erbauer des Doms zu Bamberg. S. 16

Heinrich IV., * 11. 11. 1050, † 7. 8. 1106, Deutscher Kaiser, König seit 1054, kämpfte gegen das Papsttum, ließ Papst Gregor VII. 1076 zu Worms absetzen, wurde gebannt, 1077 nach Buße zu Canossa gelöst. S. 18

Heinrich der Löwe, * 1129, † 1195, Herzog von Bayern und Sachsen, Gründer von Lübeck und München, Kolonisator des Ostens, 1180 geächtet. S. 23

Heinrich v. Plauen, * um 1370, † Burg Lochstädt 1429. Hochmeister des deutschen Ordens. 1410 Verteidigung der Marienburg. 1413 Absetzung durch aufsässige Ritter. S. 36

Helmholtz, Hermann v., * Potsdam 31. 8. 1821, † Charlottenburg 8. 9. 1894, Physiolog und Physiker. S. 189

Herder, Joh. Gottfr. v., * Mohrungen 25. 8. 1744, † Weimar 18. 12. 1803, Theologe und Schriftsteller. Werk: „Stimmen der Völker in Liedern". S. 121

Hermann der Cherusker, * etwa 17 v. Chr., † 21 n. Chr., Cheruskerfürst, Befreier Germaniens von der römischen Herrschaft, Schlacht im Teutoburger Wald 9 n. Chr. S. 11

Hindenburg u. Beneckendorf, Paul von, * Posen 2. 10. 1847, † Neudeck 2. 8. 1934, Generalfeldmarschall und Reichspräsident, Sieger von Tannenberg 1914, Chef d. Generalstabs d. Feldheeres seit 29. 8. 1916, seit 26. 4. 1925 Reichspräsident, 30. 1. 1933 Berufung Adolf Hitlers zum Reichskanzler. S. 226

Hipler, Wendelin, ehem. Hohenlohescher Kanzler, maßgebender Führer der Bauern im Bauernkrieg S. 63

Hitler, Adolf, * Braunau a. I. 20. 4. 1889, 30. 1. 1933 Führer und Reichskanzler. S. 234

Hofer, Andreas, * 1767, † 1810, Sandwirt, Führer der Tiroler Bauern gegen Napoleon. 20. 2. 1810 in Mantua erschossen. S. 142

Hoffmann v. Fallersleben, Aug. Heinrich, * Fallersleben 2. 4. 1798, † Schloß Korvei 20. 1. 1874. „Deutschland, Deutschland über alles". S. 164

Holbein, Hans der Jüngere, * Augsburg 1497, † London 1543, Maler. Werke: Bildnisse, Zeichnungen, Holzschnitte (Totentanz). S. 47

Hölderlin, Friedrich, * Laufen 20. 3. 1770, † Tübingen 7. 6. 1843, Dichter. Geisteskrank seit 1802. Werke: „Hyperion", „Gedichte". S. 146

Moltke, Helmuth Graf v., * Parchim 26. 10. 1800, † Berlin 24. 4. 1891, Chef des deutschen Generalstabs 1858. Feldzugspläne 1864, 66, 70/71. S. 210

Mörike, Eduard, * Ludwigsburg 8. 9. 1804, † Stuttgart 4. 6. 1875, Dichter, bes. Lyriker. Roman: „Maler Nolten", Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag". S. 153

Möser, Justus, * Osnabrück 14. 12. 1720, † 8. 1. 1794, Schriftsteller. Werk: „Patriotische Phantasien". S. 113

Motz, Friedrich von, * Kassel 18. 11. 1775, † Berlin 30. 6. 1830, preußischer Staatsmann, hochverdient um die Gründung des Zollvereins. S. 207

Mozart, Wolfgang Amadeus, * Salzburg 27. 1. 1756, † Wien 5. 12. 1791, Komponist. Dramat. Opern: „Figaro", „Don Juan", „Cosi fan tutte", „Zauberflöte", ferner Sinfonien, Kirchen- und Kammermusik. S. 95

Neumann, Balthasar, * Eger 1687, † Würzburg 1753, bedeutendster deutscher Barockbaumeister. Werke: Schloß Würzburg und Bruchsal. S. 110

Nietzsche, Friedrich, * Röcken bei Lützen 15. 10. 1844, † Weimar 25. 6. 1900, geisteskrank seit 1889, Philosoph und Dichter. Werke: „Also sprach Zarathustra" (1883), „Der Wille zur Macht", „Gedichte". S. 217

Otto I. der Große, * 912, † Memleben 973, 936 Deutscher König, siegte 955 über die Ungarn. S. 14

Paracelsus, Theophrastus, (Bombast v. Hohenheim), * Maria Einsiedeln (Schwyz) 17. 12. 1493, † Salzburg 23. 9. 1541, Arzt, vielseitiger Naturforscher und mystischer Philosoph, Begründer der neuen Heilmittellehre. S. 61

Parler, Peter, * 1333, † Prag 1398, Dombaumeister zu Prag, Angehöriger der Baumeister- und Steinmetzfamilie Parler aus Schwäb. Gmünd. S. 39

Pestalozzi, Joh. Heinr., * Zürich 12. 1. 1746, † zu Brugg 17. 2. 1827, Begründer d. neueren Pädagogik. Werk: „Lienhard und Gertrud". S. 112

Peters, Karl, * Neuhaus a. d. Elbe 27. 9. 1856, † Woltorf (Hann.) 10. 9. 1918, Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika 1885. S. 200

Pufendorf, Samuel, Frhr. v., * in Sachsen 8. 1. 1632, † Berlin 26. 10. 1694, Völkerrechtslehrer. S. 97

Raabe, Wilhelm, * Eschershausen (Braunschweig) 8. 9. 1831, † Braunschweig 15. 9. 1910, Erzähler. Werke: „Die Chronik der Sperlingsgasse", „Der Hungerpastor", „Abu Telfan". S. 171

Ranke, Leopold v., * in Wiehe (Thür.) 21. 12. 1795 † Berlin 23. 5. 1886, Historiker. Werke: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", „Zwölf Bücher Preußische Geschichte", „Englische Geschichte", „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten", „Weltgeschichte". S. 214

Rauch, Christian, * Arolsen 2. 1. 1777, † Dresden 3. 12. 1857, Bildhauer, Klassizist, wirkte in Berlin. Werke: Grabdenkmal der Königin Luise, Reiterstandbild Friedrichs des Großen. S. 176

Repgow, Eike von, Schöffe und Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts, Verfasser des „Sachsenspiegels". S. 32

Rethel, Alfred, * bei Aachen 15. 5. 1816, † Düsseldorf 1. 12. 1859, geisteskrank. Werke: Fresken, Zeichnungen, Holzschnitte „Totentanz". S. 178

Reuchlin, Joh., * Pforzheim 22. 11. 1455, † im Schwarzwald 30. 6. 1522, Humanist und Sprachforscher. S. 59

Richter, Ludwig, * Dresden 28. 9. 1803, † 19. 6. 1884, Landschafts- und Genremaler, Illustrator. S. 155

Richthofen, Ferd., Fhr. v., * Karlsruhe (Schl.) 5. 5. 1833, † Berlin 6. 10. 1905, Geograph, Reisen nach Ostasien, Forschungen besonders in China. S. 192

Riemann, Heinrich Arminius, * Ratzeburg 6. 12. 1793, † Friedland (M.) 26. 1. 1872, Theologe, Lützower Jäger, Redner auf dem Wartburgfest 1817, Mitbegründer der Urburschenschaft. S. 145

Riemenschneider, Tilman, * Osterode 1468, † Würzburg 1531, Bildhauer und Holzschnitzer. Werke: Grabmal Heinrichs II., Rudolf von Scherenberg, Altäre in Münnerstadt und Creglingen. S. 48

Roon, Albrecht, Graf von, * Pleushagen bei Kolberg 30. 4. 1803, † Berlin 23. 2. 1879, Kriegsminister, Reorganisator der preuß. Armee. S. 211

Roswitha von Gandersheim, * um 935, † um 1000, Dichterin und Nonne. Werke: Lateinische geistliche Dramen. S. 28

Rudolf I. von Habsburg, * 1. 5. 1218, † Germersheim 15. 7. 1291. Begründer der Habsburgischen Hausmacht. S. 33

Ruyter, Michiel, * Vlissingen 24. 3. 1607, † Syrakus 29. 4. 1676, niederl. Seeheld, Oberbefehlshaber gegen die engl.-franz. Flotte. S. 85

Sachs, Hans, * Nürnberg 15. 11. 1494, † Nürnberg 15. 1. 1576, Meistersinger und Schuhmacher Werk: Fastnachtsspiele, Gedichte. S. 76

Salza, Hermann v., † 1239, Deutscher Ordenshochmeister, Gründer des preuß. Ordensstaates, Kanzler Kaiser Friedrichs II. S. 25

Scharnhorst, Gerh. Joh. David, * bei Hannover 12. 11. 1755, † Prag 28. 6. 1813, preuß. General, Reformator des Heereswesens. S. 136

Schill, Ferdinand v., * Wilmsdorf (Sa.) 6. 1. 1776, † Stralsund 31. 5. 1809, Major. Versuchte 1809 die allgemeine Erhebung gegen Napoleon. S. 141

Schiller, Friedr., * Marbach 10. 11. 1759, † Weimar 9. 5. 1805, Dichter, Professor der Geschichte in Jena. Werke: „Räuber", „Wallenstein" u. a. S. 122

Schinkel, Karl Friedrich, * Neuruppin 13. 3. 1481, † Berlin 9. 10. 1841, Erbaute Altes Museum, Schauspielhaus Berlin. S. 175

Schlageter, Albert Leo, * Schönau (Baden) 12. 8. 1894, † Golzheimer Heide bei Düsseldorf 26. 4. 1923, Freiheitskämpfer während der Ruhrbesetzung, als deutscher Kämpfer von den Franzosen standrechtlich erschossen. S. 230

Schleiermacher, Friedrich Daniel, * Breslau 21. 11. 1768, † Berlin 12. 2. 1834, Prediger und Philosoph. Werk: „Reden über die Religion" 1799. S. 131

Schlieffen, Alfred Graf von, * Berlin 28. 2. 1833, † Berlin 4. 1. 1913, Preußischer Feldmarschall, Generalstabschef 1891–1906, Aufmarschplan zum Zweifrontenkrieg. S. 224

Schongauer, Martin, * Colmar 1445, † Breisach 1488, Maler und Kupferstecher. Werk: „Madonna im Rosenhag". S. 41

Schopenhauer, Arthur, * Danzig 22. 2. 1788, † Frankfurt a. M. 21. 9. 1866. Pessimistischer Philosoph. Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" S. 216

Schubert, Franz, * Wien 31. 1. 1797, † Wien 19. 11. 1828, Komponist und Schöpfer des modernen Liedes. S. 157

Schurz, Karl, * Köln 2. 3. 1829, † Neu York 14. 5. 1906, flüchtete 1848, seit 1852 Amerika. Geistiger und politischer Führer der Deutsch-Amerikaner. S. 212

Schütz, Heinrich, * 8. 10. 1585, † 6. 11. 1672, Tondichter, bedeutendster Vorgänger Bachs. Kirchenmusik. Erste deutsche Oper („Dafne", 1627). S. 90

Siemens, Werner v., * Lenthe 13. 12. 1816, † Charlottenburg 6. 12. 1892, Physiker und Ingenieur. Bahnbrechend auf dem Gebiete der Elektrotechnik. Erste Dynamomaschine. S. 196

Stein, Karl Frhr. von u. zum, * Nassau 26. 10. 1757, † in Westfalen 29. 6. 1831, Reorganisator Preußens nach 1806, Bauernbefreiung, Städteordnung. S. 135

Eine Reihe der in diesem Werk enthaltenen Bildnisse ist auch im Corpus Imaginum, Sammlung authentischer Bildnisse aus Vergangenheit und Gegenwart, zu finden. Einzelblätter aus dem Corpus Imaginum, in Größe 46×33 cm, sind durch die Photographische Gesellschaft Berlin zu beziehen. Preis je RM 4.—

Bücher vom Werden und Wirken deutscher Führer



A. v. Humboldt

Große Forschungsreisende

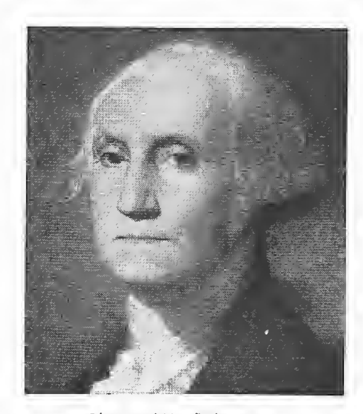
Ein Buch von Abenteurern, Entdeckern und Gelehrten. Von **Ewald Banse**

Mit 40 Abb. Geh. M. 7.50, Lwd. M. 9.40

Aus dem Inhalt: Marko Polos tragisches Forscherschicksal / Bartolomeo Dias / Vasko da Gama / Was Columbus wirklich geleistet hat / Magellans Erdumseglung / Wie James Cook das britische Weltreich begründen half / Niebuhr, Erforscher Arabiens / Seetzen und Burckhard, die „Mohammedaner" unter Mohammedanern / Humboldt, der Reisende, Gelehrte und Künstler / Hornemann und Caillié, die ersten Saharareisenden / Der Abenteurer und Forscher Franz Junghuhn / Livingstones Schicksal / Heinrich Barths Afrikareisen / Gerhard Rohlfs: Offizier, Arzt, Fremdenlegionär, Glücksjäger – Entdeckungsreisender / Nachtigal / Hermann von Wißmann / Richthofen / Schweinfurth / Stanleys Jagd nach Livingstone / Nansen, der nordische Wiking / Roald Amundsen.

Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen. 2., verm. Auflage. Von Prof. **Philipp Lenard.** Mit 70 teils ganzseitigen Bildnissen. Geh. M 9.—, Lwd. M. 10.80.

Aus dem Inhalt: Pythagoras / Euklid / Archimedes / Leonardo / Kopernikus / Galilei / Kepler / Descartes / Guericke / Römer / Boyle / Huygens / Newton / Leibniz / Watt / Scheele / Galvani / Volta / Humboldt / Fraunhofer / Laplace / Ampère / Ohm / Gauß / Faraday / Weber / Mayer / Helmholtz / Darwin / Bunsen / Kirchhoff / Hittorf / Boltzmann / Stefan / Hertz / Hasenöhrl.



Georg Washington

Gestalter der Welt (Große Feldherrn)

Von Gen. d. Inf. **Alfred Krauß.** Mit 8 Bildnissen, 1 Karte, 3 Kartenskizzen. Geh. M. 4.50, Lwd. M. 6.–.

Krauß behandelt in seinen Studien Alexander den Großen, Hannibal, Cäsar, Hermann den Cherusker, Mohammed, Karl den Großen, Cromwell, Friedrich den Großen, Washington, Napoleon, Wilhelm I. – Bismarck – Moltke

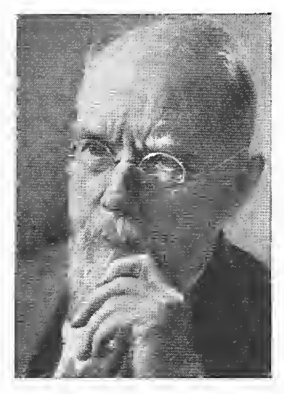
„Das Buch ist ein weltgeschichtliches Panorama, in dem die Titanen der Menschheit an uns vorüberziehen, die Gewaltigen, die nach ihrem Willen die Landesgrenzen der Völker umgestalteten. Wir wünschen dem Buche weiteste Verbreitung." **Deutscher Offiziersbund**

*

Zwei billige Volksausgaben.
Prächtige Geschenkbücher für die Jugend!

Friedrich der Große. Unser Held und Führer. Von **Oskar Fritsch.** Mit 31 Tiefdruckbild., 23 Textabb. u. 4 Schlachtplän. Kart. M. 2.80, Lwd. M. 4.–.

Deutschlands Knechtschaft und Befreiung. Das Zeitalter der Befreiungskriege im Lichte der Gegenwart. Mit 16 Tiefdruckbildern und 74 Textabbildungen. Kart. M. 2.80, Lwd. M. 4.—.



Frohe Lebensarbeit

Erinnerungen und Bekenntnisse eines Hygienikers und Naturforschers

Von Professor Dr. K. B. Lehmann

Mit 7 Bildtafeln. Geheftet M. 4.50, Leinwand M. 6.–

„Eine Fülle von Persönlichkeiten, deren Namen uns mehr oder weniger vertraut sind, sind in Lehmanns Lebensschilderung verflochten. Ein behagliches, ein liebenswürdiges Buch, fern von Kampf und Neid, das uns teilnehmen läßt an dem reichen Innenleben eines auf hoher geistiger Warte stehenden abgeklärten Mannes." Die Umschau



Jahresringe

Innenansicht eines Menschenlebens

Von Alfred E. Hoche

vordem Professor der Psychiatrie in Freiburg i. Br.

4.–6. Tsd. Mit 1 Bildnis. Geh. M. 4.50, Lwd. M. 6.–

Eine Lebensdarstellung von höchst eigenartiger Prägung, wie schon der Titel verrät. Der als Psychiater und durch seine Dichtungen bekannte Verfasser beschränkt sich nicht auf eine anekdotenhafte Schilderung seiner äußeren Lebensumstände. Das Studium des gesunden und des kranken Seelenlebens, dem er seine Lebensarbeit gewidmet hat, befähigt ihn ganz besonders, in die Tiefen seines eigenen Ichs hinabzusteigen, wie auch zu all den Fragen Stellung zu nehmen, die ernste und suchende Menschen bewegen. Jedem Gebildeten hat das Buch viel zu sagen in seiner Stellungnahme zu Fragen wie Tod, Unsterblichkeit, Leib und Seele usw. Die oft von einem reichen Humor durchwobene Darstellung gibt das Lebensbild eines echten, deutschbewußten Gelehrten und Forschers.

Der Irrgang der deutschen Königspolitik

Die Lehren der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft

Von General d. Inf. Alfred Krauß

Geheftet M. 7.20, Leinwand M. 9.–

„Was diesem Buche Farbe und Leben gibt, ist nicht das Einzelwissen, die stilvolle Episode, sondern die leidenschaftliche Liebe zu Großdeutschland, die aus jeder Zeile spricht, das Ringen um Wahrheit und Klarheit. Man fühlt, daß dieser Mann so manche anerzogene liebgewordene Vorstellung nur schweren Herzens fallen läßt, aber der Drang nach Erkenntnis ist stärker in ihm als bequeme dahindämmernde Romantik. Es kann nur begrüßt werden, wenn die tapferen und rücksichtslosen Betrachtungen des Generals Krauß so manche versteinerten Äcker aufbrechen und dazu bereiten, neuen Samen aufzunehmen." Der Tag



Gorch Fock

Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel!

Kriegs- und Bordtagebuch des Dichters. Aus dem unveröffentlichten Nachlaß herausgegeben und bearbeitet von Jakob Kinau und Marie Luise Droop. Kart. M. 3.80, Lwd. M. 5.–.

Gorch Fock plante, aus seinen Kriegs- und Bordtagebüchern, sowie aus den Briefen an seine Frau „sein" Kriegsbuch zu schaffen; sein allzufrüher Seemannstod vereitelte die Ausführung dieses Planes. Achtzehn Jahre lang ruhten die Blätter wohlverwahrt in der Obhut seiner Witwe. Jetzt übergibt der Bruder Jakob Kinau das Vermächtnis des Dichters dem deutschen Volke. Die Aufzeichnungen reichen von Gorch Focks Eintritt ins Heer bis zur Skagerrakschlacht. Mit den letzten Blättern, die mit dem Leichnam Focks an die Küste angeschwemmt wurden, schließt das prachtvolle Buch. Es ist ein glühendes Bekenntnis des Dichters zu seinem Volke und zur heißgeliebten See.

Trotz allem! Ein Buch der Front. Von Helmut Stellrecht. Geh. M. 4.–. Lwd. M. 5.40.

In der großen Masse der Kriegsliteratur nimmt Stellrechts Erlebnisbuch eine Sonderstellung ein. In diesem Kriegsbuch eines jungen Artilleristen, der unfertig und noch romantisch die Fahrt feindwärts beginnt, erleben wir die Front, wie sie in kurzem den Jüngling zum Mann schlägt. Außerordentlich fesselnd sind besonders auch die weniger bekannten Kämpfe um Udine, an der Piave und am Isonzo gestaltet, die in jäher Steigerung dann zu den Materialschlachten des letzten Kampfjahres im Westen führen. Pommersche Zeitung (NSDAP).

Wir von der Infanterie. Tagebuchblätter aus 5 Jahren Front- und Lazarettzeit. Von Friedrich Lehmann. 16.–19. Tausend. Geh. M. 2.70, Lwd. M. 4.—.

Hier wird das Erleben des Krieges in seinem ganzen Umfange, in seiner unendlichen Vielseitigkeit dargestellt, nicht zuletzt in seiner tiefen, umwälzenden Wirkung auf die Seele des Frontsoldaten. Dazu gehört vor allem eine scharfe, unerbittliche Selbstbeobachtung und eine Offenheit, die vor nichts zurückschreckt. Es ist das Kriegsbuch der deutschen Menschen. Völkischer Beobachter.

★

Der Weg der braunen Kämpfer

Ein Frontbuch von 1918–33. Von Ludwig Freiwald

Mit einem farbigen Umschlagbild. Preis in steif. Umschl. M. 4.60, Lwd. M. 6.–.

Freiwalds Erzählergeschick ist aus seinen erfolgreichen Marinebüchern überall bekannt. Hier betritt er neuen Boden und stellt die deutsche Geschichte der letzten 15 Jahre aus eigenem Erleben, als Frontkämpfer und Soldat Adolf Hitlers, dar. Mit großem Geschick weiß er aus zahllosen Einzelsteinen ein Gesamtbild der düsteren Jahre der deutschen Republik zu gestalten. Selten wohl ist eine so einprägsame Darstellung der Kampfjahre der deutschen Erhebung gegeben worden, wie hier. Ein Buch, das in jedes deutsche Haus gehört, weil man aus ihm ermessen kann, welches Elend das deutsche Volk durchlaufen hat und was es seinen so lange verkannten und begeiferten Rettern zu danken hat.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens

Von Prof. Dr. Wolfgang Schultz, München

4.—6. Tausend

Mit 160 Abb. auf 80 Tafeln u. 3 Karten.
Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.50

„Das Buch von Wolfgang Schultz ist sachkundig und zuverlässig im einzelnen, großzügig in der Gesamtschau und im besten Sinne gemeinverständlich.
Ob Schultz die Werkkunst, die Dichtkunst oder die Religion der Germanen beleuchtet, ob er die Zeugnisse dinglicher oder geistiger Kultur in Wort und Bild herausstellt: überall spüren wir, hier ist nichts Unbewiesenes, zweckhaft Umgebogenes, phantastisch Vergewaltigtes, hier ist rückhaltsloser Drang zur Wahrheit, wirklich wissenschaftlicher Geist. Aber nirgendwo bleibt er im bloß Stofflichen stecken, überall erhebt er sich zu weiter Sicht, die Vorzeit, Gegenwart und Zukunft in eins zu schauen vermag; und gerade im krönenden letzten Kapitel: „Und wir" zeigt es sich, daß sein Ziel, die Germanen als weltgeschichtliche Persönlichkeit zu erfassen, ihre Hinterlassenschaft als Ausdruck ihres Kulturwillens zu würdigen und ihren dreitausendjährigen Schicksalsweg als Forderung an unsere Gegenwart und als Aufgabe für unsere Zukunft zu deuten, in jeder Beziehung erreicht ist. — Ausstattung und Bildschmuck des Buches sind über jedes Lob erhaben." Die völkische Schule.